Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1856.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Ich wage es, ein Deutscher, das Wort über die französische Geschichte zu ergreifen.

Große Völker und Staaten haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthistorischen, und so bietet auch ihre Geschichte eine zweifache Seite dar. Inwiefern sie ein wesentliches Moment in der allgemeinen Entwickelung der Menschheit bildet, oder in dieselbe beherrschend eingreift, erweckt sie eine weit über die Schranken der Nationalität hinausreichende Wißbegierde und zieht die Aufmerksamkeit und die Studien auch der Nichteingebornen auf sich.

Vielleicht läßt sich behaupten, daß der vornehmste Unterschied zwischen den griechischen Historikern, welche die Geschichte des alten Roms in der Zeit seiner Blüthe und vollen Kraft behandelten, und den römischen selbst, eben darin lag,

daß jene die welthistorische Seite ergriffen, diese die nationale Auffassung festhielten und ausbildeten. Der Gegenstand ist derselbe; durch die Gesichtspunkte unterscheiden sich die Schriftsteller, zusammen unterrichten sie die Nachwelt.

Unter den neueren Völkern hat aber keines einen mannigfaltigeren und anhaltenderen Einfluß auf die übrigen ausgeübt, als das französische. Man hat wohl sagen hören: die französische Geschichte, wenigstens in den neueren Jahrhunderten, sei schon die Geschichte von Europa. Ich bin weit entfernt diese Meinung zu theilen. Von den vier andern großen Nationen der europäischen Culturwelt umgeben, hat sich die französische gegen die Anregungen, die ihr von diesen kamen, keineswegs verschlossen. Literarische und künstlerische Cultur empfing sie aus Italien; den vornehmsten Begründern der Monarchie des siebzehnten Jahrhunderts stand das Muster von Spanien vor Augen; die Tendenzen der religiösen Reform schlossen sich an Deutschland, die der politischen an das Beispiel von England an.

Aber unläugbar ist es doch, daß die allgemeinen Gährungen, wenigstens des Continents, seit langer Zeit hauptsächlich in Frankreich entsprungen sind. Mit den großen Problemen des Staats und der Kirche haben sich die Franzosen immer auf das lebendigste beschäftigt, und sie mit eigenthümlichem Talent des Ausdrucks allen andern nahe gebracht; es ist allezeit ihre Art gewesen, die freien Bestrebungen der Geister, daß ich so sage, zu centralisiren, und der ergriffenen Theorie

eine praktische Anwendung zu geben. Und mit nichten allein im Reiche der Meinungen suchten sie zu herrschen. Von nationalem Selbstgefühl fortgerissen, ehrgeizig und kriegslustig, haben sie ihre Nachbarn unaufhörlich auch mit den Waffen in Athem gehalten, entweder aus ihren Systemen Ansprüche entwickelnd oder auch ohne dieß, bald angreifend, bald gegen wirkliche oder vermeinte Gefahren sich vertheidigend, zuweilen Unterdrückte befreiend, noch öfter bemüht, Freie zu unterdrücken. Dann und wann sind Epochen eingetreten, in welchen die nationale Geschichte von Frankreich durch die Bedeutung dessen, was sich in ihr vollzog, und durch den Umfang der allgemeinen Einwirkung, die sich daran knüpfte, an und für sich einen universalhistorischen Charakter gewonnen hat.

Eine solche Epoche ist die, welche ich in diesem Buche zu vergegenwärtigen unternehme.

Gestalten, wie König Franz I., Catharina Medici mit ihren Söhnen, Admiral Coligny und die beiden Guisen, der große Bourbon Heinrich IV., Maria Medici selbst, Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., gehören so gut der allgemeinen Geschichte an, wie der französischen. Alle diese Persönlichkeiten, durch große und gute, oder auch durch entgegengesetzte Eigenschaften ausgezeichnet, empfingen doch ihr unterscheidendes Gepräge durch ihre Beziehungen zu dem religiös-politischen Kampfe, der das sechzehnte und das siebzehnte Jahrhundert allenthalben erfüllte. Es kam dabei nicht so sehr auf den Gegensatz der beiden Doctrinen an, denen innerhalb Frankreichs

weder auf der einen noch auf der andern Seite viel hinzugesetzt wurde, als auf das Verhältniß derselben zu dem Staate und den Parteien, die um die Herrschaft kämpften. In welche Lage gerieth oftmals, bestritten, beinahe überwältigt, weniger beschränkt als bedroht, die höchste Gewalt: bis sie sich endlich unter ungeheuern Anstrengungen befestigte, und das Königthum aus all den Stürmen in einer Machtfülle hervorging, mit der es in den romanisch-germanischen Nationen noch nie bekleidet gewesen war. Die Erscheinung der unumschränkten Monarchie an sich, die Nachahmung die sie hervorrief, ihre Ansprüche und Unternehmungen, sowie der Widerstand, den sie fand, machten sie lange Zeit zum Mittelpunkt der Bewegungen Europa's und der Welt.

Unendlich viel ist von jeher über die Geschichte dieser Epoche geschrieben worden; zu eigentlichem Verständniß schien es mir nicht auszureichen. Die gleichzeitigen Schriften, in ihrer lebhaften Färbung, tragen das Gepräge des Augenblicks in dem sie entstanden sind; Gesichtspunkte der Partei oder der Einzelnen beherrschen sie großentheils. Von der historischen Tradition wie sie sich seit Mezeray gebildet hat, und wie sie zuletzt von Sismondi in erweiterter Ausführung vorgetragen worden ist, haben gelehrte Franzosen vorlängst bemerkt, auf wie wenig festem Boden sie beruhe; man hat sie an einzelnen Stellen durchbrochen, aber ist im Ganzen meistens darauf zurückgekommen. Um der Wahrheit der Thatsachen näher zu treten, waren mir die Publicationen urkundlichen Stoffes, welche in

den letzten Jahrzehnten in Frankreich zu Tage gefördert worden, so wie einige ältere in den Niederlanden oder in Italien erschienene, die bisher unbenutzt geblieben sind, von großem Werth. Vornehmlich aber konnte ich auch dießmal aus zahlreichen ungedruckten Documenten schöpfen. Es sind italienische Relationen, aus Rom und aus Venedig, die sich über den ganzen Zeitraum hin erstrecken, spanische und englische Correspondenzen aus einigen der wichtigsten Jahre, jene des sechzehnten, diese des siebzehnten Jahrhunderts; Briefe und Aufzeichnungen französischer Staatsmänner und Könige; Actenstücke ständischer und parlamentarischer Verhandlungen; diplomatische Mittheilungen anderen mannigfachen Ursprungs, von denen vieles in seiner ganzen Ausdehnung vorgelegt zu werden verdiente. Allezeit boten sie mir willkommene Belehrung dar, nicht selten haben sie meine historische Ueberzeugung entschieden; ich behalte mir vor, ausführlicheren Bericht davon zu geben. Nicht allein in französischen oder englischen, sondern auch in italienischen, deutschen, belgischen Bibliotheken und Archiven fanden sie sich. Denn an dem was Alle betraf, nahmen auch Alle von jeher Antheil.

Doch nicht eine nach dem Muster alter und neuer Meister gleichmäßig ausgeführte Geschichte wollte oder konnte ich verfassen. Dazu würde ein in ungestörter Benutzung der Archive Frankreichs und seiner Nachbarlande zugebrachtes Leben gehören. Es war mir genug, wenn ich jenseit der gegenseitigen Anklagen der Zeitgenossen und der oft beschränkten Auffassung

Späterer, durch ursprüngliche und zuverlässige Kunde zur Anschauung des Objectiven der großen Thatsachen gelangt zu sein glauben durfte. Bei dem Minderbedeutenden wenig verweilend, habe ich das welthistorisch Wichtige um so ausführlicher zu erläutern gesucht.

Ich denke, auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe entnehmen.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Erstes Buch.

Frühere Epochen der französischen Geschichte.

Erstes Capitel.

Elemente der französischen Nation.

Mancherlei Kriege giebt es und mancherlei Heldenruhm; das vornehmste Lob gebührt denen, welche der Cultur der Menschheit durch siegreiche Waffen neue Schauplätze eröffnet und die Barbarei an bedeutender Stelle überwältigt haben. Einen der größten Namen in dieser Hinsicht, für das Abendland ohne Zweifel den größten von allen hat sich Julius Cäsar erworben; man könnte keinen Krieg nennen, der eine nachhaltigere und großartigere Wirkung für die Ausbreitung und Befestigung der allgemeinen Cultur der Welt gehabt hätte, als seine Feldzüge im transalpinischen Gallien.

Es wird auffallen, wenn wir die Völkerschaften, welche diesen Boden inne hatten, iberischen und besonders keltischen Stammes, unter der Bezeichnung Barbaren begreifen. In der That zeugen die Arbeiten ihrer Hände, welche aus ihren Gräbern an das Tageslicht kommen, von mannichfaltiger Kunstfertigkeit; sie besaßen städtische Anlagen und andere Anfänge der Gesittung; über ihrem

Stammesleben breitete sich eine eigenthümliche Gedankenwelt aus, von der nur zu wünschen wäre, daß sie uns durch irgend ein authentisches Denkmal näher aufgeschlossen würde: aber zugleich finden sich in ihren Sitten Züge nicht sowohl von Rohheit als von Wildheit, die durch eine Religion, welche das Menschenopfer heiligt, und ein angestammtes Selbstgefühl, das alles neben sich verachtet, festgehalten, einen freien Antheil an der Cultur des menschlichen Geschlechts schwerlich hätte aufkommen lassen. Und was auf ethnographischem Standpunkt zweifelhaft sein mag, ist es nicht auf historischem. Die alten Kelten erscheinen als die gefährlichsten Feinde der civilisirten Nationen, an deren Seite sie leben: Jahrhunderte lang haben sie dieselben mit Verderben bedroht. Ihr einziges Geschäft war der Krieg, den sie führten wie es ihnen ein angeborner Unternehmungstrieb an die Hand gab, durch keine Naturgrenzen aufzuhalten, in großen Massen, mit unwiderstehlichem Andringen. Sie überflutheten das obere und mittlere Italien und eroberten Rom; sie warfen die noch unüberwundene Phalanx der Macedonier auseinander und führten die delphischen Tempelschätze nach Tolosa fort; der Schiffe, die ihnen den Uebergang nach Asien wehren sollten, bemächtigten sie sich, eben auf diesen gingen sie hinüber; eine Zeitlang war das alte Ilion ihre Burg. Es machte eine Lebensbedingung für die gebildeten Völker der alten Welt aus, sich dieser Feinde zu entledigen.

Nachdem dieß in langen schweren Kämpfen geschehen war, hat sie Julius Cäsar in ihrer Heimath aufgesucht und in jenen Feldzügen überwunden.

Dadurch endlich wurden die beiden großen Halbinseln

des Mittelmeers und die daranstoßenden Eilande und Küsten, auf denen sich die griechische und römische Bildung entfaltete, wenigstens für einen langen Zeitraum vor aller Gefahr aus dem Innern des europäischen Continents her gesichert; aber zugleich wurden der Cultur selbst in der Mitte desselben neue Wohnsitze bereitet; Völkerschaften von unerschöpflicher Lebenskraft, tapfer und sinnreich, in ihren Kreis gezogen, ihren Ideen unterworfen. Erst nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimath allenthalben anzubauen [1] und die Vortheile seiner geographischen Lage für friedliches Dasein zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anwesenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquäducten, Heerstraßen; diese, die das Land in verschiedenen Richtungen durchzogen, waren fast die Hauptsache, denn sie brachten alles in unmittelbare Verbindung mit den Hauptstätten der römischen Einwirkung: Lugdunum ward das transalpinische Rom. Man sollte wünschen, berechnen zu können, wie viel Menschen lateinischer oder italienischer Herkunft sich in dem Lande angesiedelt haben mögen — die ersten Jahrhunderte waren mit einer colonisirenden und civilisirenden Thätigkeit erfüllt, die hier eine neue Welt hervorbrachte — aber kein Zweifel ist, daß sich die Eingebornen den Anziehenden mit freudigem Eifer anschlossen. Aus den Geschlechtern und Stämmen, die das Land von jeher bewohnt hatten, und den Colonien der Ueberwinder, bildete sich ein neues Volk, eine einzige große romanische Nation. Im zweiten Jahrhundert ist Gallien die bevölkertste, im vierten, wiewohl in der Tiefe sich manche

[1] Strabo IV, 1. 2. *νῦν δὲ ἀναγκάζονται γεωργεῖν, καταθέμενοι τὰ ὅπλα.*

ungebrochene Volksthümlichkeit erhielt, eine der gebildetsten römischen Provinzen. Wo das eigenthümliche Talent der Eingebornen mit einem Zweige der lateinischen Cultur zusammentraf, erhoben sie sich sogleich zu einer bemerkenswerthen Ausbildung. Nirgends gab es eine Zeit lang besser besuchte Schulen als in Gallien; geborne Römer lernten lateinische Beredtsamkeit im Sinne des Jahrhunderts an der Garonne. Das vornehmste Moment der Umwandlung aber lag in der Religion. Man hat bemerkt, daß die Religion der gallischen Druiden die einzige war, welche die Römer in ihrer Besonderheit nicht duldeten; wenn man Altäre findet, auf denen die keltischen Götter zugleich mit den griechisch-römischen abgebildet sind, so erscheinen sie da nur noch als Idole ohne Bezug auf Nationalität und Verfassung; die Menschenopfer mußten verschwinden. Aber man dürfte dieß Verbot nicht bloß als eine Handlung der Politik ansehen. Kaiser Claudius, der das Druidenwesen zerstörte, war ohne es zu wissen ein Verbündeter der allgemeinen Religion der Menschheit, die eben damals an anderer Stelle in die Welt eintrat. Als sich dann das Christenthum in dem Widerstreit der verschiedenen Götzendienste weiter Bahn machte, wurden auch die romanischen Gallier von seinen Lehren und den Fragen, die es anregte, auf das Lebendigste ergriffen. Man hat es sich dort zur Ehre gerechnet, daß das Haus der römischen Imperatoren, welches in dem Gegensatz der Religionen die Entscheidung zu Gunsten des Christenthums gegeben hat, in Gallien seinen vornehmsten Sitz hatte; eben da, sagt man, habe Constantin das Zeichen des Christenthums an das Labarum geheftet. Doch dauerte es dann noch einige Zeit, bis auch das Volk sich bekehrte. Erst in der zweiten Hälfte des vierten

Jahrhunderts erschien der pannonische Kriegsmann, der heilige Martin, der seine Person einsetzend vor den Augen des Volkes die Gegenstände seiner Anbetung umstürzte, die konischen Denkmale und heiligen Bäume der einheimischen, sowie die Tempel und Bildsäulen der römischen Götter — denn beide standen und fielen jetzt miteinander — und an ihrer Stelle christliche Kirchen errichtete. Er stiftete das große Münster in Tours, dem zahlreiche andere mönchische Institutionen im Innern des Landes und auf den benachbarten Inseln folgten, Pflanzschulen zugleich für theologische Studien und für den Kirchendienst; Bischöfe der Städte und Bekehrer des Landes gingen aus ihnen hervor. — So vollkommen waren die Gallier der römischen Welt einverleibt, dem Fortschritt und Verfall ihrer Cultur, dem Wechsel ihrer Religion.

Nothwendig mußten sie dann auch von den äußeren Schicksalen, welche das Reich erlebte, unmittelbar in aller Stärke mitbetroffen werden.

In den früheren Zeiten, wenn die Unterworfenen etwa einen Versuch der Empörung machten, hatte man ihnen gesagt, daß die römische Herrschaft die Feindseligkeiten der Nachbarn von ihnen abhalte, den allgemeinen Krieg der Nationen verhindere. Nach einigen Jahrhunderten aber besaß das Reich nicht mehr die Kraft, eine so stolze, die Gehorsamen schützende, die Feinde zurückweisende Stellung zu behaupten; die Gränzwälle hörten auf in den Gebieten der Nachbarn weiter vorzurücken und bald wurden sie von denselben überschritten. Es war nur eine Auskunft für den Augenblick, daß germanische Volksheere in Dienst genommen wurden, um die Gränze zu vertheidigen; mit Nothwendigkeit wurden sie von der jenseit derselben fluthenden Bewegung einer noch halb nomadischen

Welt berührt und fortgetrieben; zugleich in die Streitigkeiten der römischen Machthaber verwickelt, nahmen sie eine selbständige und feindselige Richtung nach den innern Provinzen, so daß die früher mit aller Macht abgehaltenen Elemente zuletzt doch, gleich als könnte es nicht anders sein, in die gallisch-römische Welt vordrangen.

Im südlichen Gallien siedelten sich die einst zur Vertheidigung aufgenommenen Schaaren als Herren und Meister an. Die Burgundionen ließen sich von den Oberhäuptern der römischen Provinzialen feste Sitze in den sequanischen und lugdunensischen Bezirken bewilligen, und noch glaubt man die Spuren ihrer Ansiedlung in den Gebirgen zu unterscheiden, während die Ebene und die Städte den alten Besitzern blieben. — Im Zerwürfniß mit der höchsten Staatsgewalt, zuweilen versucht, diese im Mittelpunkt des Reichs selbst in die Hand zu nehmen, dann wieder davon abstehend, stellten sich die Westgothen im aquitanischen Gallien auf; die Verwirrung war bereits so groß, daß die Einrichtungen, welche sie bei ihrer gewaltsamen Besitznahme trafen, den Eingebornen doch noch lieber waren, als der Druck der Tribute, dem sie bisher unterlagen.

Im nördlichen Gallien, wo sich schon früher zuweilen ein Streben nach Unabhängigkeit bemerken ließ, war so eben über den Trümmern des zusammenstürzenden Reiches eine sehr unregelmäßige Gewalt, in der sich, wenn wir nicht irren, schon der Einfluß germanischer Ideen zeigt, eine Art römisch-gallischen Königthums errichtet worden; allein der in den angestammten Sitten und Gedanken um vieles fester begründeten Macht der benachbarten und immer vordringenden fränkischen Könige war es nicht gewachsen;

Chlodwig stürzte es um durch Eine Feldschlacht und bemächtigte sich seines Gebietes. Andere Bestandtheile der eingedrungenen Volkshaufen verschwanden wieder; beinahe ausschließend sehen wir die einst durch Cäsar vom gallischen Boden vertriebenen Germanen sich auf demselben einbürgern. Eine frühere Besitznahme wäre von geringer Bedeutung für die Weltgeschichte gewesen, da sie nur barbarische oder halbbarbarische Völker vereinigt hätte; die damalige eröffnete die größte Aussicht, weil Gallien seitdem romanisirt worden war und die Germanen nun mit der Culturwelt in ein nicht wieder aufzulösendes Verhältniß traten.

Wenn wir fragen, was die Ueberwältigung einer gewissen Regel unterwarf und der zuweilen allmählich vordringenden, zuweilen gewaltsam daher stürmenden Völkerströmung Einhalt gebot: so war es allerdings auch die Idee des Reiches, die von den Germanen anerkannt wurde und in ihr Bewußtsein überging; sodann aber, und zwar noch bei weitem mehr die Religion in der Form der Kirche, wie sie sich in Gallien, ohne daß man genau sagen könnte, auf welche Weise es allenthalben geschehen ist, zu einem hierarchischen Körper gestaltet hatte.

Es ist ein vielleicht nicht von hohem geistigem Schwunge ausgegangenes Ereigniß, aber von unausdenkbarer historischer Wirksamkeit so für Gallien wie für die Welt überhaupt, daß Chlodwig mit seinem Gefolge das Christenthum annahm.

Indem diese Kriegsgenossenschaft hierauf den Glauben unter den stammverwandten Franken und andern Germanen bis an den Rhein und über den Rhein ausbreitete, machte sie der uralten Feindseligkeit der germanischen Völker gegen

Römer und Gallier ein Ende. Sonst möchte eine vollkommene Germanisirung, wie sie im Rheinthal, den Niederlanden und in Britannien sich vollzog, auch an der Marne und Seine nicht verhindert worden sein. Die Religion glich, wie ihre Bestimmung ist, den schroffsten Gegensatz der Nationalitäten aus; die Franken konnten die Stätten, wo sie anbeteten, nicht mehr zerstören wollen. Vielmehr schlossen sie sich ihren Bekehrern auch in der besondern Form des Glaubens und des Dienstes, welche diese ihnen überlieferten, mit frischem Eifer an. Noch war der Streit zwischen dem katholischen und dem arianischen Bekenntniß nicht ausgefochten; das letztere, zu dem sich Westgothen und Burgunder hielten, erlangte durch die Einwanderung dieser Völker eine neue Macht in Gallien, zum tiefsten Mißvergnügen der rechtgläubigen Bischöfe. Aber eben bei den Franken, mit denen manche von ihnen schon lange in Verbindung standen, fanden sie Hülfe. Der heilige Remigius, der Chlodwig und sein Volk zu Rheims in die Kirche aufgenommen hat, war nicht nur als ein Zerstörer der Götzenbilder, sondern auch als ein glücklicher Streiter gegen die Arianer berühmt. Der Ehrgeiz des fränkischen Heerkönigs und der Religionseifer der romanischen Bischöfe traten in den engsten Bund. Unterstützt von der Bevölkerung des Landes warfen Chlodwig und seine Söhne die Macht der germanischen Könige, welche Arianer waren, in Gallien nieder, und blieben Meister in allen Provinzen, so wie sie ihre Herrschaft weit nach dem innern Germanien hin ausdehnten. Sie vollzogen, was das römische Reich nicht mehr vermocht hatte, sie wehrten den Andrang des colonisirenden Germanenthums von Gallien ab und

bezwangen im Innern die abweichenden Sekten. Die Eroberer beschützten die romanische Nationalität und die Einheit der katholischen Kirche. Als dem römischen Reiche seine Waffen versagten, ward der allgemeine Ruin durch die bekehrten Barbaren verhütet.

Wie mancher von den blondgelockten Königen erschien gleichsam als ein Priester Gottes und wollte so erscheinen. Wenn sie ihre Schätze der Kirche zuwandten, so lag ihnen ohne Zweifel daran, die Pracht des äußern Dienstes zu vermehren; aber zugleich hatte ihre Freigebigkeit auch eine Beziehung auf das besiegte Volk. Die Schriftsteller der Zeit bezeichnen es als den vornehmsten Beweggrund zu den Schenkungen an die Kirche, daß sie genug haben müsse, um freigebig zu sein, damit diejenigen, welche nichts besitzen, doch etwas besitzen; und man kennt die Satzung des Concils von Orleans, nach welcher der Ertrag der von dem König geschenkten Ländereien auch zur Ernährung der Armen und zum Loskauf der Gefangenen bestimmt sein soll. Die Kirche brachte die bisher ganz verabsäumte unterste Klasse der Bevölkerung und ihr Bedürfniß mit dem Sieger in Beziehung.

Ueberhaupt lag eine absichtliche und systematische Zerstörung der römischen Welt außerhalb der Möglichkeit der Dinge. Romanen waren im unmittelbaren Dienste der Könige; sie erscheinen fortwährend fast als die reichsten Besitzer, die Vornehmsten des Landes. Der Gehorsam und die Pflicht der Unterthanen wurde von den fränkischen Königen in Anspruch genommen, wie von den römischen Imperatoren; das alte Finanzsystem so viel möglich aufrecht erhalten, die alte Steueranlage sowohl auf Grund und Boden als auf die Personen, was ein Fortbestehen der früheren Zustände im Allgemeinen

in sich schließt; hören wir doch, daß die Spiele des Circus unter den merowingischen Königen erneuert werden. Man glaubte noch in dem alten Reiche zu leben, die römischen Majestätsgesetze wurden in Anwendung gebracht. Aber zugleich war doch eine Veränderung ohne Gleichen, wie in den Zuständen, so in den Gedanken der Menschen eingetreten. Ihre Summe kann man darin sehen, wenn anders überhaupt große Veränderungen durch wenige Worte zu bezeichnen sind, daß die öffentliche Gewalt als ein persönlicher, durch Vererbung und Vergabung zu übertragender und theilbarer Besitz betrachtet wird. Dem alten Volkskönig steht ein unbedingtes Erbrecht zu; von einer Wahl, einer Theilnahme des Volkes oder der Großen an seiner Erhebung ist in gewöhnlichen Fällen nicht die Rede. Ihm sind die öffentlichen Beamten zu persönlicher Treue verpflichtet, Romanen so gut wie Germanen; er besoldet sie durch Verleihung des königlichen Gutes; an den Palast knüpft sich die Regierung; der Vorsteher des königlichen Hauses ist der oberste Reichsbeamte. Indem nun aber das Amt und die damit verbundene Vergabung auch wieder als persönlicher und unwiderruflicher Besitz erscheint, gewinnt alles eine Tendenz der Unabhängigkeit und Eigenmacht. Bald hören wir die Könige klagen, die einen, daß alle ihre Ehre an die Bischöfe der Städte übergegangen sei, die andern, daß die weltlichen Großen ihnen Gut und Macht entziehen. Sie sehen sich von selbständigen Magnaten umgeben, die für den Antheil, den sie an der Errichtung des neuen Reiches genommen haben mögen, einen Mitgenuß der Macht in Anspruch nehmen. Das Princip der persönlichen Gewalt, nach dem sie einmal auf andere übertragen worden, lehnt sich gegen den Fürsten auf, der sie im Ganzen als sein

Eigenthum betrachtet. Es ist beinahe als ob der alte gallische Geist der Clientel unter Stammesführern und der Unterwürfigkeit unter die Priester, welcher der römischen Herrschaft gegenüber verschwunden war, aus der Tiefe wieder hervortauchte, und sich in dieser Macht der Bischöfe und der Großen erneuerte; — auch die einheimischen Volksthümlichkeiten erscheinen wieder.

Allerdings gewann Gallien unter den Nachfolgern Chlodwigs eine bei weitem größere Mannichfaltigkeit des Lebens als es unter den Römern gezeigt hatte; allenthalben regten sich freie Kräfte und erwuchsen in den durch die Dynastie zugleich zusammengehaltenen und getrennten Theilfürstenthümern zu besonderen Gestaltungen; aber damit entfernte man sich auch von dem Zusammenhang und von der Unterordnung, ohne welche sich ein Staat nicht denken läßt; die Gewaltsamkeit, mit der die Könige sie von Zeit zu Zeit geltend zu machen suchten, brachte nur ihre Schwäche an den Tag, und bald war es zweifelhaft, ob dieses fränkische Königreich sich würde behaupten können.

Denn noch ganz andere Weltmächte gab es, besser geschlossen, oder auf einer freieren Bewegung der männlichen Tapferkeit beruhend, welche die Erde als einen freien Boden zur Erkämpfung der Herrschaft ansahen.

Aus den Wüsten Arabiens hervorgebrochen, wälzte sich die Macht der Nachfolger Mohammeds mit unwiderstehlichen Waffen daher, überwältigte das römisch-griechische Syrien, Egypten, Afrika, warf das vorliegende germanische Königreich in Spanien in raschem Anlauf über den Haufen, und faßte bereits im Bunde mit den Eingebornen diesseit der Pyrenäen Fuß. Wie ließ sich erwarten, daß die an Thatkraft

verkommenen, durch innere Parteiung gelähmten Merowinger diesen Sturm bestehen würden? In Gallien schien es gehen zu müssen, wie es in Spanien gegangen war.

Es ist das Verdienst des Hauses, das man später das Carolingische nannte, an der Spitze seines austrasischen Kriegsgefolges diesen mit dem äußersten Verderben bedrohenden Angriffen Widerstand geleistet, die fränkisch-christliche Welt vor denselben errettet zu haben. Jede Gewalt, die sich erheben will, muß sich auf ein großes Verdienst gründen; erst wirkliche Verdienste gewähren Autorität. Dieser Vertheidigung verdankten die Carolinger ihr Emporkommen zur königlichen Würde; die Reihe der Schwächlinge verschwand, wie von selbst, vor einer Succession großer Männer.

Auch die Carolinger waren im Bunde mit der Kirche, nicht jedoch mit der gallicanischen, die damals nur hauptsächlich auf Vermehrung ihres Güterbesitzes und eine unabhängige Stellung bedacht war — dieser legten sie vielmehr die härtesten Pflichten des Gehorsams auf — sondern mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, die sich so eben von der morgenländischen losriß, und die von der Gefahr, mit welcher der Islam den christlichen Namen bedrohte, einen vollkommenen Begriff hatte; sowohl gegen den Kaiser zu Constantinopel, als gegen die Nachfolger Mahomets bedurfte sie der Hülfe dieses mächtigen Geschlechtes, und war ihm dankbar dafür, daß es sie leistete; auf den siegreichen Waffen nicht allein, sondern auch auf der Sanction der Kirche beruht seine Macht.

In diesen Kämpfen erhielt das fränkische Gallien einen neuen Zusatz germanischer Kräfte durch die Kriegsschaaren, welche hauptsächlich die Schlachten lieferten, und dann zur Abwehr der Feinde und Erhaltung des Gehorsams angesiedelt

wurden. Alles gewann eine größere und strengere Gestalt; die Verbindung mit Deutschland gab einen kriegerischen, die Verbindung mit Italien einen geistigen und wissenschaftlichen Antrieb; jedermann wurde inne, mit seinem Willen oder wider denselben, daß er zu einem umfassenden religiösen und politischen Ganzen, dem wieder hergestellten Kaiserthum, gehörte, dem er mit seiner ganzen Persönlichkeit verpflichtet war. Abermals, wie vor Zeiten, war der Krieg das einzige Geschäft; aber nicht mehr von freiem Gutdünken der Völkerschaften und ihrer Häupter hing er ab, er bedrohte die Cultur nicht mehr; er diente zur Vertheidigung der Religion und zur Erweiterung eines großen Reiches, zwei Begriffe, die sich durchdrangen; eine alles umfassende, unbedingten Gehorsam erheischende Organisation war darauf gegründet.

So wohl geordnet aber auch das Kaiserthum der Carolinger erschien, so fehlte es ihm doch eigentlich an dem Schlußstein seiner Verfassung: die Frage über die Fortsetzung der Gewalt in dem herrschenden Hause war nicht erledigt. Und wie mächtig das Reich auch sein mochte, so war es doch nicht mächtig genug; auf dem Festlande hatte es alle Feinde bezwungen und hinter wohl befestigten Marken zunächst nichts zu fürchten; aber es mangelte ihm die Hälfte aller Macht, die Seemacht.

Es ist zuweilen als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären; indem sie untereinander streiten, bahnen sie dem gemeinschaftlichen Feinde den Weg. Während die Nachfolger Carls des Großen sich über die Vererbung des Reiches entzweiten, die Völker wieder auseinander traten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen, und ein Kampf

entbrannte, der alle ihre Kräfte beschäftigte und aufrieb, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidenthum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, über alle Küstenländer des Reiches, vom Ausfluß der Elbe bis zum Ausfluß der Garonne.

Was den westlichen Provinzen an sich einen geographischen Vortheil über die östlichen, den französischen über die deutschen giebt, ist der mannigfaltigere Lauf der Flüsse, die das Land in verschiedenen Richtungen mit der See in Verbindung halten; aber daraus entsprang ihnen jetzt auch die größere Gefahr. Die Normannen nahmen die Mündungen und Inseln der Ströme, die benachbarten Ufer in Besitz; die Somme führte sie nach Amiens, die Seine vor Paris, die Loire bis Tours und Amboise, die Garonne bis vor Toulouse; das Land zwischen den Flüssen war weit und breit wüste gelegt; hie und da fielen die Eingebornen vom Christenthum ab und gesellten sich ihnen zu.

Die Carolinger vermochten diesem Unheil nicht Einhalt zu thun. Die deutschen Länder, auf denen ihre Macht beruhte, waren kaum im Stande sich selbst vor ähnlichen Anfällen zu retten, besaßen aber weder die Kräfte noch die zusammenhaltenden Einrichtungen, die dazu gehört hätten, um auch den entfernteren Nachbarn ausreichende Hülfe zu leisten. Noch einmal ward die allgemeine Gewalt in Einer Hand vereinigt: aber diese war die allerunfähigste. Man kann es als den letzten Akt der unbestrittenen carolingischen Herrschaft ansehen, daß Carl, genannt der Dicke, nachdem er mit einem großen Heer von beiden Zungen, der deutschen und der lateinischen, vor Paris den vereinigten Normannen gegenüber gestanden, es nicht wagte, mit denselben zu schlagen,

sondern ihnen einen höher zurückliegenden Landstrich für den Winter überließ, und sich außerdem zu einer ansehnlichen Geldzahlung anheischig machte. [1]

Endlich war es nicht anders, die Normannen mußten in das Reich aufgenommen oder vielmehr in ihrer eigenmächtig begonnenen Ansiedelung anerkannt werden, unter der Bedingung, wie es in einer Urkunde heißt: daß sie nun das Reich beschützen sollten. Auch sie wurden Christen, und bald übertrafen sie an Eifer alle anderen. Auf dieser Bekehrung mehr als auf jenem Versprechen beruhte der Schutz, den sie dann allerdings dem Reiche gegen jeden weitern Angriff heidnischer Seekönige gewährten.

Wie wirksam und für die Weltgestaltung entscheidend erscheint auch in diesen Ereignissen der Begriff der Religion. Die gesammte Entwicklung des Abendlandes hängt davon ab, daß Gallien nicht ebenfalls unter die Herrschaft der Saracenen gerieth, welche Spanien so manches Jahrhundert hat ertragen müssen. Diejenigen Feinde aber, die man mit keiner Gewalt zurückschlagen konnte, wurden durch die Bekehrung gewonnen, und traten in die Gemeinschaft der Kirche, die wenigstens eine bedingte Erhaltung des Staates nothwendig machte, und deren Einfluß mit dem Glauben auch das Bedürfniß des Friedens über die entfernten Stammesgenossen ausbreitete. Was Gränzwälle und Meere nicht mehr gewährten, verschaffte die Religion: ein Gebiet der Sicherheit. So weit das die Weltgeschicke betrachtende Auge

[1] Abbo de bellis Paris. l. II, 338 deutlicher als die Annalisten: annuiturque feris licitum Senones adeundi etc. was zusammenstimmt mit den Annales Sancti Columbae Senonensis bei dem Jahr 886 2 Kal. Dec. ascenderunt Nortmanni Sennis a Parisius etc.

reicht, nimmt es nichts mehr wahr, was dem in Gallien nunmehr zu Stande gekommenen Wesen von Grund aus entgegengesetzt, ihm hätte verderblich werden können.

Merkwürdig aber, wie mannigfaltige Volkselemente in Folge dieser Ereignisse nun in Gallien zusammentrafen.

Der Grundstamm über den ganzen Boden des Landes hin blieb die romanisirte Bevölkerung: in Sprache, Erinnerungen, einzelnen Instituten der italienischen und der unter der fremden Botmäßigkeit sich erhaltenden spanischen nahe verwandt. Neben ihr erscheinen jene Ueberreste der alten Stämme, des keltischen in den Britonen, die durch Zuzüge aus Altbritannien verstärkt sich darin gefielen, aller Gesetze und Beziehungen zu spotten; des iberischen in den Basken, die ihre immer zweifelhafte Unterordnung von Zeit zu Zeit mit heftigen Feindseligkeiten unterbrachen. Dagegen hatten sich die germanischen Einwanderer den Ideen von Kirche und Staat lebendig angeschlossen. Noch konnte man meistens ihre Herkunft unterscheiden, die Gothen selbst erneuerten ihren Stamm und Namen an den Gränzen der spanischen Mark. Am innigsten durchdrangen sich fränkische und romanische Elemente an der mittleren Seine, wo die merowingischen Könige besonders gern verweilt hatten, und sich jetzt um Paris her ein mächtiges Herzogthum unter dem Namen Francien bildete; nur allmählich rissen sich die latinisirten Franken von den deutschen los, mit denen sie durch Sitte, Denkweise und die Grundlage ihrer Einrichtungen zusammenhingen. Endlich waren die Normannen eingedrungen und hatten diese französischen Küsten mit dem hohen Norden in Verbindung gesetzt.

Die Urbevölkerung des europäischen Westens, die romanische

Welt, welche noch immer einen so großen Theil desselben inne hatte, und die germanische, welcher jetzt die Weltherrschaft zu Lande und zur See gehörte, begegneten sich auf diesem Boden, innerhalb dieser Gränzen.

Die Geschichte der Völkerbildungen hat etwas von der Geschichte der Erde, sie trägt, wenn man so sagen darf, einen geologischen Charakter an sich; man unterscheidet die Formationen der verschiedenen Bildungsepochen. Aber in der Geschichte der Menschen gibt es nichts Unbelebtes; Völkerelemente, die sich berühren oder in gemeinschaftliche Gränzen eingeschlossen sind, wirken unaufhörlich auf einander, bestreiten sich oder streben nach einer organischen Verbindung. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf die Verhältnisse, in welche diese Menschen so mannigfaltiger Herkunft mit einander geriethen.

Zweites Capitel.

Entstehung eines französischen Reiches.

Noch hatte Gallien niemals ein besonderes politisches Ganze ausgemacht.

Die alten Landeseinwohner gehörten verschiedenen Stämmen an; die Völkerschaften selbst, aus denen sich diese zusammensetzten, standen in zweifelhafter Verbindung mit einander. Die Römer vereinigten sie alle, machten sie aber zu einer Provinz des großen Weltreiches, das sich über Morgenland und Abendland erstreckte. Wenn das merowingische Königthum im Lande selbst emporkam, so vermochte es doch nicht,

eine haltbare Vereinigung zu Stande zu bringen; es umfaßte überdieß einen großen Theil von Germanien, von wo es ursprünglich ausgegangen war. Hauptsächlich auf diesen germanischen Bestandtheil war die carolingische Monarchie gegründet; aber deren Tendenz war noch bei weitem mehr eine allgemeine, sie schloß den Gedanken der Wiederherstellung des römischen Reichs im Abendlande in sich ein.

Wohl zeigte sich im neunten Jahrhundert, daß sich die Einheit dieses Reiches schwerlich behaupten werde. Wenn einst die Siege über die Saracenen eine der vornehmsten Grundlagen der Herrschaft der Carolinger gewesen waren, so mußte es dieselbe auf das tiefste erschüttern, daß sie gegen die Normannen keine Hülfe leisten konnten. Doch folgte daraus noch nicht die Entstehung einer andern Gallien unter sich begreifenden Staatsgewalt. Die mannigfaltige Zusammensetzung der verschiedenen Provinzen hätte auch zur Errichtung eben so vieler unabhängiger Herrschaften führen können.

Das erste Moment, von welchem eine neue und umfassende Bildung ausging, lag darin, daß unter der Einwirkung des alten germanischen Erbrechts der Begriff eines besonderen westfränkischen Königreichs neben dem Kaiserthum entsprungen und dann von Zeit zu Zeit verwirklicht worden war. Die Gränzen waren längst bestimmt, die es von dem ostfränkisch-deutschen Reiche schieden, zu dem damals das Lothringische und das Kaiserthum gehörten. Wie mächtig auch die Herzoge und großen Lehenträger sein mochten, welche Meister der Provinzen waren, so konnten sie doch ein solches Königthum nicht entbehren; denn in demselben vereinigte sich zuletzt alle gesetzliche Gewalt, wie sie von den Römern auf die Merowinger und von diesen auf die Carolinger

übergegangen war; jeder einzelne leitete seine Macht von einer Uebertragung oder Anerkennung durch das Königthum her. Sie brauchten einen König, oder ein jeder hätte sich selbst zum König, ja zum Kaiser erklären müssen.

Gleich in jenem Augenblick, als die Kriegsmacht der Carolinger sich gegen die Normannen so unkräftig erwies, und auch alle andern Länder mehr oder minder offen und rückhaltlos von ihnen abwichen, machten einige westfränkische Große, Laien und namentlich Geistliche, die durch ihre Weihe das Recht der Geburt ersetzen zu können meinten, einen Versuch, an die Stelle der Carolinger ein einheimisches Geschlecht zu erheben.

Es war ein Geschlecht, das, wie es scheint, noch nicht lange aus Deutschland eingewandert [1], sich durch verwandtschaftliche Verbindung mit dem königlichen Hause, tapfere Kriegsthaten und große Besitzungen zu einem vorherrschenden Ansehen aufschwang. Man könnte nicht sagen, daß es Heroen hervorgebracht hätte, wie Carl Martell oder Pipin der König oder Carl der Große gewesen sind, auf deren Thun und Lassen das Schicksal der Welt beruhte; aber es zeugte hochbegabte und heldenmüthige Männer, welche im Getümmel eines verwüstenden Krieges Länder, Städte und Kirchen vor der Zerstörung schützten.

[1] Die genealogische Combination, durch welche der Mannsstamm des Geschlechts an die Carolinger geknüpft wird, läßt sich nicht behaupten. Wenn die älteren Genealogen den sächsischen Ursprung verwarfen, so geschah es hauptsächlich, weil sie denselben erst bei Aimoinus und vollends für den Namen Wittekind keinen andern Gewährsmann fanden, als den Verfasser des Chronicon Urspergense. (Vergl. Le Gendre: des antiquités de la maison de France p. 49.) Diese Einwendungen heben sich aber, da wir jetzt in einem Autor des zehnten Jahrhunderts, Richer, dieselbe Ueberlieferung authentisch finden.

Ihr Stammvater in Frankreich ist Robert, genannt der Tapfere, von Anjou, der in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts das Beste gegen die Normannen gethan hat. Ein geistlicher Chronist, der keine erhabenere Erinnerung kennt, vergleicht seine Thaten mit denen des Judas Maccabäus für sein Volk und für seinen Glauben; den Tod Roberts, mitten im heldenmüthigsten Kampfe, hielt man für ein Zeichen des göttlichen Zornes über das Land. Bei der Vertheidigung von Paris trug dessen Sohn Odo das größte Lob davon. Besonders rühmt man an ihm den ermuthigenden Einfluß seiner Gegenwart auf erschöpfte Kriegsleute, die glückliche Gabe persönlicher Ueberlegenheit, die Unruhen seiner Mannen zu stillen; im rechten Moment weiß er sie alle um sich zu sammeln und schlägt Zehntausende mit Tausenden. Diesen Odo erwählten die Westfranken, in der dringendsten Gefahr eines Führers bedürftig, zu ihrem König.

Nicht so leicht aber werden in Europa, auch nicht in den gewaltsamsten Zeiten, alte Dynastien gestürzt, neue erhoben. Odo vermochte nicht die Kräfte des gesammten Landes zu vereinigen, noch des Feindes, wie oft und tapfer er mit ihm schlug, Herr zu werden. Nach ihm wurden die Carolinger nochmals anerkannt.

Dann folgte eine Zeit, in welcher diese Robertiner, denn so dürfte man sie nennen, im Besitze des Herzogthums France und anderer Landschaften, die Nachkommen Carls des Großen zuweilen bekämpften, zuweilen förderten und unterstützten; überaus mächtig aber blieben sie immer; es gab schon zwei rivalisirende Gewalten in Frankreich. Der Neffe Odo's, Sohn eines Robert, der ebenfalls die Krone getragen, Hugo der Große, von Gottes Gnaden Herzog der Franken,

wie er sich nennt, Herzog der gesammten Gallier oder Herzog schlechthin, wie ihn andere bezeichnen, ward nur durch eine eigenthümliche religiöse Scheu zurückgehalten, die Krone auf sein Haupt zu setzen. Von seinem Sohne Hugo, genannt Capet, konnte bereits das verhängnißvolle Wort wiederholt werden: er sei König in Wahrheit; der Carolinger, König Lothar sei es nur dem Namen nach.

Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß die Carolinger ganz in dem Falle gewesen wären, wie einst die Merowinger. Die Carolinger hatten die Summe der Gewalt nicht wie diese an eine ihre Stelle vertretende neue Autorität übertragen: sie hielten noch alle ihre Ansprüche fest; an Thatkraft waren sie mit nichten so ganz herabgekommen; sie unternahmen eher zu viel, als zu wenig, wie unter anderem ihr schlecht angelegter Versuch, die normannische Herrschaft wieder zu vernichten, beweist.

Gerade die Verbindung von persönlichem Ehrgeiz und unermeßlichen Ansprüchen, einer Anzahl von großen Herren gegenüber, welche das Land besaßen, wurde ihnen, in dem Augenblick eines Zusammentreffens von ungünstigen Umständen, auf immer verderblich.

König Lothar war gestorben, bald nach ihm auch sein Sohn Ludwig, der, wenn das Wort einen moralischen Tadel begründen soll, sehr mit Unrecht Faineant genannt worden ist, denn er kam um (in Folge eines Sturzes mit dem Pferde) noch ehe er etwas hatte unternehmen können; der Erbanspruch gelangte an seinen Oheim, Carl, der damals im ostfränkischen Reich, unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause, das Herzogthum Niederlothringen verwaltete. Bei der Thronbesteigung Lothars war man insofern von

dem frühern carolingischen Gebrauche abgewichen, daß man nicht auch Carl einen Antheil an den Ueberbleibseln der Besitzungen und der Macht seiner Väter gewährt hatte; die Frage war jetzt, ob man ihn, den Ausgeschlossenen und Beleidigten, auf den Thron berufen sollte. Dagegen wurden nun in der Versammlung der französischen Großen, unmittelbar nach dem Tode des jungen Ludwig, mannigfaltige Einwendungen erhoben. Herzog Carl, sagte man, sei Vasall der deutschen Kaiser und mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin verheirathet, welche die mächtigen Großen unmöglich als Königin verehren könnten; er sei von gewaltsamer Gesinnung und von einer Rotte umgeben, die nur nach Verbrechen dürste; er sei der Krone nicht werth und würde das Land unglücklich machen, wenn man ihn wähle. Und nicht ohne Grund war die Besorgniß, daß er mit seinem zu jeder Gewaltthätigkeit aufgelegten und ihm persönlich ergebenen Kriegsgefolge die unbestimmten und mehr thatsächlich als gesetzlich beschränkten Rechte seiner Ahnherren in aller ihrer Fülle werde herstellen wollen. Vornehmlich erklärte sich der Erzbischof Adalbero von Rheims, der von dem letzten König der Verrätherei angeklagt und so eben durch Herzog Hugo von France aller Verantwortung überhoben worden war, gegen die Berufung Carls, wie denn ohnehin die geistlichen Oberhäupter mehr auf Wahl und Weihe gaben, als auf das Erbrecht; er führte vor den versammelten Großen aus, daß die Gesetze des Erbrechts nicht unbedingt verpflichtende seien. Er hat sich dabei, was für das zehnte Jahrhundert doppelt bemerkenswerth ist, auf den Wechsel der Imperatoren im alten römischen Reich berufen. Wies man aber den Erbberechtigten zurück, auf wen konnte man sein Auge richten, als auf den Besitzer der bedeutendsten

Macht? Adalbero empfahl den Versammelten Hugo Capet, seinen Freund, der für niemand gefährlich sei und die Erhaltung der erworbenen Rechte Aller, so wie des Staates sich angelegen sein lassen werde.[1] Unter Hugo's Vorfahren zählte man schon mehr als einen König; er selbst stand mit den vorwaltenden Magnaten in persönlich gutem Verhältniß; der Besitz einiger großen Abteien gab ihm zugleich ein kirchliches Ansehen; nicht zurückgehalten durch Bedenken, wie sie sein Vater gehegt hatte, nahm er die Krone an, die man ihm anbot, und brachte dann durch förmliche Eroberung die Ueberreste der carolingischen Besitzungen in seine Hand. Dabei war jedoch nicht die Meinung, Frankreich in ein Wahlreich zu verwandeln. Man zog vielmehr in Betracht, daß dieß unverzüglich in die größten Verlegenheiten und Verwirrungen führen könne. Denn wie dann, wenn bei einem Kriegszug, wie man denn eben mit einem solchen beschäftigt war, der neugewählte König umkomme? Das Heer werde dann nicht wissen, wem es zu folgen habe; zwischen den Großen werde Streit ausbrechen und das Reich in Gefahr gerathen. Nach einigem Widerspruch des Erzbischofs ward noch in demselben Jahre dem erwählten König sein Sohn als Nachfolger zur Seite gesetzt.[2]

So ward das Reich der westlichen Franken in den bereits bestimmten Gränzen „von der Maas bis zum Ocean"

[1] Rede des Erzbischofs Adalbero von Rheims bei Richer IV. 11. »Legimus, clarissimi generis imperatoribus — alios modo pares, modo impares successisse. Promovete ducem, actu nobilitatum, copiis clarissimum, quem non solum reipublicae sed et privatarum rerum tutorem invenietis.«

[2] Hugo drang darauf »ut heredem certum in regno relinqueret.« Richer IV, 12.

an ein neues Geschlecht übertragen. Die verschiedenartigsten Motive wirkten dabei zusammen: die factische Macht dieses Hauses und seine Vergangenheit; die enge Verbindung Hugo's mit dem leitenden Großwürdenträger der Kirche; die Analogie seiner Gewalt, die zugleich eine herzogliche blieb, mit den andern; hauptsächlich die Sicherheit der bestehenden Zustände, welche er zunächst erwarten ließ.

Wenn die Ansprüche eines Fürsten ausgeschlossen wurden, der dem deutschen Reiche angehörte, und seine Streitkräfte aus einer Provinz desselben gezogen haben würde, so lag darin mit nichten eine Feindseligkeit gegen die deutschen Kaiser — diesen wäre vielmehr eine kräftige Wiederherstellung einer carolingischen Regierung selbst gefährlich gewesen —; aber eine weitere Emancipation von dem Zusammenhang mit Germanien darf man allerdings darin erkennen. Das westliche Reich gelangte zu einer vollen Selbständigkeit, als nun ein Geschlecht in den Besitz des Thrones kam, das in demselben seine Wurzel hatte, und keine Berechtigung noch Hülfsquellen außerhalb seiner Grenzen besaß. Der Wechsel der Dynastien schloß eine Veränderung der ganzen Stellung in sich ein.

Die Carolinger, wie beschränkt auch immer durch Ereignisse und Thatsachen, besaßen doch durch ihren Ursprung und die alte Sanction der Kirche einen allgemeinen Anspruch auf die abendländischen Reiche; auch auf Deutschland und das Kaiserthum; und nicht minder auf unbedingten Gehorsam im westlichen Franken. Die Capetinger, wie man die Robertiner später nannte, konnten nur einen ausschließend westfränkischen Anspruch erheben, und hier beruhte dieser auf der Hingebung der Großen. Den Vätern mußten die Söhne, nicht anders

als es im Reiche der Deutschen geschah, durch freien Beschluß zugesellt werden.

Es war keine neugegründete Gewalt, die ihnen da übertragen worden wäre, sondern die im Laufe der Jahrhunderte gebildete, die alte westfränkische Krone, brachten sie an sich: nur ward dieselbe durch die Art der Uebertragung nothwendig beschränkt und an die Beistimmung der Großen gebunden. [1] Lange Zeit erschien das neue Königthum als eine wenig eingreifende, nur eben die verschiedenen Landschaften durch das Band des Lehens zusammenhaltende Oberherrlichkeit.

Wollte man die Geschichte der Nation verfolgen, so müßte man sie hauptsächlich in den Gebieten der großen Vasallen aufsuchen, die den König über sich gesetzt hatten; wie da die persönlichen Unterscheidungen, welche auf der nationalen Herkunft beruhten, nach und nach verschwanden, dagegen die provinzialen Besonderheiten nach der Landesart und der eigenthümlichen Mischung des Blutes hervortraten, die Sprache in zwei nahe verwandten und doch sehr verschiedenen Idiomen sich ausbildete, die ritterliche Cultur emporkam, und an den Höfen der großen Vasallen in Normandie, Champagne, Bourgogne und Flandern, sowie im Süden zu Toulouse, Poitiers und Clermont eigenthümliche Mittelpunkte gewann. Der eingeborne Adel trat zu ihnen in ein Verhältniß, wie sie selbst es zu dem König hatten; diesem an Herkunft gleich und durch ihre Lehnspflichten wenig gebunden, versuchten sie sich in mannigfaltigen auswärtigen Unternehmungen, welche, gelingend oder mißlingend, Europa in Gährung setzten.

Graf Odo II. von Blois und Champagne unternahm das Recht seiner Gemahlin an das Königreich Burgund geltend

[1] Hugo Capet hat dieß einmal ausdrücklich gesagt.

zu machen; ja noch höher stand ihm sein Sinn,[1] nach der Herrschaft in Italien und dem Sitze des Kaiserthums in Aachen; aber er fand dabei in dem ersten salischen Kaiser einen kraftvollen Gegner, dem er unterlag. Der capetingische König hatte nichts dawider, daß der Kaiser einen seiner Vasallen auf französischem Grund und Boden verfolgte.

Dagegen gelang dem Herzog der Normandie eine der folgenreichsten Eroberungen, die je geschehen sind. England, das den alten Dänen und Normannen Widerstand geleistet hatte, unterwarf er dem romanisirten normannischen Adel; die gesammten Bewohner der französischen Küstenländer nahmen an dem Unternehmen Antheil und eine Zahl anderer aus entfernteren Regionen; einen Grafen Odo von Champagne, Enkel Odo's II., sehen wir in Kurzem als Grafen von York auftreten.

Und während diese Normannen nach Northumberland und den schottischen Gränzen vordrangen, oder den unvollendeten Kampf der Angelsachsen mit Wales durchführten, schlugen Stammesverwandte derselben mit den Griechen in den neapolitanischen Gewässern und erneuerten den Widerstand des christlichen Namens gegen die Saracenen in Sicilien.

Indeß sammelten sich die Herren und Edelleute von Aquitanien unter dem Banner der Könige von Aragon und Castilien; sie kämpften zur Seite des Cid; ein junger Graf von Burgund erwarb sich, zugleich mit der Hand einer Tochter

[1] Hugo Flaviniacensis 1037: Sumpta tyrannide ad regnum coepit aspirare. Annalista Saxo 1037: corde elato Aquisgrani palatium invadere decrevit. Glaber Rodulphus III, 9: praestolabantur legati ex Italia directe deferentes ei arram principatus totius Italiae.

des Königs von Castilien, einen Küstenstrich, aus dem Portugal erwachsen ist.

Doch waren das alles vereinzelte Unternehmungen, die zur Vereinigung der Nation nichts beitrugen. Für diese war es von größerem Werthe, daß endlich auch ein Unternehmen versucht wurde, zu dem sich alle verbinden konnten. Bei dem Sinne und Zuge der Geister brauchte der alte Gedanke, das heilige Grab aus der Gewalt der Saracenen zu befreien, nur einmal feierlich geäußert zu werden, um Alles mit sich fortzureißen.

Dieser Gedanke hatte seinen Ursprung in dem Gemeingefühl der abendländischen Christenheit; er stand in keiner Beziehung zu dem westfränkischen Reiche an sich; aber am lebendigsten ergriff er die französisch redenden Menschen; der oberste Führer selbst gehörte dem Haus Boulogne an, das noch so eben an der Eroberung von England Theil genommen hatte; die andern waren Franzosen aus der Normandie oder der Champagne, aus Flandern, und dem capetingischen Francien selbst; der mächtigste von allen der Fürst des aquitanischen Galliens, Raimund von Toulouse, dem, wie eine Chronik sagt, alles Volk zwischen den Alpen und Pyrenäen zuströmte, in dessen Schutze wir selbst den päpstlichen Legaten einherziehen finden. Wie viel neue Herrschaften wurden hierdurch im Laufe der Zeit gegründet! Zunächst ward Syrien in die engste Beziehung zu Frankreich gesetzt; später breitete sich der französische Name über Griechenland und alle Inseln des Mittelmeeres aus; denn nach den Jahrhunderten der Einwanderung war die Zeit der Ausbreitung gekommen. Diese Unternehmungen waren die ersten Thaten der nach so vielfältigen Völkermischungen und Völkerkämpfen gebildeten, wiewohl

noch nicht abgeschlossenen, neuen Nationalität. In diesen Kriegszügen, welche auf allgemeinem Drange und persönlich freiem Entschluß beruhten, mit ihren Formen, welche Ungebundenheit und Unterordnung verbanden, schien die damalige Nation einen allen ihren Lebenstrieben genügenden Ausdruck zu finden.

Es waren die Zeiten, in welchen nordfranzösische und provenzalische Poesie neben einander aufblühten, die Grundlage der modernen Philosophie und Theologie geschaffen, die Baukunst des Mittelalters auch auf diesem Boden in wundervollen Werken ausgebildet wurde. Große Bestrebungen erfüllten die Geister. Neben den übrigen aber, die eine allgemeine Tendenz hatten, finden wir einen Gedanken von mehr nationaler Bedeutung, als die übrigen, der in einem jetzt zu Tage kommenden dringenden Bedürfniß des Landes seinen Grund hatte.

Neben so vielem Glänzenden hatte die allgemeine Autonomie der Mächtigen auch viel Nachtheiliges im Gefolge, im Lande den fortwährenden inneren Krieg, die Unterdrückung der Schwächeren, ungeheure und unerträgliche Thaten. Die Kirche suchte durch den Frieden Gottes, oder den Stillstand Gottes, die allenthalben gepredigt und verkündigt wurden, dem Uebel Einhalt zu thun; aber wie gern man ihre Anordnungen auch im ersten Feuer annahm, so fehlte doch viel, daß sie später ausgeführt worden wären.[1]

In dem unmittelbaren Gebiete des Königs waren Freiheit und Eigenthum am wenigsten sicher, Privatkriege und Ueberwältigungen ohne alle Rücksicht auf Recht und Hoheit an der Tagesordnung. Die Gefahr des Zustandes erkennt man aus den Klagen des Bischofs Fulbert von Chartres über die Gewaltthätigkeiten eines seiner ritterlichen Nachbarn, der

[1] Vergl. Glaber Rodulphus IV, 5.

nicht allein ein von dem König schon zerstörtes Schloß wieder hergestellt, sondern überdieß ein neues gebaut habe; das Uebel komme nun von beiden Seiten. Vergebens habe er bisher bei dem König und dem Sohne des Königs Beistand gesucht; er schreibe aufs neue an ihn, um seine Hülfe zu erflehen; werde sie ihm nicht zu Theil, so werde er sein Bisthum und das Reich verlassen und vielleicht bei einem auswärtigen König oder dem Kaiser klagen müssen, daß der König von Frankreich die Kirche zu beschützen entweder nicht den Willen oder nicht die Macht habe.[1]

So rief die Kirche, die dieses capetingische Königthum begünstigt haben mochte, um neben demselben desto mächtiger zu sein, von der allgemeinen Unordnung, der sie mit ihren Mitteln nicht mehr steuern konnte, auf das Aeußerste bedrängt, die königliche Autorität zu Hülfe. An dem Recht und der Pflicht der höchsten Gewalt, die Bedrängten zu beschützen, konnte wohl niemand jemals zweifeln; allein sie waren beinahe in Vergessenheit gerathen, da sie nicht ausgeübt wurden; die Menschen mußten gleichsam von neuem erfahren, daß es eine höchste weltliche Gewalt über ihnen gab; ja dieser selbst mußte ihr Wesen und ihre Pflicht aufs neue in Erinnerung gebracht werden.

Neben dem Meister der philosophischen Speculation, Abälard, und dem Vater der Mystik des positiven Glaubens, dem heil. Bernhard, leuchtet auch ein praktischer Klosterbruder hervor, der Abt Sugor von St. Denys, der sich in dem Studium des alten kaiserlichen Rechts, das in den Klöstern nicht

[1] Schreiben Fulberts an den König bei Duchesne IV, 172. Er bezeichnet seinen Gegner als einen Menschen, qui nec Deum, nec potestatem vestram se revereri satis superque indicat.

verabsäumt wurde, mit der Idee des eigenthümlichen Berufes der höchsten Gewalt durchdrungen, und ein lebendiges Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit, ihrer Verbindung mit der Macht, und von der Pflicht des Königthums, das Recht zu handhaben in sich ausgebildet hatte. Mit diesem Gedanken wußte er einen ihm befreundeten und von Natur energischen Fürsten zu erfüllen; die Unternehmungen Ludwigs VI. „zum Besten des Reiches und der öffentlichen Sache" rief er hervor und machte sie hauptsächlich gelingen: er hat sie dann mit der Wärme, welche persönlicher Antheil gibt, beschrieben.[1] Von den Streitigkeiten des Klosters mit einem gewaltthätigen Nachbar, Bouchard von Montmorency, ging alles aus; da sich Bouchard dem gegen ihn in aller Form ergangenen Rechtsspruche nicht unterwerfen wollte, so erhob sich der König, ihn dazu zu zwingen; auf den Grenzen zwischen dem Abt und dem Baron ward das Ansehen des Königthums erneuert; bald erfuhren auch alle andern, was dem angesehensten von ihnen geschehen war: die unmittelbaren Barone in dem alten Herzogthum wurden sämmtlich zum Gehorsam genöthigt. Was der Vater begonnen, setzte der Sohn unter demselben Einfluß fort. Allbekannt ist der Brief, in welchem Abt Suger den auf seiner Kreuzfahrt begriffenen Ludwig VII. auffordert, zurückzukommen: bei dem Eid, den er bei seiner Krönung geleistet, der gegenseitigen Pflicht zwischen den Unterthanen und den Fürsten, „die Heerde nicht länger den Wölfen zu überlassen."

[1] De vita Ludovici Grossi z. B. c. I. »Ecclesiarum utilitatibus providebat; aratorum, laboratorum et pauperum quieti studebat.« c. VIII. »Regni administrationi et reipublicae, sicut se rei opportunitas offerebat, sagaciter providere, recalcitrantes perdomare, castella et fortalitia occupare — strenue satagebat.«

In den Städten half man sich selbst durch geschworene Vereinigungen; es entspricht ganz dem Sinne des zum Bewußtsein seines Berufes erwachenden Königthums, wenn es dieselben anerkannte und in Schutz nahm; denn der allgemeinen Gewaltthätigkeit mußte allenthalben durch eigene oder fremde Kräfte ein Ende gemacht werden. Die Könige verkündigten den öffentlichen Frieden; ohne Ansehen der Person, — welche Anstrengung auch immer dazu gehörte, — wußten sie ihn aufrecht zu erhalten.[1]

In den ersten Generationen dieses Hauses, vor Erwerbung der Krone, finden wir lauter tapfere und emporstrebende Naturen. Nach denen folgten andere, die durch Sinnesweise und Lage friedfertig gestimmt, beinahe einen priesterlichen Charakter trugen, ihr Königthum war mehr eine Würde, als eine Macht; jetzt unter veränderten Umständen gehen Männer aus ihm hervor, welche den Schwung allgemeiner Ideen mit Thatkraft verbinden.

Nachdem sie die Autorität der höchsten Gewalt und des Rechts in ihrem besondern Gebiete hergestellt hatten, öffnete sich, und zwar durch den unvermeidlichen Gang der Dinge, ihrer Thätigkeit ein noch bei weitem größerer Schauplatz.

Die Macht der großen Vasallen, welche das Königthum beschränkte, und dem Sinne der Institution nach beschränken mußte, empfing durch eine plötzliche Vereinigung von Erbrechten in Einem Geschlecht, die sich im zwölften Jahrhundert vollzog, eine so ungeheuere Ausdehnung, daß die Könige sie

[1] Ivonis Carnotensis Epistola ad Regem: decet regiam maiestatem, ut pactum pacis, quod deo inspirante in regno vestro confirmari fecistis, nulla lenocinante amicitia vel fallente desidia rideri permittatis.

unerträglich fanden und einen Kampf mit ihr zu wagen genöthigt waren. Einige Worte mögen über diese an sich so bekannten Begebenheiten auch hier verstattet sein.

Der Mannsstamm Wilhelm des Eroberers war ausgestorben; dessen Enkelin, die in den Chroniken als Kaiserin erscheint, l'Emperreis Mahault, denn sie war die Wittwe eines deutschen Kaisers, hatte sich nachher mit dem Grafen von Anjou und Maine vermählt; ihr Sohn aus dieser Ehe, der erste Plantagenet, der den englischen Thron bestieg, verband diese begüterten wohlgelegenen Landschaften mit England und der Normandie. Er selbst verheirathete sich dann mit der reichsten Erbin der damaligen Welt, Eleonore von Aquitanien, und seinen Söhnen fielen sieben ansehnliche Landschaften des südlichen Frankreich zu. Schon streckten die Plantagenets ihre Hand auch nach Savoyen aus; die Oberherrlichkeit über Bretagne bildeten sie zu einer völligen Herrschaft um. Man hat berechnet, daß mehr als die Hälfte des späteren Frankreich in ihren Händen war, während dem König selbst kaum der vierte Theil desselben, wir sagen nicht gehorchte, sondern nur anhing. Vor dieser Macht, die für den größten Theil von Frankreich einen neuen Mittelpunkt schuf, erblich der Glanz des Königthums; es wäre bei Seite gedrängt worden, hätte nicht ein geistvoller Fürst gelebt, der eben im Gegensatz mit ihr das Land auf eine höhere Stufe einheitlicher Gestaltung zu führen wußte.

Philipp August, von dem man sich erzählte, er sei dem König, seinem Vater, der bis dahin nur Töchter hatte, auf seine und des ganzen Landes Gebete gewährt worden, kam sehr früh zur Regierung; in den Geschäften bildete sich sein Geist. Der in wundervollen Erfindungen unerschöpflichen Poesie

seiner Zeit entnahm er hauptsächlich, daß Carl der Große, den die Sage als König von Frankreich betrachtete, Herr des gesammten Landes, wie im Norden, so im Süden, bis in die Höhe der Pyrenäen gewesen war; auf dieses Ziel richtete er alle seine Bestrebungen. In der Mitte von Menschen, die Glück und Ehre in ein verschwenderisches Hofleben setzten, zeigte er sich sparsam; die Kriegsschaaren, die ihm seine Siege erfochten, hielt er auch wieder im Zaum und entzog ihnen ihren Raub. Eines nach dem andern nahm er vor, denn an Vielem zugleich zersplittere sich der Geist. Er erscheint, wie ein Dichtervers ihn schildert, schrecklich wie der Löwe, rasch wie ein Raubvogel, aber mild und nachsichtig, nachdem er den Frieden hergestellt hat; sein ganzes Wesen athmet Besonnenheit und Energie.

In den Kämpfen der Plantagenets untereinander ereignete sich nun, daß der Neffe des Königs Johann, Arthur von Bretagne, in einem Kriege, den er mit französischer Hülfe gegen seinen Oheim führte, von demselben gefangen wurde und (nach dem Ausdruck des hierüber glimpflichsten Geschichtsschreibers) in dem Gefängnisse verschwand. Die Stände von Bretagne — in der ersten Versammlung, die sich bei ihnen nachweisen läßt — trugen kein Bedenken, Johann für schuldig an diesem Morde zu erklären und forderten Gerechtigkeit von dem französischen Könige.

Nicht ohne Grund war die Einwendung Johanns, daß er zugleich König von England sei, und durch eine Anklage auf Mord dieser seiner Würde zu nahe geschehe. Philipp August erwiederte, der König von Frankreich könne nicht dadurch an seinen Rechten verlieren, daß einer seiner Vasallen an Macht gewinne; ihm kam es eben darauf an, in den

Gebieten nicht allein seiner unmittelbaren Regierung, sondern seiner gesammten Oberherrlichkeit niemand zu dulden, der sich der Handhabung des Rechts entziehen könne. Er hatte hiebei die allgemeine Stimme und namentlich die übrigen Magnaten des Reiches auf seiner Seite; zum erstenmale, wie man annimmt, haben sich damals die Pairs, die in ihrem Verhältnisse zu der französischen Krone als die Gleichen Johann's erschienen, zu einem großen Gericht versammelt;[1] nach förmlicher Ladung an ihren Hof ward Johann, da er nicht erschien, verurtheilt, und aller seiner Besitzungen diesseit der See für verlustig erklärt. Bei den Heiligen Frankreichs schwur der König, den Richterspruch seiner Barone zu vollstrecken.

Dabei fand er an sich wenig Schwierigkeiten. Nachdem einmal die Normandie erobert war, mochten ihm Anjou, Touraine, Poitou keinen Widerstand leisten: allenthalben kam man ihm entgegen. Der innere Grund der Vasallenmacht liegt in der Verschiedenheit der Landesarten und Stämme, die sich durch besondere Oberhäupter bei ihren Eigenthümlichkeiten behaupten wollen. Welchen Sinn hatte es aber, daß die verschiedensten Landschaften unter einem gemeinschaftlichen Fürsten stehen sollten, der doch nicht ihr König war? Von der unmittelbaren Gewalt fühlten sie sich um so mehr gedrückt; die Herstellung einer obersten Autorität war für sie ein Akt der Befreiung.

Auch Johann aber hatte Freunde; in der allgemeinen Parteiung der Zeit fand er Mittel, eine Art von Coalition zu Stande zu bringen, welche es auf eine Unterdrückung der

[1] Beugnot Les Olim T. I. Préface XLIV; doch ist, so viel ich sehen kann, gleich hier die Regel beobachtet worden, die später hervortritt, daß es schon genügte, wenn nur einige Pairs in dem Hofe saßen.

aufkommenden Kriegsmacht und sogar auf eine Theilung von Frankreich absah. Aber der König, von seinen Baronen und seinen Communen wetteifernd unterstützt, blieb auch jetzt der Stärkere: auf dem Schlachtfelde von Bouvines wies er die Angriffe der Verbündeten siegreich zurück.

Man trägt nichts Fremdes in diese alten Zeiten, wenn man behauptet, daß mit diesen Ereignissen die erste lebendige Regung eines Gemeingefühls der französischen Nation verbunden war. In allen verschiedenen Gebieten des Landes, sagt ein Zeitgenosse, so weit nur dasselbe sich ausdehne, werde die Freude des Sieges empfunden; in jeder Stadt und jedem Dorf, jedem Schloß und jedem Landbezirk mit demselben Feuer; was allen gehöre, eigne sich jeder besonders zu: ein einziger Sieg veranlasse tausend Triumphe.

Dem großen Gewinne der Krone, der hierin liegt, gesellte sich bald eine zweite, nicht viel minder bedeutende Erwerbung auf etwas verschiedener Grundlage zu.

Es war mit nichten die Absicht des Papstes und seines Legaten, bei ihren Unternehmungen gegen Raimund VI. von Toulouse, die Macht der französischen Krone zu vermehren: sie wollten die albigensischen Meinungen vertilgen, die derselbe beschützte, und übergaben das eroberte Land an den eifrigsten Führer des Heeres, Simon von Montfort, weil dieser allein fähig schien, den strengsten Katholicismus aufrecht zu erhalten. Sie urtheilten, da der König von Frankreich so wenig für die Eroberung des Landes gethan, so habe er auch kein Recht, über dasselbe zu verfügen. [1] Allein die Montforts besaßen bei weitem nicht die nachhaltigen Kräfte, die dazu gehörten, das Land zu behaupten; sie übertrugen selbst ihr

[1] Bzovius Annales ecclesiastici 1215. no. 9.

Recht an den König von Frankreich; diesem riethen die in Paris versammelten Großen des Reiches, fünfundzwanzig weltliche Herren, siebzehn Bischöfe und Erzbischöfe, das Anerbieten anzunehmen, und versprachen ihm hiefür besonders treuen Beistand.[1] Wie in der englisch-normannischen Sache, so beförderten die Großen von Frankreich auch in der albigensischen den Vortheil des Königthums; doch hatte diese insofern noch einen andern Charakter, als es dießmal ein geistliches Urtel war, auf dem das Verfahren beruhte; der König trat in den Anspruch des von einem Concilium eingesetzten Fürsten. Philipp August hatte Bedenken getragen, anzugreifen, sein Sohn, Ludwig VIII., der sich dazu entschloß, erlag in dem Kampfe; dessen Wittwe Blanca, eine Spanierin, an welche mit der Regentschaft auch die Kriegführung kam, gerieth darüber in große Gefahr, aber wohl berathen und unterstützt, wußte sie endlich alles zu beruhigen. Der Graf von Toulouse ward zu einer Abkunft genöthigt, welche, nach der Bemerkung eines römischen Schriftstellers, für die Kirche und die Krone nicht günstiger hätte ausfallen können, wenn er in offener Feldschlacht gefangen worden wäre. Zwei Drittheile des Landes gelangten unmittelbar an die Krone, das letzte Drittheil behielt der Graf noch auf seine Lebenszeit; doch übertrug er das Erbrecht dazu ausschließend auf seine Tochter, die mit dem dritten Sohne Blanca's vermählt werden sollte.

So erwarb sich die westfränkische Krone Gehorsam in dem ganzen Gebiete ihrer Oberherrschaft; diese beiden Unternehmungen, die eine, um ein weltliches, die andere, um ein geistliches

[1] Propter amorem Jesu Christi et fidei Christianae nec non et honorem carissimi domini nostri Ludovici regis Francorum illustris. Preuves de l'histoire de Languedoc III, no. 161.

Entsetzungsurtel zu vollziehen, gaben der höchsten Gewalt ein Uebergewicht im Lande, wie sie es seit dem Tode Carls des Großen nicht besessen hatte.

Ludwig IX., der Sohn Blanca's, suchte nach dem getümmelvollen Wechsel, der die letzten Zeiten erfüllt hatte, einen gesetzlichen und dem sittlich-religiösen Begriffe, der in ihm lebte, entsprechenden Zustand herzustellen.

Für das südliche Frankreich traf er eine Uebereinkunft mit dem König von Aragon, aus dem Hause der alten Grafen von Barcelona, durch welche die Verhältnisse geregelt, die Grenzen beider Reiche festgesetzt wurden.

Es geschah nicht ohne Widerspruch in seinem Rath, wenn er dem König von England einige ihm bereits entrissene Landschaften wieder zurückgab.[1] Aber dadurch bewirkte er, daß dieser nach Paris kam (1259), um sie zu Lehen zu nehmen, und dagegen die Normandie, Anjou, Tours, Poitou in aller Form ihm abtrat. Die Normandie konnte dann auf immer mit der Krone vereinigt werden. Auf der unmittelbaren Regierung von France und Normandie beruhte seitdem die Kraft der Könige.

Die alten Formen der feudalistischen Monarchie blieben bestehen; aber wie früher Absonderung und Eigenmacht, so hatten jetzt Ordnung und Gehorsam das Uebergewicht.

Es war nicht ohne Werth für die allgemeine Auffassung, daß die Mutter Ludwigs VIII. ihre Herkunft von den Carolingern, und namentlich von Carl von Niederlothringen ableitete, und dessen Erbrechte an die Capetinger zu bringen schien. Dadurch bekam alles das Ansehen der vollkommenen Legitimität.

Die Herzoge und Grafen von Bourgogne, Bretagne,

[1] Tillemont: Vie de saint Louis. IV, 163.

Anjou, Poitou, Toulouse, Artois gehörten der Familie des Königs an: man zählt acht Dynastien aus diesem Stamme;[1] der König erschien als das natürliche Oberhaupt aller dieser Geschlechter.

Eben das war für Ludwig IX. ein Beweggrund der Belehnung des Königs von England, daß auch dieser zur Verwandtschaft des königlichen Hauses gehörte. In dem genealogischen Zusammenhang der Royaux de France lag ein vereinigendes Moment für den Staat. Noch in dem zwölften Jahrhundert hatte der Gedanke der Wahl sich geregt; im dreizehnten konnte davon nicht mehr die Rede sein; alles unterwarf sich der Autorität und besonders dem Gerichte des Königs.

Die Rechtsbücher der Zeit erkennen noch immer einen gewissen Grad von gerichtlicher Unabhängigkeit in den einzelnen Gebieten der großen Barone an; aber der König, fügen sie hinzu, ist souverän über alle; denn ihm gebührt die allgemeine Sorge für das Reich; niemand ist so groß, daß er nicht vor den Gerichtshof des Königs geführt werden könnte.

Wie die Ueberlieferung den Namen der Königin Blanca mit der Erneuerung des römischen Rechts in Frankreich in Verbindung gebracht hat, so ist ihr Sohn Ludwig IX. als der vornehmste Begründer eines geordneten Rechtszustandes überhaupt berühmt. Gerechtigkeit zu handhaben, galt auch ihm für die vornehmste, und zwar für die von der Religion gebotene Pflicht eines Fürsten. Wenn des Königs Hof schon vorher als der oberste Gerichtshof betrachtet worden war, wie viel größer wurde nun die Bedeutung desselben, nachdem die

[1] Vgl. Mignet: Essai sur la formation territoriale etc. Notices II, 172.

königliche Macht, hauptsächlich auf den Grund und durch die Vollziehung von Rechtssprüchen so weit über ihre frühere Grenze hinaus erweitert war. Aus dem Hofe des Königs sonderte sich allmählich das große jurisdictionelle Institut des Reiches, das Parlament, ab — wie seine Zusammensetzung aus den Pairs des Reiches, einigen Beamten des Hofes, andern geistlichen und weltlichen Herren beweist, — von dieser politischen Grundlage nicht durchaus losgerissen, aber doch dadurch wesentlich umgestaltet, daß die aus dem Stande der Geistlichen zahlreich hervorgehenden Gesetzkundigen darin sehr bald das Uebergewicht erlangten. Ihre Verhandlungen zeigen, welch einen mächtigen Verbündeten die allgemeine Autorität des Königthums in ihnen gewann.[1] Die Gerichtsbehörden der verschiedenen mit der Krone verbundenen Provinzen erschienen fast nur als Delegationen des obersten Gerichtshofes. Das Verdienst und die Ueberlegenheit seiner Mitglieder, die Gerechtigkeit des Königs, der die Berücksichtigung der fremden Rechte so gut wie der eigenen einschärfte, verschafften ihm überall Eingang.

Man weiß, daß der König dadurch mit nichten Herr und Meister der gesammten Rechtsbildung wurde; gar manche seiner Absichten blieb unerreicht. Ludwig **IX.** hat überhaupt den feudalen Staat nicht gebrochen, ihm vielmehr, indem er den Ausschweifungen der Eigenmacht Einhalt that, eine Gestalt verliehen, in der er mit den unbedingten Bedürfnissen der gesellschaftlichen Ordnung vereinbar wurde.

[1] Beugnot Vorrede zu den Olim Bd. **I. LXXXIX**, entnimmt aus ihnen, **que la cour royal était pleinement entré (sous Louis IX) dans une voie de conquêtes successives, d'empiétemens lents, mais assurés sur l'autorité seigneuriale.**

Während in allen andern Ländern die Fehde entbrannte, waltete hier der Friede; und Frankreich nahm sich auf an Menschenzahl und fortgehender Cultur. Daß ein ruhiger, bescheidener, vor Allem für das Heil seiner Seele besorgter Mann, nicht einmal ein sehr strenger Arbeiter, so viele mächtige Fürsten und streitbare Vasallen im Zaum halten konnte, war für die damalige Welt ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Auch dem Clerus und dem päpstlichen Stuhle selbst widerstand Ludwig IX., wenn er ihre Forderungen für ungerecht hielt; aber übrigens lebte er ganz in den Ideen der Einheit der Christenheit und in kirchlichem Gehorsam. Noch in seinem Testament empfiehlt er seinem Sohne, sich von der Kirche eher etwas gefallen zu lassen, als mit ihr zu hadern. In die Streitigkeiten der Päpste mit den Hohenstaufen vermied er sich einzumischen, aber für Konstantinopel und das heilige Land sich anzustrengen, war er immer bereit.[1] Wie oft und reichlich hat er die Unternehmungen der Kreuzfahrer unterstützt. Er selbst nahm zweimal das Kreuz, aber mit dem unglücklichsten Erfolge; in Egypten wurde er gefangen genommen; vor Tunis kam er um. In seinen letzten Gedanken noch beschäftigte er sich mit der Ausbreitung des Glaubens.

[1] Wie Papst Urban IV. seine Stimmung bezeichnet 1262: »ad ea quae Christianae fidei exaltationem et ipsius Romanae ecclesiae respiciunt, totis conatur viribus, — proximi laesionem abhorret, — metuit animae hinc peccatum.«

Drittes Capitel.

Epoche der englischen Kriege.

Zweierlei Auffassungen der höchsten Gewalt lassen sich bei denen unterscheiden, die dieselbe mit Bewußtsein inne haben. Es gibt Könige, welche den Besitz ihrer Krone, ja das Bestehen ihres Reiches einem höheren Zwecke unterordnen: der Erhaltung der von Gott gesetzten Ordnung der Dinge, der Förderung der Cultur, der Handhabung der Gerechtigkeit, der Durchführung der Ideen der Kirche, der Ausbreitung der Religion. Andere dagegen stellen sich vor allem als Vertreter der besondern Interessen ihres Landes auf; die Erweiterung der Macht erscheint ihnen als ein an sich würdiger Zweck; unbedenklich greifen sie, sobald es ihnen nützlich dünkt, fremde Gebiete an; in der Ausbildung der inneren Stärke und äußeren Größe des Landes sehen sie ihre Bestimmung und ihren Ruhm. Jenes sind persönlich schwungvolle, milde, religiöse Naturen, denen eine gesetzliche Beschränkung eher lieb als zuwider ist. Dieses sind Männer von angeborner Energie des Willens, einseitig und nicht selten hart; die jeder wesentlichen Beschränkung spotten. Die ersten mögen mehr den mittlern, die zweiten mehr den neuern Zeiten angehören; doch kommen die einen und die andern in allen Zeiten vor.

Nachdem der capetingische Stamm in Ludwig IX. einen Fürsten hervorgebracht hatte, der als ein Muster und Urbild aller religiösen Könige angesehen werden darf, so entsproß demselben zuletzt noch ein Charakter der andern Art.

Von allen seinen Vorfahren unterschied sich Philipp der Schöne durch gewaltsame Rücksichtslosigkeit. Auch die früheren

Könige breiteten ihre Macht aus, aber wie ein deutscher Chronist sich ausdrückt, innerhalb der ihnen gesetzten Grenzen; mit dem deutschen Kaiserthum, an welches mit der Krone von Arelat vorlängst einige Provinzen des südöstlichen Galliens gelangt waren, liebten sie in Frieden und Freundschaft zu leben. Philipp der Schöne wagte es zuerst diese Marken mit rücksichtslosem Ehrgeiz zu durchbrechen, und jenseit derselben Besitz zu ergreifen. Um die Feindseligkeiten des deutschen Reiches, die damit geweckt wurden, und die Verträge, die er brach, kümmerte er sich nicht; er wußte oder fühlte, daß er im Bunde mit der Natur der Dinge war. Indem er Lyon einnahm, gründete er ein Verhältniß, das an und für sich weiter führte; die einmal gebildete Macht zog die sprachverwandten Regionen mit unwiderstehlicher Naturgewalt an sich.

Die früheren Könige hatten sich in der Verbindung mit dem Papstthum gefallen; durch gegenseitige Dienste hatten sich beide gefördert; Philipp der Schöne machte sich kein Gewissen daraus, diesen alten Bund zu zerreißen. Von untergeordneten Differenzen ging sein Streit mit Bonifacius VIII. aus; aber sehr bald erhob sich derselbe zu den wichtigsten Fragen über die weltlichen Rechte von Rom, welche dieser Papst mit heftigem Eifer verfocht. Der König setzte gleichsam einen Fluch darauf, wenn einer seiner Nachkommen in weltlichen Dingen eine andere Gewalt auf Erden über sich anerkenne, und ließ die Bulle verbrennen, in welcher der Papst die entgegengesetzten Ansprüche aufgestellt hatte. Bonifacius bekam zu empfinden, was einer der Rechtsgelehrten des Königs ihm gesagt hat, daß Anspruch ohne wahre Macht nichts bedeute.

Jahrhunderte lang hatte die Nation ihre besten Kräfte

nach dem Orient gerichtet; allerdings zuletzt ohne Erfolg. Vorlängst war Jerusalem in die Hände der Saracenen zurückgefallen, auch Constantinopel hatte nicht können behauptet werden; die Unternehmungen Ludwigs des Heiligen, die Pläne des blutsverwandten Königs von Neapel, Carl von Anjou, waren gescheitert; endlich ward auch Ptolemais von dem Sultan Alaschraf angegriffen; König Philipp der Schöne weigerte sich, etwas für die Vertheidigung der Stadt zu thun,[1] er ließ sie ruhig in die Hände der Feinde fallen. Ihm waren diese Unternehmungen nach dem Morgenland nicht allein gleichgültig, sondern verhaßt.

Von den zum Kriege gegen die Ungläubigen gestifteten Ritterorden, wurde der mächtigste, tapferste, an dessen Bestehen sich noch eine Hoffnung zur Wiedereroberung des heiligen Grabes knüpfte, auf das gewaltsamste von ihm vernichtet. Wir untersuchen nicht die Wahrheit seiner Anklagen gegen die Templer, die Gerechtigkeit seines Verfahrens; es ist uns genug, den Wechsel der Ideen wahrzunehmen. Von der Grabkammer der Templer hat man die Sage, daß alle Jahr in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt, das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel, daselbst erscheine mit der Frage: wer das heilige Grab befreien wolle; „Niemand, Niemand“ ist die Antwort, die ihm aus dem Gewölbe entgegenschallt, „denn der Tempel ist zerstört.“[2]

Die Zeiten, welche von den Ideen der allgemeinen Christenheit belebt wurden, waren vorüber; die Güter, deren

[1] Consideratis negotiis quae incumbunt, et rebus ut nunc se habentibus, Schreiben Papst Nicolaus IV. bei Reinaldus 1290. 9.

[2] Die Sage stammt aus einer Mittheilung von Augustin Thierry her. Martin Histoire de France V, 199.

Ertrag zur Wiedereroberung von Jerusalem dienen sollte, wurden eingezogen und in den Nutzen des Königreichs verwandt.

Am meisten kommt es bei allen thätig wirkenden Männern darauf an, worin die Summe ihrer Gedanken liegt. Ludwig der Heilige lebte in der Idee der Christenheit; in Philipp dem Schönen erhob sich der Gedanke der Krone und des Reiches über alles andere. Durch sein ganzes Dasein weht schon der schneidende Luftzug der neuern Geschichte. Die große Anzahl der Erlasse, in denen er richterliche, legislative und executive Gewalt vereinigt, [1] setzt in Erstaunen; in alle Beziehungen des Lebens bringt er mit dem Begriffe der königlichen Macht ein. Aus dem Parlament sondert sich eine alles umfassende administrative Behörde ab; der Gesichtspunkt der Religion weicht zurück; die Rede ist hauptsächlich von den Rechten der Majestät, Steuern, Steuerkammern, der Bewilligung der Steuern; sogar von dem Anrecht der Krone an alles Silber und Gold im Reiche, dessen Werth sie nach Gutdünken festsetzen will; von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und ihren Befugnissen auch in geistlichen Dingen; von ständischen, städtischen Versammlungen; von der natürlichen Freiheit aller Menschen; der Emancipation der Leibeigenen.

Man begreift es, wenn dieser Fürst in dem großen Dichter der Epoche, Dante, der nur in Anschauung der allgemeinen Freiheit und dem Bewußtsein höherer Gesetze lebte, einen Widerwillen erregt, der in lauten Tadel ausbricht, und wenn dagegen die neue Zeit in seiner Regierung die Morgenröthe ihres Tages begrüßt.

[1] Guizot, Cours d'histoire moderne. Tom. V.

Kaum aber war dieser Standpunkt einer rücksichtslosen, isolirten, nur auf das Staatswesen von Frankreich selbst gerichteten Politik ergriffen, so trat ein Ereigniß ein, wodurch das Land in eine allgemeine Verwirrung gestürzt und vollends auf sich selbst verwiesen wurde.

Im capetingischen Hause war die königliche Würde bisher immer von Vater auf Sohn übergegangen. Philipp der Schöne hinterließ eine blühende Nachkommenschaft; von seinen drei Söhnen aber hatte keiner männliche Nachkommen; nachdem der letzte von ihnen gestorben war, forderte der Sohn seiner Tochter, Eduard III., König von England, die französische Krone als sein Erbtheil.

Kraft desselben Rechtes waren die dortigen Lehensfürstenthümer, die Kronen der pyrenäischen Halbinsel, die englische Krone selbst vererbt worden. Eduard III. ließ seinen Anspruch von den englischen Rechtsgelehrten untersuchen, und unternahm, durch deren Entscheidung bestärkt, ihn zu verfechten. [1]

Dagegen hatte sich in den deutschen Fürstenthümern die männliche Erbfolge durch die Verbindung der Amtsgewalt mit dem Landbesitz immer in lebendiger Geltung erhalten; auch in Frankreich hatte man sie bei den letzten Fällen, wo

[1] Als »causa fontalis« der Kriege bezeichnet Heinrich V. »progenitorum nostrorum ac nostrae hereditatis et iurium ad coronam Franciae detentionem iniustam, quam profecto causam progenitor noster inclytissimae memoriae Eduardus per se et maximum consilium suum, magnae conscientiae viros in iure divino et humano summe instructos, penes quos maxima sapientia viguit et quibus factum recens erat et ad oculum patuit, iterum atque iterum examinari iussit ac omni remoto scrupulo pro parte sua didicit fore iustam.« Lettres des rois ed. Champollion II, 360.

die Krone von einem Bruder, mit Ausschluß der Töchter desselben, an den andern übergegangen war, beobachtet; doch war das mehr durch Vertrag, — nicht ohne Vergütung — als durch gesetzliche Anerkennung geschehen; darüber, ob nicht an Stelle der Mutter der Sohn eintreten dürfe, ob man von der herrschenden Linie auf ihre Seitenverwandten überzugehen das Recht habe, konnte immer gestritten werden.

Bei weitem mehr jedoch als die rechtliche kam hierbei die politische Seite der Frage in Betracht. Man untersuchte nicht, ob die königliche Autorität mehr Erbe sei oder mehr Amtsgewalt; entscheidend war, daß die Ansprüche auf die Krone an einen Fürsten fremder Nation gelangen sollten; die vornehmsten Herren, die Pairs und die Barone von Frankreich blieben dabei stehen, sich nicht unter die Gewalt der Engländer bringen zu lassen;[1] sie hielten in diesem Falle an dem deutschen Erbrecht fest — sie bezeichneten es als das salische — weil es ihnen ihre eigene Selbständigkeit verbürgte. Sie erkannten den nächsten Seitenverwandten, Philipp von Valois, an. Nicht ohne blutige Kämpfe aber konnte ihre Entscheidung aufrecht erhalten werden.

Als Eduard zu seinen Jahren gekommen war, und sein Recht durchzuführen sich entschloß, welche verderbliche Schläge hat er da dem Adel und dem Herrenstande von Frankreich, die seine Herrschaft verschmähten, beigebracht.

In der Schlacht von Cressy sind 11 Prinzen, 80 Herren, 1200 Ritter umgekommen; in der Schlacht von Poitiers gerieth König Johann, der zweite vom Hause der Valois, den sein Vater sterbend ermahnt hatte, nicht von dem Kriege

[1] Continuator Guilielmi de Nangiaco »non aequanimiter ferentes subdi regimini Anglicorum« II, 83.

abzulassen, in welchem er eine gerechte Sache habe, tapfer fechtend selbst in die Hand seiner Feinde; es gab wenige vornehme Häuser, die nicht einen Todten zu beklagen, oder einen Gefangenen loszukaufen gehabt hätten. Auch zur See waren die Engländer in einer großen Schlacht Meister geblieben; sie eroberten Calais und machten es zu einer englischen Colonie.

Nicht allein die in der Welt vorherrschende und aggressive Stellung, welche Frankreich bisher einnahm, ward hierdurch verändert; auch auf das Innere übten der Krieg und seine Folgen eine zersetzende Wirkung aus; sie gehörten gleichsam dazu, um eine neue Macht, die in der Stille vorbereitet, von allen in der Tiefe wirkenden Elementen unterstützt, den Herren und dem Adel zur Seite getreten war, — die Macht der Städte — vollends zu entbinden und zu politischer Erhebung aufzurufen.

Es ist ein Irrthum früherer Darstellungen, das Emporkommen der städtischen Genossenschaften in Frankreich dem Königthum zuzuschreiben. Die Bewegung, aus der sie hervorgegangen sind, ist ursprünglich und autonom; in dem nördlichen Frankreich so gut, wie in Italien und in den Niederlanden. Aber die französischen Könige haben die Communen von Anfang an in ihren Schutz und Frieden aufgenommen, und ihnen die erworbenen Freiheiten bestätigt. Die Städte haben dagegen die Schlachten der Könige geschlagen und in ihren Zerwürfnissen mit den Großen ihre Partei gehalten. Mit Vergnügen pflegte Ludwig der Heilige in seinen spätern Jahren davon zu erzählen, wie einst während seiner Minderjährigkeit, als er auf der Reise nach Paris in der Nähe dieser Stadt von den empörten Großen bedroht ward, die Bevölkerung derselben aus den Mauern hervorbrach, und

ihn gegen jede Gefahr beschützte. Philipp dem Schönen sind sie in seinen Kriegen mit bedeutenden Geldzahlungen zu Hülfe gekommen; sie haben sich nicht allein Verbrauchssteuern gefallen lassen, sondern auch Einkommensteuern von ansehnlichem Ertrag verwilligt. Er sah sie gern in besondern Versammlungen um sich; in jenem seinem Streite mit dem Papste, als es ihm darauf ankam die Beistimmung der vereinigten Nation den römischen Ansprüchen entgegenzusetzen, zog er sie an die Reichstage, wo ihre Erklärungen dann ganz in seinem Sinne ausfielen; ihr patriotischer Ehrgeiz nahm Partei für die volle Unabhängigkeit des Königreichs.

Wenn bald darauf in der allgemeinen Reaction der Provinzen gegen die Uebermacht der Krone, welche nach dem Tode Philipp des Schönen eintrat, den Herren und dem Adel nicht geringe Zugeständnisse in der Form von Provinzialcharten gemacht werden mußten, so erlangten damals auch die Städte ein großes Recht: die Befugniß, sich zur Vertheidigung der Rechte des Königs und der ihren zu bewaffnen.

Ueberhaupt stellten sich im vierzehnten Jahrhundert die beiden Elemente unserer Staaten, das feudalistisch-hierarchische und das städtisch-populare kampfgerüstet einander entgegen; wie auf dem ganzen Continent, so auch in Frankreich. Und diese große Parteiung nun trat mit dem Erbfolgestreit in Beziehung.

Es waren besonders die Herren und Großen, durch welche die Krone an das Haus Valois, welches sich von jeher auf ihrer Seite gehalten hatte, oder an ihrer Spitze erschienen war, überging. Eine der ersten Unternehmungen des neuen Königs galt der Unterstützung des Grafen von Flandern in dem Streite mit seinen Städten. Er hatte dabei die

bestimmte Absicht, die schon allenthalben gährende städtische Bewegung nicht auch in Frankreich eindringen zu lassen.[1]

Dagegen aber ergriff Eduard III. die Partei der flandrischen Städte, und von diesen ward er noch besonders dazu angetrieben, seinen Anspruch an die Krone von Frankreich geltend zu machen.

Die Niederlagen, die er den Franzosen beibrachte, hatten den zwiefachen Erfolg, den Adel durch so mörderische Verluste persönlich zu schwächen, und im Volke Unzufriedenheit mit der bisherigen Regierung und ihrem Verfahren, von dem man das Unglück herleitete, hervorzubringen. Nach der Schlacht von Poitiers, in der auch die Tapferkeit der Edelleute zweifelhaft geworden war, brach in Frankreicheine Entzweiung aus, die eigentlich niemals wieder beigelegt worden ist.

In der Versammlung nordfranzösischer Stände, welche Mittel zur Fortsetzung des Krieges und zur Befreiung des Königs ausfindig machen sollte, ward ein Ausschuß niedergesetzt, in welchem die Bürgerschaften so stark repräsentirt waren, wie die beiden andern Stände zusammengenommen, und der nun geradezu den Versuch machte, die Regierung des Reiches umzuwandeln. Ueberaus merkwürdig ist der Umfang der Rechte, den die Stände unter der Leitung des Ausschusses forderten: Antheil nicht allein an der Erhebung der von ihnen bewilligten Auflagen, sondern auch

[1] Chronicon comitum Flandriae bei Smet: Collection de chroniques Belges inédites I, 203. Consilium fuit omnium, quod rex illuc exercitum mitteret in adiutorium comitis Flandriae ad domandos rebelles, ne si terminos suos exirent attrahere sibi possent communitates alias Picardiae et Franciae et sic magnam confusionem facerent nobilibus atque regno.

an der Auszahlung der dadurch einkommenden Gelder; die Befugniß sich auf einen bestimmten Tag zu versammeln, ohne berufen zu sein; Gesetzeskraft der von ihnen gefaßten Beschlüsse; Herbeiziehung ihres Ausschusses zu den Verhandlungen über einen Krieg oder einen Stillstand der Waffen. So vollkommen und umfassend war die Idee eines ständischen Regiments, das man in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter popularem Antrieb in Frankreich einzuführen suchte.

Aber weder Zeit und Umstände, noch die Gesinnungen der Nation, noch auch die Führer selbst eigneten sich recht dazu, um zu diesem Ziele zu führen.

Die Haltung des vornehmsten Hauptes der Partei, Robert Lecoq, zeugt von seiner durch und durch factiosen Natur. Sein Sinn wäre gewesen, einen andern Prinzen von Geburt, Carl von Navarra, der ebenfalls einen Erbanspruch zu haben behauptete, zum König von Frankreich zu machen, und an dessen Seite als Kanzler die Gewalt in die Hand zu nehmen. Lecoq hat bereits gesagt, daß es den Ständen erlaubt sei, einen König abzusetzen und die Thronfolge zu verändern. Zunächst ließ er den gewaltsamsten Unternehmungen gegen die bestehende Regierung ihren Lauf. Ein großer Theil der Parlamentsräthe wurde verjagt, der Rechnungshof umgestaltet; die vornehmsten Rathgeber des Dauphin, der die Stelle des Königs vertrat, zwei Marschälle, sind endlich durch eine empörte Menge, die unter der Führung des vornehmsten städtischen Magistrats, Etienne Marcel, in den Palast eindrang, vor seinen Augen getödtet worden.[1] Wer wollte in Abrede stellen,

[1] **Articles contre Robert le Coq**, mitgetheilt von Douet d'Arq. **Bibliothèque de l'école des chartes II, 378.** Art. 82.

daß die Städte gerechte Beschwerden hatten? Aber ihr gewaltsames und ruchloses Gebahren stellte sich ihren eigenen Bestrebungen in den Weg und erweckte in ihren Gegnern das Gefühl eine gute Sache zu verfechten.

Da der Angriff zugleich gegen die Autorität der Krone und gegen die Vorrechte der Herren und des Adels gerichtet war, so bildete sich zwischen beiden die engste Verbindung aus; der Dauphin, vom Adel unterstützt, behielt den Sieg und die frühere Regierungsweise stellte sich her. Wenn es nicht sogleich zu einer gewaltsamen Vergeltung kam, so war dieß allein dem Dauphin zu danken. Bald nach dem Frieden von Bretigny, dessen Festsetzungen, dem Unglück der Schlachten und der Verwirrung der innern Zustände entsprechend, ein Drittheil von Frankreich an Eduard III. übertrugen, bestieg er selbst unter dem Namen Carl V. den Thron, und richtete dann alle seine Gedanken auf die Wiederherbeibringung des Verlorenen, die ohne innere Ruhe unmöglich war. Er verstand es ganz, die entgegengesetzten Parteien an sich zu fesseln, wie den Adel und die Capitäne, so nicht minder die Städte. Vielen Städten hat er Freibriefe gegeben; viele sind zu ihm übergegangen; keine ist von ihm abgefallen. Die Weisheit des Königs, das große Werk, in dem alle gemeinschaftlich begriffen waren, und dessen glücklicher Fortgang hielten die Gegensätze so lange er lebte nieder.

König Carl V. von Frankreich war ein Mann, der in den Jahren, welche sonst die der männlichen Kraft sind, einen baldigen Tod vor Augen sah, — er zog bereits nicht mehr in den Krieg, denn er hätte das Schlachtschwert nicht mehr führen können — der aber dafür durch Nachdenken und Geist hervorleuchtete, wie die sinnreichen Aussprüche beweisen, die

von ihm im Gedächtniß sind, und der es ganz verstand, das Uebergewicht des vaterländischen Gedankens festzuhalten.

Aber so wie sein beruhigender Einfluß verschwunden war, brachen die alten Feindseligkeiten, von dem allgemeinen Sinne des Jahrhunderts angeregt, wieder auf das heftigste hervor. Die letzten Jahrzehnte des vierzehnten und die ersten des funfzehnten bewegten sich in steten Fluctuationen der höchsten Gewalt und des öffentlichen Geistes.

Es war nicht eine unbedeutende Frage, über welche der Streit sich wieder erhob, sondern eben die, welche für die innere Verfassung europäischer Länder vielleicht das größte Gewicht von allen hat: inwiefern eine periodische Steuerbewilligung der Stände erforderlich ist; denn daran knüpfen sich die meisten anderen Rechte der ständischen Versammlungen. Die Franzosen jener Zeit ergriffen sie mit dem lebendigsten Eifer. Paris und die übrigen Städte widersetzten sich der Hebung unbewilligter Abgaben, und es kam darüber zu einem Aufruhr, in welchem alle Leidenschaften entbrannten und sogar das Eigenthum gefährdet ward.

Nicht so ganz schlecht berathen war der französische Adel, der sich um den Regenten des Reiches schaarte, wenn er seine Waffen zuerst nach Flandern wandte, wo ein großer Gewerbtreibender den Grafen der Regierung beraubt hatte, und der Heerd der ganzen Bewegung war. Allerdings hätte es auch für den Adel sehr gefährlich werden können. Wäre es der französischen Ritterschaft gegangen, wie der österreichisch-schwäbischen bei Morgarten, so hätte eine Republikanisirung des nördlichen Frankreich erfolgen können. Schon dachte die Pariser Bevölkerung das feste Haus des Louvre und die noch im Bau begriffene Bastille zu schleifen.

Aber die Entscheidung der Waffen fiel in Flandern zu Gunsten des Adels aus. Er erfocht bei Roesbeke (23. Nov. 1382) einen vollständigen Sieg und unterwarf jene Landschaft ihrem Herrn. Bei dem Beginn der Schlacht hatten sich, als die Reichsfahne entfaltet wurde, die dichten Wolken plötzlich getrennt und die Sonne war aufgestiegen; der Adel glaubte darin ein Zeichen des unmittelbaren göttlichen Schutzes zu erkennen, er brachte die Fahne mit Feierlichkeit und Devotion nach St. Denys zurück und wendete sich dann gegen Paris. Hier hatte Alles den Muth verloren. Die Ehrenbezeigungen der entgegenkommenden Bürgerschaft wurden von dem König nicht angenommen, denn allzuschwer habe sie das königliche Haus beleidigt. Die Barrieren wurden niedergerissen, die Thore aus den Angeln gehoben, die Waffen mußten abgeliefert werden; die eisernen Ketten, mit denen man des Nachts die Straßen sperrte, wurden weggeführt, die Bastille dagegen vollendet; die städtischen Freiheiten, besonders das Recht, den Prévôt des Marchands und dessen Schöffen zu wählen und jede jurisdictionelle Befugniß zurückgenommen. Unter dem Schall der Trompeten wurden die alten Taxen auf den Verbrauch wieder abgekündigt, Niemand wagte, sich ihrer Erhebung zu widersetzen; der Gedanke tauchte auf, daß der König das Recht habe, die Steuern mit derselben Unbeschränktheit zu behandeln, wie seine Domänen; wenn man nicht wagte, denselben mit Festigkeit auszusprechen,[1] so hielt man doch auch keine neue Bewilligung für

[1] Die Chronica Caroli sexti (Chronique des religieux de St. Denys), hiefür die vornehmste Quelle, drückt sich nicht ganz deutlich aus I. p. 242. Quae (subsidia) quamvis occasione sopiendarum guerrarum et reparatione edificiorum regiorum forent nuper

nöthig; eine lange Reihe von Jahren hindurch sind allgemeine Stände nicht wieder beisammen gewesen.

Im Jahre 1357 hatten die Städte, in der Ständeversammlung vorherrschend, einen Anlauf genommen, die ganze Regierung in ihre Hände zu bringen; im Jahre 1382 wurden sie ihrer municipalen Rechte beraubt. Wie die Erfolge, so wogten die Meinungen hin und wieder. Schon damals ist zuweilen die Lehre verkündigt worden, daß eine Regierung ohne die Beistimmung des Volkes Nichts vermöge,[1] bald darauf die entgegengesetzte von der ursprünglichen Verschiedenheit der Stände und der Nothwendigkeit, jeden auf seine Sphäre zu beschränken. Eine Zeitlang drang die Meinung durch, daß man Tyrannen tödten dürfe; dann ward der vornehmste Verkündiger derselben verurtheilt; später kam bei dem Wechsel der Parteien die erste Theorie wieder zu Ehren.

Auf die Entzweiung von Orleans und Burgund, die an sich aus ganz anderen Anlässen entsprang, wirkten auch diese Streitfragen ein; das Haus Orleans und die Armagnacs vertraten die zuletzt siegreich gebliebene Ritterschaft; der Herzog von Burgund, der jetzt zugleich Graf von Flandern geworden war, nahm sich der städtischen Rechte an. Unter

introducta hucusque a tempore Caroli defuncti sine populari consensu ut antiquitus fiebat persoluta. Quidam ipsa subsidia non modo iterum repetenda sed et deinceps sicut merum dominium et coram regis iudicibus dignum ducebant tractanda. Ich möchte größeren Nachdruck, als z. B. Felibien histoire de Paris I. 699, der diese Stelle vor sich hatte, auf das Wort non modo repetenda legen. Man dachte sie nicht allein zu erneuern, sondern auch durch diese Bewilligung zu erhöhen. Dieß würde leicht einen allgemeinen Aufruhr hervorgebracht haben.

[1] Reges regnant suffragio populorum.

dessen Einfluß wurden der Hauptstadt im Jahre 1409 ihre municipalen Rechte zurückgegeben, die Einwohner durften sich wieder bewaffnen, ihre Schöffen selbst wählen. Eine Miliz, die hauptsächlich aus den erblichen Inhabern eines großen Gewerkes bestand, hielt die Herrschaft des Hauses Burgund und der damals in der Stadt vorwaltenden Faction zugleich aufrecht. Kaum versuchte der Hof sich ihrer zu entledigen, so brach eine Empörung aus, in welcher die vor 30 Jahren niedergedrückten Ideen wieder emporbrangen. Eine Ordonnanz ward entworfen, welche unter Anderem das Prinzip der Wahl in dem Gerichtswesen einführen, das Jagdrecht beschränken und überhaupt die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes im popularen Sinne umgestalten sollte; König und Prinzen mußten sich, das Abzeichen des Aufruhrs, das von Flandern herübergekommen war, den weißen Hut, tragend, nach dem Justizpalaste verfügen und diese Anordnungen als Gesetz verkündigen. Zuweilen erscheint der Wechsel der Ereignisse auch in untergeordneten Persönlichkeiten. Ein Mensch, der im Jahre 1357 bei der Ermordung der Marschälle gewesen, ward 1382 dafür hingerichtet; im Jahre 1413 tritt ein alter Medicus an der Spitze der Anhänger von Burgund auf, von dem man sagte, er habe in frühester Jugend an jenem ersten Aufruhr Theil genommen. Und so ging das ferner. Eine Zeitlang befanden sich die Armagnacs wieder im Besitz der Herrschaft und übten sie mit großer Gewaltsamkeit aus; im Jahre 1418 erhob sich die Bürgerschaft und nahm die gräßlichste Rache an ihnen. Das Volk weidete seine Augen an den zusammengebundenen Leichen der Gewalthaber, denen es bisher hatte gehorchen müssen.

Indem aber war der englische Krieg wieder ausgebrochen, und ein Moment trat ein, wo alle diese Fragen, so wenig sie ursprünglich mit einander gemein hatten, in einander aufgingen. Die Ritterschaft erlitt abermals eine jener mörderischen Niederlagen, wie sie die Engländer in diesen Kriegen den stürmisch andringenden Franzosen beizubringen pflegten; bei Azincourt sollen 8000 Edelleute geblieben sein. Zwischen den Prinzen von Geblüt entbrannte die Wuth der Faction heftiger als je. Als Herzog Johann von Burgund auf der Brücke von Montereau, in Gegenwart des Dauphin erschlagen war, hielt es der Sohn des Ermordeten für gerechtfertigt, wenn er sich von dem Prinzen lossagte und den Vertrag von Troyes vermittelte, nach welchem Heinrich V. von England als künftiger König und sogleich als Regent von Frankreich anerkannt wurde. Unter dem Einfluß des Herzogs trug die Stadt Paris kein Bedenken, diesem Vertrage beizutreten; von den Mitgliedern des Parlaments, der Universität und der Geistlichkeit, hauptsächlich allen städtischen Magistraten wurde er in feierlicher Versammlung durch lauten Zuruf angenommen.[1] Nie war, seit Philipp August, ein König in Paris besser empfangen worden, als Heinrich V. bei seinem Einzuge empfangen wurde; das Volk begrüßte ihn mit dem freudigsten Hoch; auch die versammelten Stände nahmen den Vertrag an und unterwarfen sich den neuen Geldforderungen. Nur in Verbindung mit England glaubten die Franzosen ihrer ständischen und städtischen Gerechtsame sicher zu sein. Ihrer politischen Selbständigkeit gedachten sie nicht. Durch eine Art

[1] Comme si le monde eust deu estre tout renouvellé et estably en perpetuelle et permanable felicité. Chastellain: Chronique du duc Philippe 63.

von Rechtsgang ward der Dauphin seines Anrechts an die Krone verlustig erklärt.

Der antwortete bei der Nachricht, er appellire von diesem Urtheil an die Spitze seines Schwertes. Es war schon etwas, daß er sich auf sich selbst verließ, doch hätte ihn sein Schwert, wie er es damals führte, allein schwerlich gerettet; er mußte sich erst von der mit Blut besudelten Faction der Armagnacs trennen, die ihn damals umgab, wenn er wirklich König von Frankreich werden wollte.

Hierauf fand er die mannichfaltigste Unterstützung.

Die erste gewährten ihm die Großen, die allmählich sich wieder mit ihrem König verbanden. Es waren der Graf von Anjou und Provence, in dessen Verwandtschaft der König getreten war, der Herzog von Bretagne und dessen tapferer Bruder Richemont; endlich der Herzog von Burgund, dessen Beitritt der englischen Sache das Königreich verschafft hatte, dessen Rücktritt ihr dasselbe wieder entreißen mußte. Sie wurden nach und nach Alle inne, daß ein einheimischer König ihnen besser war, als ein fremder, und dessen Stellvertreter.

Dann aber waren die Söhne der bei Azincourt Gefallenen zu männlichen Jahren gekommen und schlossen sich ihrem natürlichen Fürsten an, um den Tod ihrer Väter zu rächen und die verlorenen Plätze wieder zu erobern.

Endlich tauchte aus dem untersten Stande, den Arbeitern des Landes, die wunderbarste Erscheinung auf: die Jungfrau von Orleans. Um sie nur einigermaßen zu verstehen, muß man sich erinnern, wie das Haus der französischen Könige, die Royaux de France und die Krone der Lilien von der Sage verherrlicht wurden: in dem Gebiete des Erzbisthums von Rheims, wo so viele Kirchen dem heiligen Remigius gewidmet

sind, wie denn die Jungfrau selbst in einer von ihnen getauft worden, galt das Recht des gesalbten Königs als eine unmittelbar göttliche Institution. Jeanne d'Arc erweckte diese Religion des Königthums in den Massen, doch wußte sie wohl, daß die Ueberzeugung allein nicht genüge. Man machte ihr einst den Einwurf, wenn Gott das Land von den Feinden befreien wolle, so könne er es auch ohne Kriegsleute thun; sie antwortete mit treffendem Geist: die Kriegsleute werden streiten, dann wird Gott den Sieg geben.

Längst schon waren auch die Einwohner von Paris der englischen Herrschaft müde; nach dem Uebertritt von Burgund kehrten sie ebenfalls zu ihrem angebornen König zurück.

Eine große Handlung ist, daß Carl VII., als er wieder Meister der Stadt geworden war, keinem seiner alten Gegner etwas zu Leide that. Seit einem Jahrhundert hatte der abwechselnde Sieg der Parteien die Hauptstadt und die Provinzen mit wechselseitigem Mord erfüllt. Dießmal hütete man sich, eine Partei wieder durch die andere auszustoßen, und Gewaltsamkeiten zu verhängen, welche die alten Stürme heraufbeschwören konnten.

Wenn die innere Entzweiung durch die Einwirkung der englischen Kriege so höchst gefährlich geworden war, so trug der Gegensatz gegen die Herrschaft der Engländer auch dazu bei die Versöhnung herbeizuführen. Alle Stände, von dem obersten bis zu dem niedrigsten wirkten zusammen, um die Macht der Krone herzustellen, die sich nun aus dem tiefsten Verfall, Alle schützend und umfassend, wieder erhob.

Verweilen wir noch bei diesem großen und rettenden Momente, in welchem das um sein Dasein kämpfende französische Königthum zugleich zu einer festeren Organisation für die Folge

gelangte. Die Mittel des Kampfes wurden wie in andern großen Zeiten zu nationalen Institutionen.

Die pragmatische Sanction, zu der sich der König und der Clerus damals vereinigten, darf nicht bloß als eine Acte des geistlichen Rechtes angesehen werden; sie war vielmehr die Vollendung früherer Maßregeln, durch welche der König und die ihm anhangende Geistlichkeit dem Einfluß des Papstes, der den Engländern und Burgundern zu Statten kam, zu begegnen suchte.

„Die Erfahrung zeigte uns," sagt König Carl VII., [1] „daß Papst Martin die Prälaturen und anderen ansehnlichen Pfründen unseres Königreichs an Fremde verlieh, so wie an solche, welche die Partei unserer Gegner hielten; mit dem Rath einer Versammlung von Prälaten, Geistlichen und angesehenen Laien haben wir darauf verordnet, daß Niemand in unserem Reiche zu einer Pfründe gelangen solle, wenn er nicht aus demselben gebürtig und uns zugethan ist; aber auch der folgende heilige Vater (Eugen IV.) verlieh Tag für Tag Pfründen unseres Reiches an Menschen, die uns unbekannt, keine Eingeborne sind und auf der Seite unserer Feinde stehen." Es konnte nicht weit führen, diese Bestimmungen nur einfach zu wiederholen; um das Uebel gründlich zu heben, trat der König dem damals versammelten Concil zu Basel bei; die Beschlüsse desselben zu Gunsten der Landeskirchen entsprachen ganz seinem Bedürfniß und seinem Sinn. In einer großen Versammlung zu Bourges im Jahre 1438, bei der sich fünf Erzbischöfe, fünfundzwanzig Bischöfe und viele andere Geistliche

[1] Lettres de Charles VII., par lesquelles il ordonne, que nul ne sera reçu aux bénéfices ecclesiastiques, s'il n'est du royaume, et affectionné au Roy. 10 März 143½ Orodonnances XIII, 178.

niederen Ranges einfanden, wurden diese Beschlüsse mit geringen Abänderungen angenommen und zu einem Gesetz zusammengefaßt, das man mit dem feierlichen Namen der pragmatischen Sanction bezeichnete. Vor allem wurde den französischen Kirchen das Recht der freien Wahlen zurückgegeben;[1] wie die Stimmung der Nation nunmehr war, brauchte man nicht zu fürchten, daß sie auf Gegner des Königs, Anhänger seiner Feinde, fallen würde. Der Widerspruch gegen die pecuniären Anforderungen der römischen Curie, den Philipp der Schöne einst erhoben hatte, konnte nun erst auf den Grund allgemeiner Beschlüsse einer Kirchenversammlung durchgeführt werden. Eben das war für Rom das empfindlichste, daß in kirchlichen Dingen Festsetzungen getroffen wurden, ohne den Papst. Alles schloß sich, wie der Kampf es forderte, in welchem man begriffen war, an den König.

Mit der Aufstellung der Geistlichkeit im gallicanischen Sinne stand die Erneuerung des Parlamentes in genauem Zusammenhang.

Carl VII. hatte das Parlament zu Paris, das von dem Herzog von Burgund eigentlich neu eingerichtet wurde und dem englischen König den Eid der Treue leistete, niemals anerkannt. Aus den treu gebliebenen, zu ihm geflüchteten Mitgliedern bildete er sich sein Parlament zu Poitiers; nach dem Siege führte er es nach Paris zurück. In diesem sah er „den starken Arm seiner Gerechtigkeit.“ Und wie dieß nun in jeder Beziehung die alten Grundsätze der französischen Rechtspflege erneuerte, so hielt es auch die ihm seit Philipp dem Schönen ertheilten Berechtigungen in Bezug auf geistliche Dinge fest

[1] Es ist das **Decretum de electionibus**, 12te Session des Basler Concils.

und nahm eine sehr trotzige Stellung den Ansprüchen des römischen Hofes gegenüber ein. Der römische Bischof, sagt Pius II., dessen Pfarre die Welt ist, hat in Frankreich nicht mehr Gerichtsbarkeit, als das Parlament ihm bewilligt; sogar den geistlichen Censuren glaubt es den Eingang ins Königreich versagen zu können.

Indessen zeigte sich vor allen Dingen nothwendig, die Verwaltung und den Geldhaushalt einigermaßen herzustellen. Es war nun so weit gekommen, daß die königlichen Domänen großentheils von Privatleuten eingenommen, oder ihnen verliehen, nichts mehr ertrugen; die Bauten der Schlösser konnten daraus nicht mehr bestritten werden.[1] Die Steuern, welche die früheren Könige aufgelegt, hatte Carl VII., um die allgemeine Gunst nicht zu verlieren, — denn auf der englischen und der burgundischen Seite that man dasselbe, — geradezu fallen lassen müssen. Er war auf die spärlichen und unsicheren Bewilligungen der Stände, die ihm noch getreu geblieben, angewiesen. Aus dieser finanziellen Unordnung und dem Geldmangel entsprang die Eigenmacht der Kriegsbanden, welche das Reich erfüllten. Wie oft haben Capitäne, die für den König fochten, die Befehle seiner Marschälle zurückgewiesen; wie oft haben sie sich hinter den Mauern ihrer Festungen die schnödesten Gewaltthaten erlaubt. Zuweilen haben sie erst aus den Gränzen verjagt werden müssen, um für ihre Rückkehr wirkliche Dienste zu leisten.

Carl VII. suchte zunächst ihren Plünderungen dadurch ein Ziel zu setzen, daß er ihnen in den Bezirken, die sie inne hatten, bestimmte Einkünfte oder doch Naturallieferungen für Mann und Pferde verschaffte; es war wie eine Brandschatzung;

[1] Préface aux ordonnances Tom. XIII. p. LXX.

die sonst unvermeidlichen Kriegsbedrängnisse wurden durch regelmäßige Leistungen abgekauft.

Im Jahre 1439 brachte er es aber zu einer ähnlichen Einrichtung für das gesammte Reich, die dann zugleich eine hohe politische Bedeutung gewann. In einer Versammlung zu Orleans, bei der wir Abordnungen der Herzoge von Orleans, Burgund, Bretagne, des Grafen von Armagnac und der Stadt Paris finden, überzeugte man sich, daß man die Truppen, deren man für den fortdauernden Krieg bedurfte, nicht im Zaum halten könne, wenn man sie nicht regelmäßig besolde und einem einzigen Oberbefehl unterordne. Es war eine der größten Veränderungen, wenn nun auf den Rath, wie es in der Urkunde heißt, der Prinzen und Barone, Prälaten und Geistlichen, Edelleute und Leute von den guten Städten, eine Ordonnanz erlassen werden konnte, die dieß festsetzt.[1] Die bisher beinahe unabhängig gewordenen Großen leisteten wirklich darauf Verzicht, ohne Erlaubniß des Königs Truppen zu halten, und sprachen demselben das ausschließende Recht zu, Capitäne zu ernennen, die dann für jeden Unfug, der von ihren Compagnien verübt würde, eben ihm verantwortlich sein sollten. Sie ließen sich in der That verbieten, Taillen eigenmächtig auf ihre Unterthanen zu legen, oder die vom Könige aufgelegten zu erhöhen; dem König wurde zu dem Zwecke der Truppenbesoldung die Erhebung einer allgemeinen Auflage eben so gut von den Unterthanen der Großen, wie in den unmittelbaren Gebieten zugestanden. Man darf es als gewiß ansehen, daß die vornehmsten von den Herren

[1] Lettres de Charles VII. pour obvier aux pilleries et vexations des gens de guerre 2. Nov. 1439. Ordonn. des rois de France XIII, 306.

durch Zusicherung von Geldentschädigungen zu ihrer Nachgiebigkeit bewogen wurden; auch läßt sich nur so der für die Zahl der Truppen unverhältnißmäßig hohe Betrag der Taille erklären.[1]

Hierdurch bekam nun der Geldhaushalt eine vollkommen andere Gestalt. Der König nahm an, da die Miliz immer bestehen sollte, daß auch die Bewilligung auf immer geschehen sei, und traf feste und durchgreifende administrative Einrichtungen. Unmittelbar nach dem Siege hatte eine Versammlung der drei Stände auch die Herstellung der Steuern bewilligt. An die Stelle der bisher mit der Umlegung der Auflagen betrauten Elu's der Communen traten königliche Beamte, die jenen Namen auch ferner führten. Die Schatzmeister von Frankreich — der Ertrag der Domänen galt ursprünglich als der Schatz — mit der Herbeibringung des Verlorengegangenen beauftragt, bekamen einen sehr umfassenden Wirkungskreis.[2]

Carl VII. nahm auf das Verhältniß einzelner Provinzen, oder auch auf das Verdienst, das sie sich um seine Sache erworben hatten, so viel Rücksicht, daß er sein System nicht allenthalben in gleicher Strenge geltend machte. In der Provinz Languedoc, die ihn am meisten unterstützt hatte, begnügte er sich mit einem Aequivalent für die Steuer und bewilligte ihr auch, mit Bezug auf die Verschiedenheit des geltenden Rechtes, ein

[1] Comines versichert es I, 384 ausdrücklich. Der venetianische Gesandte Trevisan fügt in seiner Relation von 1502 der Aufzählung des Einkommens die Worte hinzu: »di quel danaro il re paga la pension ordinaria di Signori, come ordinò Henrico VII.« (verschrieben für Carlo).

[2] Lettres portant règlement sur les fonctions et pouvoirs des trésoriers de France. 12. August 1445. Ordonnances XIII, 444.

besonderes Parlament zu Toulouse. Es schien ihm genug, hie und da die alten Privilegien zu erneuern; auf die Forderung, allgemeine Stände zu berufen, ging er nicht ein; denn von angesehenen Männern werde er erinnert, daß das nur unnöthige Kosten veranlassen würde, der Wunsch des Landes gehe nicht dahin, es sei zufrieden. Schon bei einem englischen Autor des siebzehnten Jahrhunderts finde ich die Bemerkung, [1] daß die Stände von Frankreich zu großer Bedeutung gelangt sein würden, wenn sie sich in diesen Kriegen der Krone angeschlossen hätten. Wenn gleich nicht ohne allen Antheil ständischer Versammlungen, so geschah es doch hauptsächlich in Folge der Eroberung und der damit zusammenhängenden Nothwendigkeiten, daß das Land in eine feste Ordnung gelangte; die monarchischen Einrichtungen erhielten das Uebergewicht; eine umfassende, nur von dem königlichen Willen abhängige Verwaltung und eine besoldete militärische Macht wurden gegründet.

Nachdem einige Geldmittel herbeigeschafft waren, ließ sich eine durchgreifende Reinigung der Miliz vornehmen. Nur Diejenigen behielt man, welche sich gut geführt hatten; man theilte sie in Compagnien und traf Anordnung, daß sie regelmäßigen Sold erhielten: — der Anfang aller stehenden Heere der modernen Welt. So wenig zahlreich die Ordonnanzcompagnien waren — ursprünglich 15, jede von 100 Lanzen, jede Lanze von 6 Mann — so bildeten sie doch den Kern einer Armee, um die sich die in bessere Ordnung gebrachte Lehnsmannschaft und ein auf die Exemtion von der Auflage gegründetes Fußvolk gruppirten. [2] Ein begüterter Kaufmann

[1] James Harrington, the Oceana.

[2] Lettres de Charles VII, 28. Avril 1446 pour l'institution

von Bourges, der noch einmal durch den syrisch-ägyptischen Handel reich geworden war, Jacques Coeur, schaffte die außerordentlichen Geldmittel herbei, — denn Alles entstand mit einander: Truppen, Auflagen und Anleihen, — um die neue Waffe, die in diesem Jahrhundert zuerst große Wirkungen hervorbrachte, das Geschütz in guten Stand zu setzen. Ein Heer erschien im Felde, von dessen Vorrücken nicht mehr der Ruin der Provinzen, welche es besetzen würde, zu erwarten stand, von so guter Mannszucht, wie man seit den römischen Zeiten keines in Gallien gesehen hatte. Hierauf konnten die Engländer weder die Normandie noch Guyenne behaupten. Die Welt war erstaunt, als man die französischen Fahnen nicht allein in der Normandie wehen, sondern die Engländer auch aus dem hundertjährigen Besitz von Aquitanien weichen sah. Sie behielten nichts als Calais.

Für die Besiegten vielleicht ein eben so großes Glück wie für die Sieger, denn die Nationen mußten sich trennen, wenn eine jede sich nach ihren eigenen inneren Trieben entwickeln sollte.

des Francs archers. Die Absicht ist, den Krieg gegen die Engländer zu führen: sans ce, qu'il soit besoing de nous aider d'autres, qui de nos dits subjects. Ordonn. XIV, 1.

von Fougeres, der noch einmal durch den spanisch-aragonischen Handel reich geworden war, Jacques Coeur, schaffte die außerordentlichen Geldmittel herbei, — dem Alles entstand mit einzelnen Truppen, Auflagen und [illegible], — nur die neue Waffe, die bisher [illegible] noch zweie Wir-kungen bewerkstelligt, das Gleichgewicht [illegible] zu legen. Ein Heere erfüllter [illegible], von dessen Vorrücken nicht mehr die Rede war den Bauern, welche es besessen würde, zu erwarten stand, von so guter Mannszucht, wie man seit den römischen Zeiten keines in Gallien gesehen hatte. Hierauf konnten die Engländer weder die Normandie noch Guyenne behaupten. Die Welt war erstaunt, als man die französischen Fahnen nicht allein in der Normandie wehen, sondern die Engländer auch aus dem dreihundertjährigen Besitz von Aquitanien weichen sah. Sie behielten nichts als Calais.

Für die Besiegten vielleicht ein eben so großes Glück wie für die Sieger, denn die Nationen mußten sich trennen, wenn eine jede sich nach ihren eigenen innern Trieben entwickeln sollte.

des Francs archers. Die Absicht ist, den Krieg gegen die Engländer zu führen: sans ce, qu'il soit besoing de nous aider d'autres, qui de nos dits subjects. Ordonn. XIV. 1

Zweites Buch.

Politik und Krieg in der zweiten Hälfte des funfzehnten und der ersten des sechzehnten Jahrhunderts.

In italienischen Arsenalen nennt man den großen Baum, an welchen das übrige Holzgefüge angelegt wird, um den Mast zu bilden, die Seele; auf holländischen Werften wird er der König genannt. Das wahre Königthum besteht in einer Volk und Stände zusammenfassenden Macht, die ihr Gleichgewicht erhält und sie durch die Stürme führt.

Man darf behaupten, daß sich das französische Königshaus, trotz mancher Schwäche, zu einer so hohen Bedeutung für die französische Nation erhoben hatte.

In dem Augenblicke des größten Auseinanderstrebens der innern Bildungen war es zum Träger der Idee der Gewalt erkoren worden — nur eben der Idee, wie sie sich im Streite der Jahrhunderte gestaltet hatte — bis endlich die Zeit kam, wo sie durch die Ausführung des einfachsten Inhalts ihrer Grundgedanken auch realisirt werden konnte; mit diesem durchdrang die Monarchie alle Elemente des Volkes und faßte sie zusammen. Dann war ein Krieg ausgebrochen, welcher die Nation in eine unnatürliche Verbindung mit einer andern, deren Entwicklung, wenn gleich verwandt, doch auf wesentlich abweichenden Principien beruhte, bringen zu müssen schien; diesen Krieg hatte der valesische Zweig des capetingischen

Hauses glücklich bestanden: Nation und Staat waren ihr eigen geblieben.

Alle diese so mannichfaltig zusammengesetzten Landschaften, die unter einander entzweiten Stände schlossen sich der Krone wieder an, in deren Macht sie ihre Rettung und ihre Freiheit sahen.

Nicht als ob alle inneren Streitfragen gelöst und ausgetragen gewesen wären. Die Einziehung von unbewilligten Auflagen fand namentlich in den noch zuletzt von England losgerissenen Provinzen großen Widerspruch. In einem Geschichtschreiber der Zeit [1] liest man die entgegengesetzten Argumente, mit denen die Eingesessenen der Landschaften und die königlichen Beamten einander begegneten. Aber die Auflage war mäßig und man zahlte sie.

Ueberhaupt war die Einheit nicht erdrückend noch gewaltsam. Im Namen der Krone ward die Gerechtigkeit allenthalben verwaltet, aber durch große, wohlorganisirte, keineswegs von momentaner Willkür abhängige Corporationen; der Clerus schloß sich dem Königthum an, aber hauptsächlich um von ihm in seiner Selbständigkeit geschützt zu werden; die besoldete Miliz war wenig zahlreich, und sie konnte der militärischen Bedeutung des Adels keinen Eintrag thun. Die großen Vasallen machten sogar noch den Anspruch, bei der Berathung der allgemeinen Angelegenheiten zugezogen zu werden, und Carl VII. wagte denselben, wenn die Sache zur Sprache kam, nicht geradezu zurückzuweisen. [2] Dessen Sohn, Ludwig XI., nahm sich als Dauphin der Sache der Barone

[1] Thomas Basin: Amelgardus de rebus gestis Caroli VII., eine Schrift, die es sehr verdiente, gedruckt zu werden.

[2] Rede und Gegenrede bei Monstrelet.

gegen seinen Vater an; dasselbe that dann ihm gegenüber sein Bruder, der Herzog von Berry.

Noch hatten diese Landherren eine nicht viel weniger bedeutende Stellung in Frankreich als ihre Standesgenossen, die erblichen Fürsten in Deutschland.

Die Herzoge von Bretagne durften sich noch weigern, die pragmatische Sanction anzunehmen; derselben setzten sie eine Verbindung mit dem Papst entgegen; sie nannten sich, dem König zum Trotz: Herzoge von Gottes Gnaden; selbständig gründeten sie eine Universität. Noch hatten die Grafen von Anjou und Provence ihre Anrechte auf Syrien und Jerusalem, die ihnen eine Stellung unter den unabhängigen Mächten der Welt gaben, nicht vergessen. Manchem Reisenden erschien das Schloß zu Angers, wo sie Hof hielten, mit mehr als zwanzig Thürmen, als die festeste Burg der Erde; allerlei Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst hatten sie in den Grotten und Grüften desselben aus aller Welt vereinigt. Die vornehmste Stätte der ritterlichen Cultur war der Hof der Herzoge von Orleans zu Blois; einer der letzten von ihnen hatte dort mit ächtem Talent einen eigenthümlichen Ton der Poesie angeschlagen; viele berühmte Namen sammelten sich um ihn. Aber noch bei weitem zahlreicher besucht und glänzender war die Hofhaltung der Herzoge von Burgund. Die Fremden sind erstaunt über die große Zahl von Rittern, Grafen, ja von Fürsten, die sie um Philipp den Guten geschaart finden, und noch mehr über den Schatz, den er ihnen zeigen ließ, „ob hunderttausend Centner geschlagenen Goldes, unaussprechlich viel überköstlich Kleinod.“[1]

[1] Reise des böhmischen Herrn Leo's von Rozmital. In der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart VII, p. 161 ff.

Wir haben der Parteibestrebungen des Hauses Burgund schon erwähnt; erst jetzt aber schlug es eine Richtung ein, welche welthistorisch und besonders für die äußere Macht wie für die innere Entwicklung von Frankreich entscheidend geworden ist. Eben aus dem Verhältniß der großen Herren zu dem Oberhaupt, wie es damals war, ging sie hervor.

Wenn die früheren Könige erledigte Lehen an Mitglieder des königlichen Hauses brachten, so glaubten sie damit die Größe desselben zu befördern. So mochte auch König Johann gesinnt sein, als er dem jüngsten und schlachtmuthigsten seiner Söhne, der ihn in die Gefangenschaft begleitet hatte, im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund übertrug. Der lebenskräftige Stamm, den er damit gründete, breitete sich auf das Rascheste aus. In wenig Generationen erwarb er Flandern mit jenen Städten, von welchen immer eine so große Wirkung auf die nordfranzösischen ausgegangen war, das benachbarte reiche Brabant, die streitbaren wallonischen Landschaften, Artois, Hennegau, Namur, Luxemburg, die der See mit Hartnäckigkeit abgezwungenen germanischen Küstenländer, weit jenseit der Gränzen der französischen Lehensherrlichkeit. Unmöglich aber konnte in einer Zeit allgemeiner Parteiung die Erhebung eines Zweiges des königlichen Hauses zu selbständiger Macht dem Haupte desselben oder der Nation zum Gewinn reichen. Wir berührten die Verbindung Burgunds mit England. Wenn Philipp der Gute sie abbrach und sich der Krone von Frankreich wieder anschloß, so geschah dieß nicht, ohne daß er sich die größten Vortheile, die Erweiterung seines Gebietes bis an die Somme, ausbedungen hätte.

Der Herzog von Burgund war der erste Pair von Frankreich und alle Bestrebungen der großen Vasallen hatten an ihm einen natürlichen Rückhalt.

Wie glänzend erschien er abermals bei der Krönung Ludwigs XI. in Rheims; er hatte ihm eine Zuflucht bei sich gewährt und führte ihn jetzt zurück; neben der Pracht, die er entfaltete, verschwand die bescheidene Gestalt des jungen Königs. Als er darauf nach Paris kam, ward er mit so vielen Bezeugungen von Sympathie für sich und sein Haus empfangen, daß man glauben durfte, der Stadt wäre es noch lieber gewesen, ihn sogleich als König zu begrüßen.

Zwischen einem Vasallen wie dieser und einem Königthum, das in der Aufnahme seiner Macht begriffen war, konnte trotz aller persönlich freundlichen Beziehungen keine lange Allianz bestehen.

Als Ludwig XI. sich des Rechtes bedienen wollte, das ihm der Vertrag von Arras gewährte, die Sommestädte durch Wiederkauf an die Krone zurückzubringen, erweckte er die Feindseligkeit des aufwachsenden Erben, Herzogs Carl von Burgund, der die Behauptung aufstellte, daß ihm persönlich das Gegentheil versprochen worden sei; und nach einiger Zeit kam es zu einem Kampfe, zunächst zwischen Burgund und der Krone, an welchem aber alles was sich selbständig fühlte, gegen sie Antheil nahm.

Im Jahre 1465 sah man alle großen Vasallen noch einmal gegen den König vereinigt; Armagnacs und Burgunder fochten in demselben Lager; Ludwig XI. ward nach einem Verlust im offenen Felde zu einem Frieden genöthigt, in welchem er nicht allein die Sommestädte fahren lassen, sondern sich überhaupt zu erniedrigenden Bedingungen verstehen mußte. Eine Commission von 36 Notabeln, aus Geistlichen, Edelleuten und Rechtsgelehrten zusammengesetzt, sollte über die in dem Reiche vorzunehmenden Reformen, namentlich auch in Bezug

auf die Gerechtsame der Stände, Berathung pflegen und endgültige Beschlüsse fassen.

Als sich ein paar Jahr später Ludwig unvorsichtiger Weise in die Gewalt Herzog Carls begeben hatte, ist darüber berathschlagt worden, ob man nicht den Bruder des Königs, Herzog von Berry, herbeirufen und unter der Autorität des nächsten Prinzen von Geblüt, eine Einrichtung zum Vortheil der Großen des Reiches treffen sollte; der König wäre dann festgehalten und ein Regiment der großen Herren aufgerichtet worden. Ein Glück für den König, daß seinen Gegnern selbst nicht viel an einer festen Einrichtung lag. Der Herzog von Bretagne protestirte gegen jene Commission, als den Rechten seines Herzogthums nachtheilig; der Herzog von Burgund war zufrieden, daß der König, der die Stadt Lüttich in Schutz genommen, ihm gegen dieselbe gleichsam Heeresfolge leistete.

Welche Rolle wäre überhaupt der französischen Krone zugefallen, wenn Carl der Kühne seine Absichten erreicht, und seine Macht von den Niederlanden her über Lothringen und Elsaß nach der Schweiz ausgedehnt hätte? In den Ständen zu Dijon ist die Rede davon gewesen, daß Burgund seine alte Selbständigkeit wieder zur Geltung zu bringen habe. Bei der Erledigung von Provence, welche nahe bevorstand, hoffte der Herzog auch dieses Land an sich zu bringen. Ein neues lothringisch-burgundisches Reich hätte sich im Osten und Süden an Frankreich angelegt; im Norden und Westen würden es die Bretagne, die sich ebenfalls fast unabhängig fühlte, und die Engländer, deren Ansprüche Burgund wieder aufrief, eingeengt haben. Frankreich wäre eine kleine Macht in der Welt geblieben.

Die historische Wissenschaft schmeichelt sich oft, die ununterbrochene Continuität eines begonnenen Wachsthums gleichsam aus innerer Nothwendigkeit nachzuweisen. Gestehen wir aber, alle die Reunionen, die sich in den Verzeichnissen so prächtig ausnehmen, selbst die staatsrechtlichen Grundlagen der Macht, waren nur vorbereitender Natur und hätten wenig bedeutet, wenn ein Fürstenthum, wie das burgundische, sich neben der Krone aufgestellt hätte. Mit allen Tendenzen der inneren Unabhängigkeit wäre es verbündet gewesen.

Fragen wir nun, ob die Krone in sich selbst die Kraft besaß, diese Gefahr abzuwenden, so läßt sich das nicht behaupten. War sie nicht den Großen, die ihr im englischen Kriege so wesentliche Dienste geleistet hatten, eben dafür verpflichtet? Diese aber zogen einen ansehnlichen Theil des Adels durch ihren natürlichen Einfluß mit sich fort. Der Versuch ein einheimisches französisches Fußvolk zu bilden war nicht gelungen. Wohl kann man nicht zweifeln, daß der König die Stimme der Nation im allgemeinen für sich hatte: ein übrigens gut burgundisch gesinnter Autor hat doch die Klagen verzeichnet, welche man allenthalben über den Herzog Carl erhob; man fand es abscheulich, daß der Unterthan und Vasall seinen König und Herrn mit eigener Macht zugleich und mit fremder Hülfe angreife und zu tyrannisiren suche; eine ständische Versammlung, die der König im Jahre 1467 berief, nahm sich seiner Sache wenigstens gegen den Herzog von Bretagne und gegen seinen Bruder entschieden an. Aber wären sie fähig oder auch nur geneigt gewesen, gegen den Herzog von Burgund die Waffen zu erheben, um ihn mit Gewalt niederzuwerfen? Die ganze Lage der Dinge macht nicht diesen Eindruck.

Wie nun aber Herzog Carl nicht allein gegen Frankreich, sondern nach allen Seiten hin um sich griff, so konnte es nicht fehlen, daß der König außerhalb seines Reiches Verbündete zum Kampfe gegen ihn fand.

Hauptsächlich mit dem in hochdeutschen Landen gebildeten Bunde mächtiger Städte und tapferer Bauerschaften, der schweizerischen Eidgenossenschaft, stieß Herzog Carl auf seinem Wege feindlich zusammen. König Ludwig XI. bot denselben sein Bündniß an.

Von allen Gewalten der damaligen Zeit unterschied sich die französische dadurch, daß sie, legitim und fest, zugleich Geldmittel zu ihrer freien Verfügung besaß. Ludwig XI. erhöhte jene unbewilligte Auflage, auf die sein Vater den neuen Staat gegründet hatte, nicht sowohl nach seinem Gutdünken, als nach seinem Bedürfniß. Um die Ansprüche der Großen auf einen ihnen davon zukommenden Antheil bekümmerte er sich nicht mehr. Er trieb das Geld mit der äußersten Strenge ein; verwendete es aber dann mit einer gewissen Freigebigkeit und ohne Rückhalt.

Im Spätjahr 1474 ward nun der für die Eidgenossen nicht minder, als für Frankreich verhängnißvolle Vertrag vollzogen, kraft dessen der König gegen eine ansehnliche Geldzahlung alle Zeit auf den Zuzug schweizerischer Hülfstruppen rechnen konnte.

Auch mit den einzelnen Ständen wurden Verträge geschlossen. Weil sie Behufs der abgeschlossenen Conföderation Ausgaben und Kosten haben dürften, wies ihnen der König auf seine Cassen in Languedoc und Languedoil bestimmte Jahrgelder an, auf so lange als sie in seinem Dienste verbleiben würden.[1]

[1] Ich füge die Worte der für Zürich gegebenen Versicherung (4. Mai

Das ist nicht ein gewöhnlicher Bund; das Außerordentliche daran ist, daß die Führer einer mächtigen republikanischen Verbindung ein persönliches Interesse bekamen, die Sache der höchsten Gewalt in Frankreich, deren vornehmste Befugniß eben in der Gelderhebung lag, zu der ihren zu machen.

Noch bildeten die Schweizer das einzige bedeutende Fußvolk der abendländischen Welt; ein unberechenbarer Vortheil für das französische Königthum lag darin, dessen Streitbarkeit und Disciplin gegen innere und äußere Feinde aufrufen zu können.

Zunächst entschieden sie in dem großen Kampfe gegen Carl den Kühnen.

Vor der Schlachtordnung der Söhne des Gebirgs erlag das prächtige Heer desselben; alle seine weitausgreifenden,

1475) aus dem Züricherischen Staatsarchiv bei. Loys etc. Scavoir faisons, que nous considerant les grans aliances et conféderations — prises et accordées entre nous et les villes et pays de l'ancienne ligue de la haulte Allemaigne et que pour icelles entretenir en ensuivant les poincts et articles contenues es dites aliances et eonféderations conviendra faire plusieurs grands frais mises et depenses à aucunes des bonnes villes des dicts hautes Allemagnes et autres particuliers des dits pays pour eux entretenir en nostre service au fait de nos guerres et autrement à icelles bonnes villes et autres particuliers des dits hautes Allemagnes, pour ces causes et considerations et autres à ce mouvantes et mesmement pour leur aider à supporter les dits grands frais mises et depenses que à ces causes faire soutenir et supporter leur conviendra pour notre dite service, avons ordonné et ordonnons certaine somme de deniers: c'est à scavoir aux gouverneurs de la communité de Zuric la somme de 11 milles livres tournois à icelle avoir et prantre dorenavant par chaqun an par manière de pension tant qu'ils s'entretiendront en nostre dit service etc.

Frankreich, Deutschland und Italien umfassenden Pläne brachen sich an diesem Widerstand; er selbst kam um.

Da sich alle politische Gefahren an diese Persönlichkeit knüpften, so begreift man den Eindruck, den ihr Untergang auf König Ludwig XI. machte; er sah nicht allein seine Berechnung gelungen: es konnte ihm allerdings zu Muthe sein, als fühle er sich von der Schnürbrust befreit, die seinen Athem einengte.

Nun war kein Zweifel, daß Guyenne, das an den Herzog von Berry verliehen gewesen, aber nach dessen Tode der Krone wieder heimgefallen war, ihr verbleiben würde; Carl der Kühne hätte dieß niemals geduldet. Nun konnte auch die Provence, auf welche dieser sein Auge geworfen, auf die aber der König von seiner Mutter her gerechtfertigte Ansprüche besaß, als der Fall der Erledigung eintrat, ohne Schwierigkeit an die Krone gezogen werden; die alte Hoheit des deutschen Reiches machte Niemand geltend; den Franzosen schien es Rücksicht genug, wenn sie das Land dem Königreiche nur annectirten, wie sie sagten, nicht reunirten. Aber welch ein unschätzbarer Zuwachs lag in dieser Verbindung! die Gedanken Philipp des Schönen wurden vollständig ausgeführt, die westfränkische Krone erstreckte ihre unmittelbare Herrschaft über die gesammte südliche Küste; Marseille ward nun erst ein französischer Hafen.

Indessen brachte der Tod des Gegners die burgundischen Besitzungen in der Picardie, über welche der Streit ausgebrochen war, ohne Weiteres an die Krone zurück; aber was früher das äußerste Ziel der Politik des Königs gebildet hatte, genügte ihm jetzt nicht, er ergriff den Anlaß, auch Burgund zurückzufordern; obgleich in der ursprünglichen Verleihung

von einer Beschränkung des Erbrechts auf die männlichen Nachkommen nicht die Rede gewesen war, so glaubte er doch erklären zu dürfen, daß eine solche die Regel sei, und nahm das Land in Besitz.

Hätte die Provinzialunabhängigkeit noch eine feste Wurzel in den Gemüthern gehabt, so würden diese Erwerbungen wahrscheinlich auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sein; aber schon war die französische Nationalität zu einem Gemeingefühl entwickelt, vor welchem keine Absonderung mehr bestehen konnte. Wenn die Länder, die einen andern Oberlehnsherrn anerkannten, mühelos herbeigebracht wurden, wie hätten diejenigen widerstehen sollen, welche den König schon längst als ihr Oberhaupt verehrten.

Ludwig XI. trug Sorge, was in den Provinzen von provinziellem Geist noch übrig war, durch provinzialständische Institutionen zu befriedigen; seine Regierung ist dadurch bemerkenswerth, daß er dieselben begünstigte. Wir finden unter ihm Zusammenkünfte der drei Stände in Champagne und Brie, Dauphiné, Perigord und Quercy, der Bassa Marcha de Rovergue, Guyenne, und in regelmäßiger, ununterbrochener Wirksamkeit in Normandie und Languedoc. Der König drängt sie häufig zu Geldbewilligungen, aber er zeigt ihnen Vertrauen, giebt ihren Klagen Gehör, und sucht ihren Beschwerden abzuhelfen.[1] Um so leichter schlossen sich ihm dann die Stände der neu erworbenen Landschaften an. Den provençalischen versprach er die Erhaltung ihrer Privilegien und Gewohnheiten, namentlich ihres geschriebenen Rechtes; den burgundischen gab er die ausdrückliche Versicherung, niemals eine Auflage ohne ihre Bewilligung auszuschreiben. Er förderte

[1] J. Paquet Institutions provinciales 124.

die Provinzialverfassungen, die seiner Selbstbestimmung in politischen Dingen keinen Eintrag thun konnten. Wenn einst in einem seiner Verträge die Ratification der französischen Stände vorbehalten war, so hat er dieselbe nicht etwa allgemeinen Ständen, von denen sich das eher hätte besorgen lassen, sondern 47 verschiedenen provinzialständischen Versammlungen abgefordert. Damit hängt es zusammen, daß er nach dem Beispiel und Vorgang seines Vaters das Gewohnheitsrecht sammeln ließ, und den Provinzen besondere oberste Gerichtshöfe gab. Zwischen 1444 und 1501 haben Languedoc, Dauphiné, Burgund, Guyenne, Provence ihre Parlamente erhalten, und dieß hatte um so mehr zu bedeuten, als Ludwig XI. den Grundsatz der Unabsetzbarkeit der Beamten zuerst mit Entschiedenheit anerkannte. Bei der Idee von tyrannischer Gewalt, die sich an seinen Namen knüpft, ist es besonders auffallend, daß er sich auch den Städten günstig erwies. Er bestätigte ihre Privilegien und gab deren, wo er keine vorfand. Eine Menge von Freibriefen sind vorhanden, in denen er freie Wahlen der Magistrate einführt, und an die Verwaltung dieser Aemter die Erwerbung des Adels knüpft; allgemeine Versammlungen der Bürgerschaften gestattete er gern; denn er hegte eine natürliche Vorliebe für das Volk und haßte die Großen. Die Einwohner von Paris, die ihn in seinem Kriege mit den Prinzen, als die Dinge noch eben sehr gefährlich standen, mit freudigem Zuruf empfingen, erwarben dadurch seine volle Gunst. Vielleicht hat kein anderer Fürst für das Emporkommen von Paris so viel gethan, als eben Ludwig XI. Er gab der Stadt gerichtliche und mercantile Vorrechte, erleichterte die Zufuhr von Lebensmitteln, begünstigte vor allem den Zuzug von Fremden, für welche sie beinahe als ein Asyl

angesehen werden konnte, so daß sie sich an Menschenzahl stattlich aufnahm, und lehrte die Bürger die Waffen führen.[1] Er hatte einen vollkommenen Begriff davon, wie viel ihm sein Ansehen in Paris für das übrige Königreich werth sei; das Uebergewicht der Hauptstadt kam ihm bei Herbeibringung der Städte in der Picardie wesentlich zu Statten.

Man sieht leicht, daß die Ueberwältigung der großen Vasallen, und die Begünstigung eines provinziellen und selbst eines populären Elements einander entsprechen. Jene forderten Theilnahme an der Ausübung der höchsten Gewalt, dieses begnügte sich noch mit den besondern Vorrechten einer untergeordneten Existenz; über beide erhob sich der monarchische Gedanke: Frieden gebietend, Gehorsam erzwingend, die großen Interessen der Nation in sich tragend, durch rasche Züchtigung furchtbar, gleichsam allgegenwärtig, von Niemand Rath nehmend, in sich selbst festbegründet. Vor der Erscheinung der Monarchie unter einem Fürsten, wie dieser war, erschrak die Welt. Ludwig XI. war ein Charakter, in dem sich ganz entgegengesetzte Eigenschaften begegnen; — Freigebigkeit und Habsucht, unvorsichtige Hingebung und ein immer reges, niemals zu beruhigendes Mißtrauen, ängstliche Furchtsamkeit in der Bedrängniß, im Glück eine unbedingte Zuversicht zu dessen Fortdauer. In ihm verschwindet vor der Fürsorge für das Ganze alle Rücksicht auf die Einzelnen, Gerechtigkeit und Grausamkeit fallen in einander; die große Ansicht, daß das Königthum ein

[1] Schon der alte Choppin de moribus et institutis Parisiensium 4, 434 hebt die Privilegien Ludwigs XI. hervor; Felibien hat das Meiste, doch nicht Alles. Felibien berechnet aus der Zahl der Bewaffneten, daß Paris damals 300,000 Einwohner gehabt habe. Dulaure will nur 150,000 zugeben.

Amt und in diesem Sinne zu verwalten sei, wird von kleinlichen Gesichtspunkten persönlicher Leidenschaft durchzogen und getrübt; hinterlistige Politik und abenteuerliche Devotion berühren sich. Es hat zuweilen den Anschein, als ob der König von den Gewalten des Himmels, so wie denen der Erde sich bedrängt fühlend, zugleich darauf dächte, die einen zu begütigen, der andern durch jedes directe und indirecte Mittel Herr zu werden. Um das friedliche Emporkommen, und die äußere Stellung Frankreichs in der Welt — denn was würde daraus geworden sein, wenn seine Gegner den Platz behauptet hätten — hat sich Ludwig **XI.** ein Verdienst ohne Gleichen erworben, aber Niemand hat es ihm Dank gewußt, Niemand fühlte sich wohl unter ihm; ja er selbst brachte es keinen Augenblick seines Lebens zum Bewußtsein von Glück und Macht und Befriedigung. Der Grund war: es fehlte ihm an höheren sittlichen Eigenschaften. Er hat ein Königreich groß gemacht, aber ohne alle eigene, persönliche Größe.

Trotz seiner Erfolge aber könnte man nicht sagen, daß er alle seine Absichten erreicht hätte. Sein Sinn ging dahin, die burgundisch-niederländische Staatenvereinigung, die ihm so gefährlich geworden war, gänzlich aufzulösen:[1] die Länder der französischen Oberherrlichkeit wollte er mit der Krone vereinigen; die wallonischen Provinzen an französische Herren bringen, die er schon einmal genannt hat; die deutschen an einen oder den andern seiner Freunde unter den deutschen Fürsten. Aber die Landschaften vereinigten sich um die Erbin von Burgund, die durch ihre Vermählung mit einem Erzherzog von Oesterreich, der später Kaiser wurde, ihren Stamm

[1] Comines: Estoit enclin à deffaire et destruire cette maison en touts points et en départir les seigneuries en plusieurs mains 301.

erneuerte, und zu noch größerer Bedeutung in Europa, zu noch größeren Hoffnungen erhob: keine Unterhandlung bewog das Haus, seine alten Ansprüche aufzugeben. Auch an der spanischen Grenze war der Besitzstand durch keinen festen Vertrag gesichert. Allein die Möglichkeit eines ernstlichen Ausbruches dieser Feindseligkeiten lag in der Ferne. Im Allgemeinen hinterließ Ludwig das Reich so stark, daß es auch eine Minderjährigkeit, die in Frankreich immer so gefährlich war, aushalten konnte.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich in den Ständen von Tours, die eben durch diese Minderjährigkeit (Carls VIII.) veranlaßt wurden, — im Jahre 1484 — die politischen Ansichten, deren Gegensatz diese Zeit wie alle Zeiten bewegt, einander gegenüber aufstellten.

Ein angesehener Abgeordneter aus Burgund, ein alter Freund Philipp des Guten, entwickelte die populären Ideen, die durch die erwachende Kunde des Alterthums eine neue Bestätigung empfingen: wie das Königthum ursprünglich aus der Wahl hervorgegangen, keineswegs die Fülle der Staatsgewalt in sich schließe, sondern in seinen Handlungen der Beistimmung des Volkes bedürfe; sei der König durch seine Jugend oder sonst nicht fähig, sein Amt persönlich zu verwalten, so kehre die Macht an das Volk zurück, das sie gegeben habe.[1] Dagegen bestand der Kanzler von Frankreich auf dem erblichen Anspruch des Geschlechtes, welcher in Fällen der

[1] Imprimis vobis probatum esse velim rempublicam rem populi esse et regibus ab eo traditam et eos qui vi vel alias nullo populi consensu eam habuere tyrannos creditos et alienae rei invasores. Oportet propterea, ut ad populum redeat, huius rei donatorem, qui eam quidem resumat. 148.

Minderjährigkeit, wie der damalige, eintrete: das Volk habe sich nun einmal der Herrschaft unterworfen; wer dieselbe abzuwerfen versuche, der sei ein Widerspenstiger und zeige eine unüberlegte Liebe zur Freiheit, die nur zur Knechtschaft führen könne. Noch einen anderen Streit in Bezug auf die Auflagen hatte der Kanzler mit dem Deputirten der Normandie. Dieser verfocht den Begriff des Eigenthums in aller seiner Strenge, und schloß daraus, daß Niemand ohne seine eigene Beistimmung etwas von demselben herauszugeben gezwungen werden dürfe. Der Kanzler antwortete mit der Frage, worin denn das Königthum bestehe, wenn der König keine Zwangsgewalt besitzen solle?

Indem die Stände die Verwaltung von den unter Ludwig XI. verhaßt gewordenen Beamten zu reinigen versuchten, faßten sie die Idee eines Regiments, das seine Befugniß mehr von ihnen selbst, als von dem König empfangen sollte. Der Vorschlag ward gemacht, die Verwaltung der königlichen Domänen und Gefälle jeder Provinz für sich zu überlassen, und eine Berechnung aufgestellt, wie viel mehr dieselben alsdann eintragen würden; die Taille, die unter Ludwig XI. auf das Vierfache gestiegen war, hoffte man ohne Mühe auf die frühere Summe zurückzubringen. Das Steuerbewilligungsrecht nahmen diese Stände mit großem Eifer in Anspruch; zu dem Zwecke dieser Bewilligung wollten sie alle zwei Jahre einberufen sein. Wären ihre Vorschläge durchgegangen, so wäre der Schwerpunkt der Regierung in die populär angeregten Versammlungen allgemeiner Stände gelegt worden.

Eben dieß sind die Gegensätze, die in den romanisch-germanischen Staaten einander ewig widerstreben. Von dem Begriff der erblichen Monarchie und der absoluten Gewalt des Staats

aus würde man zu allgemeiner Knechtschaft, von dem Begriff des ständischen Wesens und der individuellen Freiheit aus zur Republik oder zur Wahlmonarchie kommen. Auf der Gegenwirkung beider Principien und ihrer gegenseitigen Einschränkung beruhen unsere Staaten.

Fast scheint es, als habe man das hier gefühlt. Zuletzt entschuldigten sich beide Theile, daß sie in ihren Worten zu weit gegangen sein möchten. Die populären Reden fanden, indem sie gehalten wurden, den größten Beifall bei der Versammlung; bei den Abstimmungen hatten sie nicht denselben Erfolg; die Deputation von Paris war unter anderm auf Seiten der königlichen Gewalt. [1]

Unzufrieden mit den von den Ständen getroffenen Anordnungen erhoben die mächtigsten noch übrigen Magnaten, die Herzoge von Orleans und Bretagne, noch einmal die Waffen gegen die Krone. Es gehörte die ganze Energie und Gewandtheit der Tochter Ludwigs **XI.**, die dem Vater bei weitem ähnlicher war als ihr Bruder, dazu, um sie zu unterdrücken; auch sie bediente sich des Armes der Schweizer; diese Republikaner setzten in dem fernsten Frankreich die Macht der Krone fest. Der Politik und den Waffen kam aber das Schicksal zu Hülfe; die Hauptsache lag doch immer darin, daß diese Fürstenhäuser zu bestehen aufhörten. Den Herzog von Orleans finden wir in Kurzem als König, die Erbin von Bretagne als Königin von Frankreich; die Krone unterdrückte nicht eigentlich die provinziellen Fürstenthümer; sie starben ihr zu.

Im Allgemeinen erhielt sich ihre Autorität, wie sie unter Carl **VII.** in großen Institutionen festgesetzt, unter Ludwig **XI.**

[1] Vgl. Bernier, Journal des états généraux de France tenus à Tours en 1484.

zum wirklichen Besitz der höchsten Gewalt ausgebildet worden war; einen Minister, Marschall Gyé aus dem Hause Rohan, der das volle Vertrauen Ludwigs XI. genossen, finden wir während der ganzen Regierung Carls VIII. und in den ersten acht Jahren Ludwigs XII. überaus mächtig und einflußreich. Allmählich fühlte man weniger die schroffe Seite der gesammten Organisation, der Zusammenhang und die Ordnung der Zustände trat hervor. Unter Ludwig XII. hatte die französische Verfassung eine Gestalt, welche die gebildeten Geister des Jahrhunderts befriedigte; es ist der Mühe werth, sich zu vergegenwärtigen, wie namentlich die politisch erfahrenen Italiener sie auffaßten.

Der republikanischen Stürme kundig und überdrüssig, urtheilen sie, daß gewählte Vorsteher einer Gemeinde derselben zur Rechenschaft verpflichtet, oder auch eine zahlreiche Aristokratie den Unordnungen im Staat nicht so gut abhelfen könne, als ein einziges Oberhaupt. Mit vieler Theilnahme ziehen sie in Betracht, wie die Krone durch Siege, Todesfälle, Vermählungen, die Thronbesteigungen selbst, da der neue Herr immer sein eigenes Vermögen dem alten Besitz einverleibe, zu dieser Macht aufgewachsen sei, der nun Niemand mehr ernstlichen Widerstand leisten könne; mancher Große wolle es sogar nicht thun, um nicht den dereinstigen Anspruch an die Krone zu verwirken. So sei die erbliche Monarchie unerschütterlich festgestellt; hier, wo man dafür gesorgt habe, daß niemals ein fremder Fürst zu derselben gelangen könne, sei das die beste Staatsform. Die Einwendung, daß der König persönlich unfähig sein oder sich durch eine natürliche Hinneigung zur Unordnung und Gewaltsamkeit fortreißen lassen könne, hebe sich durch die guten Gesetze, durch welche die Ausübung der Gewalt in Frankreich beschränkt werde. Die Rechnungskammer

habe die für das königliche Einkommen überaus nützliche Befugniß, der Ueberschreitung der zum Vortheil desselben verfaßten Gesetze zu wehren. Noch größern Werth habe die Einrichtung der Parlamente; ihnen komme es zu, bei den königlichen Rescripten zu untersuchen, ob sie mit Billigkeit und Recht übereinstimmen. Es würde nicht lange gehen, wenn der König in Criminalsachen unregelmäßig eingreifen wollte. Auch willkürliche Absetzung sei nicht gut möglich; in solchen Fällen seien diejenigen, welche die Stellen angenommen, später immer bestraft worden. Durch die Parlamente werde die absolute Gewalt gezähmt. „Absoluter," fügen sie hinzu, „würde sie unvollkommener sein." Auch die Abstufung der Stände finden sie lobenswürdig. Der Adel, frei von directen Abgaben, habe das Vorrecht, die Waffen zu tragen; einen Theil des Jahres bringe er am Hofe zu, und ziehe sich dann zurück, um seine häuslichen Angelegenheiten zu besorgen; ihm seien die Stellen am Hof und in der Miliz, die Aemter der Baillifs und Seneschals bestimmt; der König erkenne einen Rangunterschied zwischen den verschiedenen Häusern an, aber er ziehe auch die Vasallen der Mächtigsten vor sein Gericht. Dem Adel zunächst stehe der höhere Bürgerstand, aller Handelsgewinn falle ihm zu, sowie die Unzahl der gerichtlichen und finanziellen Aemter, deren Frankreich mehr habe, als die ganze übrige Christenheit; vielen scheine es sogar, als sei der Mittelstand vor dem Adel bevorzugt. Der niedere Bürgerstand endlich sei doch zu kleinen Beamtungen fähig und erfreue sich, durch die Rechtspflege geschützt, persönlicher Freiheit; von diesem könne man leicht durch eigene Anstrengung in den höheren Bürgerstand aufsteigen; um zum Adel zu gelangen, bedürfe man des Privilegiums und der Gnade; doch

auch dieß habe keine Schwierigkeit. „Unzählige sehen wir," sagt Lodovico Canossa, „alle Tage von der dritten Classe in die zweite, von der zweiten in die erste übergehen. Geschähe dieß nicht, so könnte leicht eine Empörung der unteren erfolgen." — Diese Italiener sind erstaunt, daß die Großen des Hofes so wenig Eifersucht gegen die Geistlichen zeigen, welche durch das bloße Verdienst oft aus dem geringsten Stande neben ihnen und über sie emporkommen; sie überlassen denselben die Leitung der Geschäfte, zufrieden, daß ihnen die Ausführung bleibe. Canossa, der seine Schrift im Jahre 1515 an Franz I. gerichtet hat, bei dessen Thronbesteigung, gibt dem Könige den Rath, diese Verhältnisse zu schützen, die freien Wahlen des Klerus aufrecht zu erhalten, den Adel nicht durch reich gewordene Glieder des Mittelstandes aus seinen Gütern auskaufen zu lassen, das Volk vor dem Aussaugesystem der Finanzmänner zu bewahren; durch das Gleichgewicht der Stände werde bewirkt, daß Jedermann dem König gehorche. [1]

Das gute Andenken, in welchem der Name Ludwigs XII. geblieben ist, rührt aus der Erinnerung an diesen Zustand her. Er ließ den Wahlen des Klerus ihren freien Lauf; die Domherren wählten ihren Bischof, die Mönche ihren Abt; Einmischungen des Seneschal in die geistlichen Wahlen oder auch in die Justiz der Untergerichte wollte er nicht dulden. Es ist ganz wahr, daß er den Parlamenten Zugeständnisse machte, über die sich sein Nachfolger beklagt hat; er bestätigte die Vorschläge zur Besetzung der eröffneten Stellen, die von ihnen ausgingen, in der Regel; vielleicht nie hatten sie eine

[1] Il vescovo di Bajusa al re Francisco I, 1515. Ms. Rom. Eine Schrift, die überall auf dem beruht, was von den Franzosen selbst gesagt worden war.

glänzendere Zeit. Wenn sie ja zuweilen Verordnungen, welche sie mißbilligten, in ihre Bücher eintrugen, so hatte die Bemerkung hierüber, die sie an den Rand schrieben, die Folge, daß man sich später wenig darum kümmerte. Ehe sie eine finanzielle Verordnung registrirten, z. B. über den Verkauf der Domänen, haben sie wohl erst den Schatzmeister verhört, um sich von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen. Noch herrschte ein ernster Sinn in der Magistratur. Der Parlamentspräsident, de la Vacquerie, wäre niemals zu bewegen gewesen, auch nur eine Einladung zum Mittagsessen an dem Hofe des Herzogs von Angoulême, des Vaters Franz I., der ihn sehr liebte, anzunehmen; er wollte keine Vertraulichkeit mit dem Prinzen, der auf ein Urtheil des Gerichtshofes einmal persönlichen Einfluß suchen oder auch auf ein wenn gleich ganz unabhängiges Urtheil falschen Schein werfen könne; der Prinz, sagte er, habe zwar keine Processe bei dem Parlament, er könne aber deren bekommen. König Ludwig dem XII. könnte man nicht nachsagen, daß er die Fürsten von Geblüt zu unterdrücken gesucht habe. Alençon, Vendôme, Dunois, den heldenmüthigen und ritterlichen Foix, eine der glänzendsten Gestalten jener Zeit hat er aufgezogen; er gab ihnen persönlich Anweisung und Rath und schärfte ihnen ein, für sich selbst zu sorgen. Die Kriegszüge nach Italien waren halbe Feste, in dieser Zeit allseitiger Bildung und geistiger Ueberlegenheit der Italiener und des erneuerten Ritterthums der französischen Edelleute, von denen ein Jeder sich unter den Augen seines Königs persönliche Ehre zu erwerben trachtete. Die Damen fingen erst an, an den Hof gezogen zu werden; man schildert sie uns, wie sie auf ihren Schlössern sich mit kunstvoller Stickerei, oder dem Lesen der Ritterbücher, die

damals die Pressen verließen, beschäftigen, sich der Erziehung ihrer Kinder widmen, der Milde gegen ihre Untergebenen befleißigen; sie gebieten ihnen mit guten Worten. König Ludwig XII. genoß auch das Vertrauen der großen Menge, man wußte, daß er über Einnahme und Ausgabe strenge Buch hielt und sah zuweilen gierige Finanzbeamte für ihre Erpressungen büßen; die Taille ward wieder nahe an ihren ursprünglichen Ertrag ermäßigt. In der Natur des Königs lag etwas Offenes, Wohlwollendes, Zutrauliches, was ihm die Herzen der Großen und der Kleinen gewann. Bei einem Balle ist er einmal von seinem erhöhten Sitze aufgestanden, hat die Hellebarde eines Schweizers ergriffen und für die Tänzer Platz gemacht. Mit seinen Dienern ging er um als guter Kamerad. Wenn er einmal auffuhr, war er bald wieder begütigt; doch durfte man darum nicht glauben, ihn zu beherrschen. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, Niemand eine Gnade zu ertheilen, der selbst darum bitte.

Ludwig XII. ist eine von den glücklich organisirten Persönlichkeiten, welche ihres Rechtes wahrnehmen, aber auch Andere leben lassen und Niemand mit eigensüchtigem Bezeigen beschwerlich fallen. Mit Vergnügen sah man ihn auf seinem Maulthier, etwas vorgebogen in seinem Alter, nach dem Parlamente reiten. Er verlieh dem Gerichtshof Ansehen und griff doch niemals in seine Entscheidungen ein. Ein Venetianischer Gesandter, der ihm öfter nahe kam, bezeichnet ihn als ein Kind der Natur; die öffentliche Stimme gab ihm den Namen Vater des Volkes.[1]

[1] Cuius sacrosancta apud nos memoria etiam nunc in animis hominum viget; sagt Thuanus im Anfang des 17ten Jahrhunderts beim Jahre 1559. 452.

Nun leuchtet aber ein, daß dieser friedliche und gemüthliche Zustand vor allem auf einem gefahrlosen Verhältniß zu dem übrigen Europa beruhte. Ehe man sein Urtheil über die Zeiten Ludwigs XII. feststellt, muß man wenigstens einen Blick auf den Gang der auswärtigen Unternehmungen werfen.

Die italienischen Kriege, die Carl VIII. und Ludwig XII. unternahmen, beruhten weniger auf der Idee des französischen Reiches und Staates, welche die zuletzt vorhergegangenen Menschenalter beschäftigt hatte, als auf dem Gedanken, die Erbrechte des königlichen Hauses auch jenseit der Alpen geltend zu machen. Carl VIII. erhob sich gegen Neapel als der Nachfolger der Grafen von Anjou und Provence, welche in Italien Jahrhunderte lang eine so große Rolle gespielt hatten; Ludwig XII. machte in Mailand die Rechte der Visconti geltend, von denen seine Großmutter Valentina abstammte. Sie führten die Kriege hauptsächlich mit dem Ueberschuß der französischen Kräfte, ohne der Nation besondere Anstrengungen zuzumuthen. In dem mannichfaltigen Wechsel der Ereignisse hatten sie Momente von Glück und hoher Macht. Ludwig XII. richtete sich in Mailand als Herr und Herzog ein; der dortige Senat war eine Nachbildung der französischen Provinzialparlamente; er eroberte Genua und ließ die kaiserlichen Privilegien, auf welche die Stadt trotzte, verbrennen; er besiegte die Venetianer in einer großen Schlacht und nöthigte sie, einen guten Theil ihrer Erwerbungen auf der Terra ferma in Mailand zurückzugeben; seine Uebermacht war so entschieden, daß auch sie dennoch später ihren besten Rückhalt in ihm selbst sahen. Die herrschende Partei in Florenz hing von den Franzosen ab; gern führten die Fürsten der Städte des Kirchenstaates die Lilien in ihrem Wappen; die alte angiovinische

Faction des neapolitanischen Adels gehorchte dem König von Spanien erst dann, als dieser einen Vertrag mit Frankreich geschlossen hatte. Man sollte nie vergessen, daß dieses Zusammentreffen mit der Bildung von Italien ein wesentliches Moment in der Geschichte des französischen Geistes bildet; für Frankreich als Macht war sein Uebergewicht in dem obern und mittlern Italien unschätzbar; Ludwig **XII.** besaß eine Zeitlang die Autorität des ersten Fürsten in der Christenheit.

Es liegt aber in der Natur der europäischen Verhältnisse, daß eine zum Uebergewicht aufstrebende Macht auch wieder starke Gegensätze hervorruft.

Unter diesen Umständen war es, daß, im Gegensatz gegen Frankreich, die Verbindung zwischen Oesterreich und Burgund über Spanien ausgedehnt wurde. Der Sohn der Tochter Carl des Kühnen und des Kaisers Maximilian, vermählte sich mit der Erbin von Castilien, Aragon und Indien. Aus dieser Ehe entsprang ein Prinz, in dem sich alle jene Erbrechte vereinigten und der durch die Beziehungen seiner beiden Großväter zu Italien in die Fragen über dieses Land verwickelt werden mußte.

Schon die erste Erscheinung dieser Combination, noch aus der Ferne, setzte Frankreich, das in der Fülle jener Macht stand, in Verlegenheit.

Auch Ludwig **XII.** hatte keinen männlichen Nachkommen; seine Gemahlin, die den präsumtiven Thronerben, den jungen Herzog Franz von Angoulême und dessen Haus nicht liebte, voll von mütterlichem Ehrgeiz, war geneigt, ihre älteste Tochter mit dem Prinzen von Burgund zu vermählen, dem dann nicht allein die italienischen Eroberungen, sondern auch die alten Lehen seiner Vorfahren in Frankreich, überdieß Bretagne und

die eigenthümlichen Besitzungen des Hauses Orleans zugefallen wären. Wir brauchen nicht auszuführen, daß dieß das Königthum in Frankreich in seiner eigentlichsten Grundlage erschüttert, den burgundischen Prinzen zum mächtigsten Fürsten im Lande gemacht haben würde. Es ist das Verdienst des Marschalls Gyé, sich diesem Plane mit Entschiedenheit entgegengesetzt, und ihn ohne Rücksicht auf die Ungnade der Königin, die ihn betraf, hintertrieben zu haben.

Einen für den Augenblick bei weitem gefährlicheren Feind erweckte sich Ludwig **XII.** in Italien selbst. Eben saß ein Papst auf dem Stuhl zu Rom, der von dem Unternehmen, das er zum großen Theil durchführte, den Kirchenstaat zu vereinigen, zu dem Gedanken fortschritt, die Fremden — wie er sich ausdrückte, die Barbaren — vor allem die Franzosen, aus Italien zu verjagen. Julius **II.** sah in dem vertrautesten Minister Ludwigs **XII.**, dem Cardinal von Amboise, der selbst nach der Tiara trachtete, einen persönlichen Feind; geistliche Zwistigkeiten, vornämlich über die pragmatische Sanction, mischten sich in die weltlichen; endlich brach ein Krieg aus, in welchem der König die sogenannten geistlichen Waffen ergriff, und ein antipapales Concilium nach Pisa berief, der Papst aber alle Mächte der Welt zum Kriege gegen den Schismatiker aufmahnte. Er hatte nichts dagegen, daß Ferdinand der Katholische den Anlaß benutzte, um sich Navarra's auf der spanischen Seite der Puertos zu bemächtigen, bloß weil der König von Navarra ein Verbündeter Ludwigs **XII.** war. Er rief die Ansprüche, nicht allein des Hauses Burgund, sondern auch die bereits veralteten von England gegen die Franzosen auf; einen allgemeinen geistlich-weltlichen Bund gegen sie brachte er zu Stande. Von entscheidender Wirkung war, daß er auch die Schweizer für sich

gewann. Nicht weniger für die Ueberwältigung innerer Feinde, als für die auswärtigen Unternehmungen waren sie Ludwig XII. unendlich nützlich gewesen; in seinem Interesse fast noch mehr, als in ihrem eigenen hatten sie einen Krieg gegen ihre Nachbarn in Deutschland und den Kaiser selbst bestanden; sie hauptsächlich hatten ihm Mailand erobert. Der König fühlte sich aber allmählich so stark, daß er ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ihre Parteiungen, hauptsächlich ihre Geldforderungen wurden ihm lästig. Von Natur war er sparsam, und auch mit dem Vermögen der Nation haushälterisch; er hörte auf, den schweizerischen Oberhäuptern die gewohnten Jahrgelder zu zahlen; ließ den Bund mit ihnen fallen und beleidigte sogar ihren Ehrgeiz und ihr Selbstgefühl. Hierüber schlossen sie sich an den Papst an, dem ein ansehnlicher Staat und die Beiträge der Christenheit die Mittel gewährten, ihnen ihre Jahrgelder zu ersetzen, und der das Geld nicht zu sparen gesonnen war. Unter einem vom Papst geweihten Banner heranziehend, und zwar über Tyrol, mit Bewilligung des Kaisers, entrissen sie den Franzosen Mailand, und behaupteten es im Jahr 1513 in einer ernsten Feldschlacht gegen diese selbst und die Heerschaaren, die sie anderweit geworben. Bei diesem Umschlag der Dinge riß sich auch Genua von Frankreich los; in den mittlern und kleinern italienischen Staaten gelangte die antifranzösische Partei zur Herrschaft. Nicht allein die Uebermacht in Europa war hierdurch verloren, sondern in die französischen Gränzen drangen feindselige Heere ein, die nur mit Mühe und fast mehr durch Politik, als durch Gewalt abgewehrt werden konnten.

In diesem Zustande befand sich Frankreich, als Ludwig XII. starb; es war ein Zustand des innern Gedeihens, aber zugleich der äußern Gefahr.

Die monarchische Gewalt, mit der Nation selbst erwachsen, und in heftigen Stürmen befestigt, hielt alles zusammen; sie war durch Gewohnheiten und Gesetze gemäßigt, den Menschen nicht sehr beschwerlich; Jedermann verehrte, Viele liebten sie. Daß Ludwig XII. diesen Zustand förderte und erhielt, und dabei zugleich den Ehrgeiz nach außen befriedigte, ein vorwaltendes Ansehen in Europa erworben hatte, darauf beruht sein Name und sein Andenken. Aber jetzt war er aus seiner europäischen Stellung verdrängt; eine große Feindseligkeit war im Gange, zu der sich die noch ungebrochene Autorität des Papstthums mit einem an sich wenig mächtigen, aber unendlich beweglichen, niemals zu ermüdenden Fürsten, der das Kaiserthum verwaltete, und mit einer streitbaren und gereizten Nation vereinigte.

Zunächst beruhte die Zukunft von Frankreich darauf, ob es möglich sein werde, zugleich das innere Gedeihen zu erhalten, und die Stellung nach außen wieder zu gewinnen.

Franz I.

Die Krone gelangte an den jungen Franz von Angouleme, aus einer zweiten Linie des Hauses Orleans.

Wie man erzählt, war ihm nicht gar wohl zu Muthe, als Ludwig XII. zuletzt noch eine neue Vermählung einging. In Kurzem jedoch wurde er versichert, daß aus dieser Ehe niemals Kinder entsprießen würden. Er rief seine Freunde bei dieser Nachricht zusammen, und feierte sie mit einem Turnier; sieben Hauptleute hielten den Platz, er selbst war der achte. Bald darauf, am 1. Januar 1515, starb Ludwig; Franz I. begrüßte seine königliche Würde als ein schönes Neujahrsgeschenk. Denn als einen persönlichen Besitz sah er dieselbe an.

Er hatte, wie Thronfolger gewöhnlich thun, vor allem die Schattenseite der bisherigen Regierungsweise ins Auge gefaßt. Seine Mutter, Luise von Savoyen, die seine Jugend leitete, eine lebenskräftige Frau von Geist und Herrschbegier, stand in ausgesprochener Opposition mit dem Hofe. Sie waren beide überzeugt, Ludwig XII. vergebe den Rechten des Königthums zu viel; mit seiner Nachgiebigkeit gegen das Parlament und besonders der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten waren sie höchlich unzufrieden. Denn auch der Corporationsgeist hat seine Mängel; auch mit der Autonomie des Klerus waren mannichfaltige Mißbräuche verbunden. In der Magistratur selbst gab es Männer, welche auf eine Aenderung des Systems drangen — sie hielten sich näher an das Haus Angouleme. Die erste Regierungshandlung Franz I. war, daß er den vornehmsten von diesen, Antoine Duprat, der einst in Gegenwart Ludwigs XII. mit dem damaligen Kanzler in Wortwechsel darüber gerathen war, selber zum Kanzler des Reichs ernannte.

Die nächste Aufmerksamkeit aber galt den auswärtigen Angelegenheiten, der Ausführung des Kriegszuges gegen Mailand, zu welchem der Vorfahr, schon auch er jedoch nicht ohne die Zügel mit ungewöhnlicher Strenge anzuziehen, alles vorbereitet hatte.

Ich will kommen, sagte Franz I. den Venetianern, die damals nichts mehr als seine Ueberkunft wünschten, ich will siegen oder sterben. Auf einem noch von keinem Kriegsheer versuchten Wege führte er seine Truppen über die Alpen. Es ist wahr, daß die Entzweiungen, die unter den Schweizern ausbrachen — denn der Thronwechsel mußte in ihnen eine Veränderung der Stimmung hervorrufen — seinem

Unternehmen sehr zu Statten kamen; aber eben so wahr ist, daß es gegen die übrigen, welche an dem Bunde mit dem Papst festhielten, und von einem entschlossenen Parteihaupt angeführt wurden, heldenmüthiger Anstrengung bedurfte. Dem jungen König war es beschieden, sich gleich bei seiner ersten That mit dem Glanze persönlicher Tapferkeit zu umgeben. Wer weiß nicht, wie er in der Nacht, die die Schlacht von Marignano unterbrach, ganz in Waffen auf dem Kanonengerüste ausruhte — nur den Helm hatte er sich gelöst, seinen Durst löschte er wie die andern, aus dem mit blutiger Lache erfüllten Graben, — und wie er am andern Morgen den Kampf mit erneuertem Muth fortsetzte und ausfocht. Ich weiß nicht, ob man sagen darf, daß er die Schlachtordnung der Schweizer durchbrochen hat, aber zuerst vor ihm ist sie zurückgewichen, und hat ihm das Feld überlassen.

Der Erfolg war die Wiedereroberung der Lombardei; man behauptet, es wäre nur auf ihn angekommen, sich zum Meister von ganz Italien zu machen.

Dahin stand jedoch sein Sinn dießmal nicht; mitten auf seinem Wege sah man ihn inne halten; er ließ die Florentiner, welche ihre Befreiung von der Herrschaft der Medici von ihm erwarteten, ohne Unterstützung, und eilte vielmehr nach Bologna, um hier mit dem Oberhaupt dieses Hauses, dem Papst Leo, einen Vertrag über die geistlichen sowohl, wie über die weltlichen Streitigkeiten zu schließen. Wie er auch den Schweizern ihre Jahrgelder zurückgab und einen ewigen Bund mit ihnen schloß, ohne Rücksicht auf die Kosten, deren möglichste Verminderung zu dem bisherigen System gehört hatte: so kam es ihm überhaupt nicht darauf an, die Absichten seines Vorgängers durchzuführen, dessen Parteistellung

zu erneuern, sondern sichere Verhältnisse auf immer zu begründen.

Die Unterhandlung mit dem Papst hatte um so mehr zu bedeuten, da sie ein Grundgesetz des Reiches betraf.

Man meinte in Frankreich, der König werde als Sieger den Papst endlich dahin bringen, die pragmatische Sanction anzunehmen. Ob dieß möglich war, ist doch sehr zweifelhaft. Jenes Gesetz war von den Päpsten zu wiederholten Malen verurtheilt; die gallicanische Kirche hatte nicht für gut gehalten, an dem letzten Lateranconcilium auch nur eine Vertheidigung desselben anzuordnen, weil es ohne Frage verdammt werden würde; sollte nun Leo in Folge einer Niederlage seiner Verbündeten und in der momentanen Bedrängniß die daher entstand, sich ihm unterwerfen, im Widerspruch mit seinen Vorfahren, mit einer dem römischen Stuhle ergebenen Kirchenversammlung, gegen den Vortheil der Curie? In der Umgebung des Königs versicherte man, der Papst würde eher Frankreich aufs neue für schismatisch erklärt, alle Mächte der Welt gegen die Franzosen aufgerufen, ihnen zunächst die Rückkehr in ihre Heimath erschwert haben.[1]

Nun aber war der König auch selbst ein Gegner der pragmatischen Sanction; absichtlich vertraute er die Unterhandlung seinem neuen Kanzler an, der sie ebenfalls verwarf.

Und so geschah es, daß die Berathungen nicht wie man erwartete, die Bestätigung, sondern die Abschaffung dieses Gesetzes hervorbrachten. Die politische Nothwendigkeit, mit dem Papst einen haltbaren Frieden zu schließen, traf mit dem Wunsche, in dem Innern eine durchgreifende Aenderung

[1] Discours du chancelier Duprat bei Isambert XIV, 114.

einzuführen, zusammen. Wenn die Abkunft, zu der man sich vereinigte, das Concordat von 1516, für das Papstthum theoretisch und praktisch vortheilhaft war, — das eine, indem es den Ansprüchen der Concilien auf eine Superiorität über Rom, wie sie in Basel festgesetzt waren, ein Ende machte, das andere, indem es ihm die höchste kirchliche Gerichtsbarkeit und den Genuß alter Einkünfte wie die Annaten zurückgab: — so brachte es doch der Autorität des Königthums noch größeren Gewinn. Man zählte damals in Frankreich 10 Erzbisthümer, 83 Bisthümer, 527 Abteien; der König erlangte unter unbedeutenden Beschränkungen die Befugniß, zu allen diesen Stellen zu ernennen.[1]

Die pragmatische Sanction gehörte zu dem System der gemäßigten Monarchie, der Freiheit der Wahlen und der Berathungen, welche in Frankreich obwaltete. Man war stolz auf die Vorrechte, die das Gesetz gewährte; mannichfaltige Prärogativen von Corporationen und Privaten knüpften sich daran, und nicht anders als mit Widerwillen konnte die Nachricht von der Aufhebung desselben aufgenommen werden. Der Klerus, die Universität, das Parlament setzten sich dagegen. Die Geistlichkeit verwies der König an den Papst, mit dem sie streiten möchte, wenn es ihr gefalle. Dem Parlament hat er erklärt, er wolle keinen Senat von Venedig um sich haben; die Gesetze und Einrichtungen seien deßhalb in Kraft, weil seine Vorfahren sie gewollt: er besitze die nämliche Macht, wie diese, er verordne das Gegentheil. Als sich das Parlament entschloß, das Concordat zu registriren, ließ es verlauten,

[1] Giustinian: 1535. Questa denomination gli da una grandissima servitù ed obedienza da prelati e Laici per lo desiderio che hanno de' benefici.

es bequeme sich dazu nur, um größeres Unglück zu vermeiden. Nachdem es sich gefügt hatte, bedeutete der Widerspruch der Universität nichts weiter.

Mit dem Concordat verließ das Königthum entschlossen seine bisherige Bahn. Es verläugnete die geistlichen Grundsätze, die es vor achtzig Jahren in einem großen Augenblick ergriffen und seitdem festgehalten, an die sich Frankreich gewöhnt hatte. Sein unbeschränkter Einfluß machte einen Fortschritt von ausgedehntester Tragweite. Schon Ludwig XI. hatte darnach getrachtet: Franz I. wagte es, weil ihm die Nothwendigkeit, sich mit dem Papst zu versöhnen, zugleich den Anlaß und eine Entschuldigung gewährte. Es war eine, ich weiß nicht ob unvermeidliche Rückwirkung der auswärtigen Verhältnisse auf die innern.

So gelangte Franz I. in frühen Jahren zu einer noch nie dagewesenen Autorität in seinem Lande und zugleich zu einer glänzenden Stellung in Europa. Er wurde als ein Held gefeiert und bewegte sich in einem Gefühle des Ruhms, das noch weit über sein Verdienst ging. Man hat Gespräche verfaßt zwischen Cäsar, dem ersten Unterjocher der Helvetier und König Franz, dem zweiten Cäsar, Besieger und Bändiger der Schweizer.[1] „Ich ging," sagte seine Mutter Louise von Savoyen, „zu Fuß nach unserer Frau des Fontaines, um ihr Den zu empfehlen, den ich mehr liebe, als mich selbst; es ist mein Sohn, der glorreiche und triumphirende Cäsar, Unterjocher der Helvetier."

Seine ganze Seele dürstete darnach, als die Vacanz von

[1] James Bacon: the life and times of Francis the first. London 1830, beschreibt II, Appendix nr. XIV, ein Manuscript des brittischen Museums von diesem Inhalt.

1519 eintrat, die kaiserliche Krone, deren Name sich an diese Erinnerung knüpfte, auf sein Haupt zu setzen.

Eben hier aber sollte ihm nun erst der Gegner seines Lebens entgegentreten. Es war der burgundische Prinz Carl, zugleich Enkel der Erzherzoge von Oesterreich, des Königs von Spanien und der Erbe Carls des Kühnen, in dessen Namen jetzt alle deren deutsche, französische, italienische und spanische Landschaften regiert wurden; diesem übertrugen die Kurfürsten des Reichs auch die kaiserliche Krone. Indem dieß geschah, ward ein großer und allgemeiner Kampf unvermeidlich.

Unmöglich konnte ein so mächtiger Fürst wie der neue Kaiser sich gefallen lassen, daß die Franzosen die Reichskammerländer Mailand und Genua inne hatten, ohne den Rechten des Reiches nachzufragen. Man brachte in Erinnerung, daß der Erzbischof von Trier nicht umsonst den Titel eines Kanzlers von Arelat führe; Dauphiné und Provence schienen noch nicht auf ewig mit der französischen Krone verbunden zu sein.[1] Hauptsächlich trieben ihn seine eigenen persönlichen Gerechtsame zum Kampf mit Frankreich. Carl V. nahm das Herzogthum Burgund und die Bezirke an der Somme, die von Ludwig XI. sehr ungerechterweise eingezogen seien, in Anspruch. Die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Burgund waren vor 40 Jahren nur abgebrochen; nun erst mußten sie und zwar in bei weitem größerem Umfange ausgefochten werden.

Dem Kaiser gesellten sich die Streitkräfte des Papstes, der sich von dem Vertrage in Bologna nicht auf immer

[1] »Le dict roi de France usurpe induement au dict St. Empire le Dauphiné.« — Le grand chancelier in den Conférences de Calais 1521. Pap. d'état de Granvelle I, 218.

gebunden fühlte, und der Italiener bei, und in Kurzem nahmen sie Mailand wieder. Bei dieser Aussicht erneuerte England, mit ihnen im Bunde, die alten Ansprüche auf einen Theil des französischen Bodens oder auf die Krone selbst.

Indem aber Carl V. und Heinrich VIII. einen Angriff auf Frankreich beabsichtigten, gelang es ihnen, den mächtigsten der damaligen französischen Großen, den Connetable Bourbon, auf ihre Seite zu ziehen.

Denn noch war die Autonomie der französischen Großen, wenn gleich überwunden, doch nicht beseitigt. Wenn die Italiener bemerkten, daß die Aussicht, selbst auf den Thron zu gelangen, sie im Zaum halte, so ist das wenigstens von Bourbon ganz wahr, der, da Franz I. eine Zeit lang ohne männliche Nachkommenschaft blieb, sich mit der Hoffnung trug, daß ihm selbst die Krone bestimmt sein könne, und einst mit einem Venetianer darüber gesprochen hat.[1] Aber Franz I. bekam Söhne; der Connetable sah sich nicht allein von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sondern sogar nach dem Tode seiner Gemahlin in dem Besitz der reichen Landschaften und Güter, die sie ihm zugebracht hatte und die er für die seinen hielt, bedroht und gestört. Zu einer kleinen Rolle verdammt zu sein, war ihm unerträglich; er trug kein Bedenken, seine persönliche Stellung den Interessen von

[1] Badoer Relatione di Milano 1516. Bourbon führte dem Gesandten aus, daß zwar Mr. di Nanson d. i. Carl von Alençon näher zur Krone sei, aber dessen Großvater (Jean le Beau) habe sie durch seine Rebellion gegen Carl VII. verwirkt, denn in Frankreich nehme die Empörung eines Prinzen von Geblüt den Nachkommen desselben das Successionsrecht auf sieben Generationen; daher falle das Recht ihm zu: unde li vien a lui, perciò in quel caso li illustrissimi Signori volesse ajutarlo.

Frankreich vorzuziehen und ging zu dem Kaiser über. Es war wie ein Nachhall der Ligue der großen Herren mit Carl dem Kühnen.

So geschah, daß Franz I. sich plötzlich von allen Seiten angegriffen und gefährdet sah. Ein kaiserliches Heer drang in der Provence vor; eben durch diesen Besitz hoffte der Kaiser Meer und Land zu beherrschen.

Der Herzog von Bourbon erkannte die Ansprüche Heinrichs VIII. an, der sich schon mit einer päpstlichen Bulle versehen hatte, durch welche die Franzosen von dem Eid der Treue gegen Franz I. freigesprochen wurden. Nun gelang es zwar diesem, die Kaiserlichen aus seinem Reiche zu verjagen; er erhob sich, um auch Mailand wieder zu erobern, worauf er der Pläne seiner Feinde hätte lachen dürfen. Hier aber traf ihn das größte Unglück. Obwohl trefflich gerüstet und tapfer fechtend, ward er bei Pavia von Deutschen und Spaniern geschlagen und gerieth in die Gefangenschaft seines Gegners. Man braucht nur an die Folgen zu denken, welche einst die Gefangenschaft des Königs Johann nach sich zog, um die ganze Gefahr zu ermessen, in welche Frankreich durch dieses Ereigniß gerieth.

Es hat einmal wirklich so ausgesehen, als könne es die Auflösung des Reichs zur Folge haben; den Stürmen von Außen schien eine Bewegung von Innen entgegenzukommen. Die damalige Regierung hatte sich durch ihr oft gewaltsames Verfahren unzählige Feinde gemacht: besonders waren die Mutter des Königs und der Kanzler Duprat, die bei derselben das Meiste thaten, verhaßt. „Wollt Ihr wissen, wer an allem Uebel schuld ist," so lautete ein Billet, das man eines Sonntags im März 1525 in den Kirchen ausstreute,

„das ist Dame Ehrgeiz und ihr Kanzler. Durch Hartnäckigkeit und Rachsucht haben sie König und Reich in dieses Unglück gebracht, und es wird noch größer werden, wenn man den Kanzler nicht züchtigt." — Man hielt für nöthig, die Prediger zu erinnern, nicht etwa auch in diese Reden einzustimmen, vielmehr dem Volk zu sagen, daß der Grund des Unglücks in der allgemeinen Versündigung zu suchen sei. Nicht immer ist der König persönlich geschont worden. Bei der Nachricht, er sei erkrankt, breitete sich das Gerücht aus, er sei schon todt; wenn er aber lebe, fügten Einige hinzu, so würde man ihn doch verhindern, die Regierung wieder zu ergreifen; 50 Köpfe seiner Gehülfen müsse man abschlagen.

Indessen warfen die Kriegsbanden, die nicht mehr bezahlt wurden, alle Unterordnung von sich; es waren Italiener, deutsche Landsknechte, die Mehrzahl aber doch Franzosen. Ihr Feldgeschrei war zuweilen Bourbon, zuweilen Burgund. Mit dem Kriegsruf, welcher der Plünderung voranzugehen pflegte, näherten sie sich den Mauern von Paris.

Mit den alten Schlachten in der englischen Kriegen hatte die Schlacht von Pavia insofern Aehnlichkeit, als der Adel einen ungeheuren Verlust an Menschenleben erlitt. Daß darüber auch diesmal die städtischen Bestrebungen sich geregt haben, davon finde ich wenigstens Eine Andeutung. Ein anderer Bourbon, der Herzog Carl von Vendome, ist von einigen angesehenen Männern, auch aus dem Parlament, aufgefordert worden, die Regierung des Landes, welche ihm, dem vornehmsten Prinzen von Geblüt, mehr zukomme, als der Mutter des Königs, an sich zu nehmen; dabei würde er von Paris und allen andern guten Städten unterstützt werden. Carl von Vendome sah jedoch hierin einen Versuch der Städte, einen ihnen nicht gebührenden

Einfluß zu erlangen, [1] und wies jede Anmuthung von sich. Aber auch dem Mißvergnügtesten mußte die ungeheure Gefahr, die mit einem Aufruhr in diesem Augenblicke verbunden gewesen wäre, einleuchten; ihn zu verhüten, vereinigten sich alle Gewalten. Unter der Leitung des Parlaments ward eine städtische Schutzbehörde gebildet, an der die angesehensten Männer aus den verschiedenen Ständen theilnahmen. Der alte Guillaume von Montmorency, ein würdiger und beliebter Mann, ward herbeigerufen, militärische Anstalten zu treffen; man trug Sorge, die Unbeschäftigten zu beschäftigen und richtete die strengste Aufsicht ein; die Picardie wurde von Vendome, die Champagne von Guise, von anderen Gouverneuren Provence und Dauphiné in Ruhe gehalten und widerstandsfähig gemacht. Zwischen der Regentin, Mutter des Königs und dem Parlamente zu Paris fehlte es nicht an Mißhelligkeiten. Man hat der Fürstin einmal hinterbracht, in den Versammlungen des Parlaments werde schlecht von ihr geredet, und einige Herren des Reiches haben sich erboten, die Ungehorsamen persönlich zu strafen. Höchst widerwärtig war es ihr, daß gegen den Kanzler, dessen sie in den Geschäften nicht entbehren konnte, Anklagen formulirt, Vorladungen erlassen wurden. Indessen war doch das Gefühl der gemeinschaftlichen Gefahr auf allen Seiten so stark, daß man einen Ausbruch des Haders vermied. Wenn im Parlamente einst die Rede davon war, daß man die allgemeinen Stände einberufen sollte, so ist dieser Vorschlag nicht einmal in ernstliche

[1] Belleforest: considérant que pour cela on tirerait une suite dérogeante à l'autorité du roi, nommans régents — et les feroit on redévables à la volonté des communités et des villes. Vergl. Anc. Collection des Mémoires XVIII. 302.

Berathung gezogen worden.[1] Die Regentin suchte die alten Antipathien durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß ihr Sohn die gallicanischen Freiheiten auch bei der Ausführung des Concordats wahrzunehmen wissen werde. Sie zeigte eben so viel Entschlossenheit als Gewandtheit,[2] ihr nicht am wenigsten verdankte man die Erhaltung der innern Ruhe, und ihr Andenken verdient nicht, in Frankreich verunglimpft zu werden. Alles was Ansehen im Lande besaß, schloß sich ihr an, oder unterwarf sich ihr.

Ward aber auch, wie viel glücklicher als zu den Zeiten Marcels, eine innere Bewegung vermieden, so bot doch die Lage zwischen zwei feindlichen Mächten, während der Gefangenschaft des Königs, an sich die größten Schwierigkeiten dar.

Den Franzosen kam vor allem der innere Widerspruch der nachbarlichen Prätentionen zu Hülfe. Wie konnte Heinrich VIII. den ohnehin so mächtigen Kaiser durch eine Anzahl neuer Erwerbungen zu verstärken wünschen? Wie hätte der Kaiser daran denken sollen, die Vereinigung von England und Frankreich zu einer einzigen Macht zu befördern?

In der That ließ der Kaiser nach und nach alle von den Rechten Englands oder Aragons oder dem Reiche Arelat herrührenden Ansprüche fallen und bestand nur auf dem einfachen Interesse seines Hauses, der Herausgabe des demselben

[1] Die Erzählungen von Garnier, Gaillard und Sismondi von diesen Contestationen sind übertrieben, wie aus dem bei Champollion Captivité du roi François I. mitgetheilten Schriftwechsel erhellt.

[2] Sie ließ in Venedig erklären: meglio era il fiol incarzerado e la Franza libera, che haver la ruina del re alle spalle e la Franza suggetta a l'imperador, il che seguiria quando la Franza fusse perdita.

einst von Ludwig XI. entrissenen Herzogthums Burgund; keine Unterhandlung vermochte ihn davon abzubringen.

Auch dieß war eine überaus harte Anmuthung, und selbst mit der allgemeinen Entwicklung der Dinge im Widerspruch, insofern dadurch die Integrität des französischen Bodens verletzt und dem Kaiser die Stellung zugleich eines französischen Magnaten zu Theil geworden wäre. Welches Mittel gab es aber, sie zurückzuweisen?

Niemals hat ein Gefangener mehr nach Freiheit gedürstet, als der König Franz. Aus seinen poetischen Ergüssen sieht man, wie er zwar anfangs sich durch die Betrachtung tröstet, daß er dem Rufe der Ehre und der Pflicht gefolgt, wenn der Körper besiegt, doch das Herz frei sei, das stolze Herz, das nichts im Sinne habe, als die Ehre; nicht immer aber hält er diese Erhebung fest. Er vergleicht sich mit einem Schiffe, dessen Ladung Beschwerde und Gram sei; täglich wächst sein Kummer, er lebt wider Willen; für die größte Gnade des Himmels würde er halten, wenn der Tod zugleich ihn selbst und seinen Schmerz vernichtete: so drückte er sich auch mündlich aus, die Freiheit sei das größte aller menschlichen Güter. Dennoch entschloß er sich lieber ewig ein Gefangener zu bleiben, als Burgund abzutreten. Man fühlt sich ergriffen von diesem Charakterzug; aber schon in diesen Zeiten muß man mit der Bewunderung ritterlicher Gesinnung zurückhaltend sein. Die Urkunde ist vorhanden, in der Franz I. verordnet, daß sein ältester Sohn unverzüglich zum König gekrönt werden, die Regierung bis zu dessen Volljährigkeit der Regentin verbleiben solle.[1] In der That aber war mit einer

[1] Lettres patentes du Roi François I. pour faire couronner Roi de France le jeune Dauphin François. — Donné à Madril,

Abdankung der Sache nicht geholfen. Der Regentin schien es unmöglich, die Geschäfte ohne die Gegenwart ihres Sohnes auf die Länge weiter zu verwalten. So groß die Aussicht sein mochte, welche die Verbindung mit Heinrich VIII., der, da von seinen Ansprüchen nicht mehr die Rede war, mit seinem Bundesgenossen wieder gebrochen hatte, für Frankreich eröffnete, so haben doch die Städte, zunächst die Hauptstadt, nicht eben eine besondere Bereitwilligkeit gezeigt, die von den Engländern geforderten Garantien zu übernehmen. Wie wäre es aber vollends möglich gewesen, den Krieg, der nothwendig wieder ausbrechen mußte, ohne die persönliche Theilnahme des Königs zu führen? Eine Verlegenheit von der schwersten Lösung. Wollte man Frankreich gegen den Kaiser vertheidigen, so mußte man den König wieder in dem Lande und an der Spitze des Heeres haben. Wollte man aber die Freilassung des Königs bewirken, so mußte man den Preis des Krieges, ein großes Herzogthum, im Voraus dem Feinde überlassen. Es hat dem äußern Gange der Verhandlungen nach den Anschein, als habe man sich anfangs in dem Reich alles Ernstes entschlossen, das Herzogthum aufzugeben; wenn diese Herausgabe dann nicht erfolgt, so sieht es aus, als ob das von spätern Erwägungen abgehangen habe. Ich denke doch nicht, daß die Sache so ganz unschuldig war. Die Regentin hat gesagt, wenn ihr Sohn nur erst wieder auf freien Füßen sei, so werde man Mittel für alles finden. Es ist bezeichnend für die umgewandelte Zeit und die Persönlichkeiten, daß sie beide für erlaubt hielten, die Abtretung von Burgund

ou royaulme de Castille, ou moys de Novembre, l'an de grâce 1525 et de notre règne le unziesme. Vergl. das Facsimile bei Champollion: Captivité du Roi François I. zu S. 425.

zu versprechen, ohne sie vollziehen zu wollen. Der König erzählt die Sache folgendergestalt. Diejenigen, sagt er, welche von seiner Mutter Vollmacht gehabt, seien auf den Vertrag eingegangen; nach Abschluß desselben sei er von den Spaniern gedrängt worden, darauf zu schwören; aber er habe gewußt, daß sein Schwur ungültig sei.[1] Ehe er den Tractat unterzeichnete, protestirte er gegen denselben. Indem er schwur, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er sein Wort nicht erfüllen könne, lebte er doch der Ueberzeugung, daß ein erzwungener Eid Niemand binde. So kam er los; wie die Gefangenschaft trübe und schmerzlich, in demselben Grade wonnevoll war ihm der erste Athemzug, mit dem er die Luft von Frankreich in sich schlürfte; mit dem Gefühl der Freiheit war das der wiedergewonnenen Macht vereinigt. Im Lande schloß sich Alles seiner Gesinnung an. Nach einiger Zeit legte Franz I. einer Notabeln-Versammlung, in der wir Geistlichkeit, Adel, Parlamente und Städte vertreten sehen, die Frage vor, ob er Burgund herausgeben oder lieber in die Gefangenschaft zurückkehren solle: die Versammlung möge das wohl bedenken; denn er sei der König, in seiner Person liege die Ehre von Frankreich. Die Antwort war, Burgund bilde einen unveräußerlichen Bestandtheil, die erste Pairie des französischen Reiches; nimmermehr könne es abgetreten werden; der dem König abgezwungene Schwur vermöge nicht, ihn zu binden. Alle erklärten sich bereit, zur Erneuerung des Krieges und zur Auslösung der Kinder von Frankreich, die dem Gegner als Geißel hatten übergeben werden müssen, ihre besten Kräften zu verwenden. Die Notabeln von Burgund

[1] Seine Rede in den Notabeln von 1527. Isambert, Recueil XII, 292.

wiederholten eine Behauptung, die schon in den englischen Kriegen vorgekommen war, daß dem Könige gar nicht das Recht zustehe, sich einer Provinz des Reiches zu entäußern. Indem man der Meinung Raum machte, daß die Einheit und Macht des Königreiches von der Person des Königs noch unabhängig sei, jenseit seiner Entschließungen liege, durch keine persönliche Versprechung desselben beeinträchtigt werden könne, schloß man sich doch wieder dem Könige und seinen Wünschen vollkommen an.[1]

Es kam zu einem neuen Waffengang, in welchem Alle ihre Kräfte wetteifernd anstrengten, der Kaiser aber sich endlich entschließen mußte, auf das Erbtheil seiner Väter, das Herzogthum Burgund, Verzicht zu leisten. Dagegen mußte auch Franz I. die Rechte der Oberlehensherrlichkeit über Flandern und Artois, die noch vor Kurzem feierlich anerkannt worden, fallen lassen. Beide thaten damit, was nunmehr in der Natur der Sache lag. Die Verhältnisse der Lehensabhängigkeit waren nicht mehr anwendbar, sobald so mächtige Gewalten einander gegenüber standen. Frankreich konnte einen Lehensmann, wie der Kaiser war, nicht ertragen: für den Kaiser war es ein großer Vortheil, einer Oberlehensherrlichkeit ledig zu werden, die ihn bei seinen Entwürfen für die innere Regierung der Niederlande und ihre Verbindung mit Deutschland unaufhörlich gestört haben würde.

[1] Moreau: Prinse et délivrance de François I. Cimber (Arch. cur.) I. III. 342. Es ist noch eine Nachahmung Froissarts und Monstrelet's; der Autor kannte den Hof und was er sagt, stimmt mit den Phrasen der Lettres de la royne de Navarre zuweilen gut zusammen, aber dabei ließ er seiner Phantasie den Lauf; auf die wörtliche Wahrheit der Umstände, die er erzählt, darf man nicht bauen.

Und da nun Franz I. auch auf seine italienischen Besitzungen Verzicht leistete, so daß alle Streitfragen ausgetragen waren, so hätte man Frieden erwarten sollen; allein unerträglich war dem König so wie seinem Volke das Gefühl, besiegt zu sein; in Kurzem trat er mit der Behauptung auf, daß seinen Kindern ein natürliches Erbrecht zustehe, welches er ihnen selbst nicht nehmen könne; und neue Zwistigkeiten, durch keine Unterhandlung zu beseitigen, entspannen sich. Als der Kaiser endlich Mailand definitiv in Besitz nahm, brach der Krieg wieder aus, der, zuweilen unterbrochen, niemals beendigt, einen ganz andern Charakter trug, als die früheren.

Lassen wir auch hier die Wechselfälle der Feldzüge bei Seite, und fassen nur die allgemeine Stellung, welche Franz I. dem Kaiser gegenüber einnahm, ins Auge.

Um für den Verlust von Mailand und Genua ein politisch-militärisches Gegengewicht an sich zu bringen oder wenigstens bei dem engen Verhältniß, in welches das Haus Savoyen zu dem Kaiser trat, nicht von dieser Seite her gefährdet zu werden, nahm Franz I. Savoyen und Piemont in Besitz. Er hatte keine rechtlichen Ansprüche an diese Länder; der Herzog war mehr durch seine Verbindungen, als an sich selbst sein Feind; aber das hinderte ihn nicht, auch Piemont so viel als möglich französisch zu machen. Die eigenthümliche französische Regierungsweise durch ein Parlament ward in Turin eingeführt; mit Vergnügen bemerkten die Franzosen, daß die Piemontesen eifrig ihre Sprache lernten und sich nichts Besseres zu wünschen schienen, als ihrer Krone anzugehören. Der Besitz der Alpen, der damit verknüpfte Einfluß auf Italien, das nun wenigstens nicht ganz

in die Hände des Kaisers gelangte, war für Franz I. von unschätzbarem Werth. Von da aus aber in die Ebene der Lombardei vorzudringen, die Eroberung derselben zu versuchen, es noch einmal auf eine Schlacht ankommen zu lassen, lag ihm ferne. Selbst als der Kaiser in Frankreich eindrang, wich der König der Entscheidung eines Schlachttages aus, einer großen Gefahr wollte er sich nicht mehr aussetzen. Sein System war durchaus defensiv, und in dieser Hinsicht auch militärisch merkwürdig. Er führte die gegen die Wirkungen des Geschützes in Italien erprobte Kriegsbaukunst durch Erdarbeiten ein, und legte Hand an, das Reich durch zwei Reihen von Festungen gegen jeden feindlichen Anfall sicher zu stellen. Auf das Bedürfniß der Vertheidigung bezieht sich auch sein Versuch, aus Eingebornen des Landes eine Provinzialmiliz aufzurichten, der er den Namen Legionen gab, denn zwar gewiß nicht in der Bestimmung, aber in der Form sollten sie dem römischen Muster nachgebildet werden: der König hat selbst darüber geschrieben. Ein Venetianer bedient sich des starken Ausdrucks, Franz I. habe in Bezug auf den Kaiser ein Gefühl gehabt, wie die Taube unter dem Sperber, aber damit soll nur gesagt sein, daß er die Uebermacht des Kaisers empfand, jeden Augenblick einen Angriff von ihm besorgte, und sich gegen diese Gefahr zu sichern suchte.

Die Umwandlung der Politik, die hiemit zusammenhängt, zeigt sich am meisten in dem Verhältniß Franz I. zu den Osmanen.

Die Absicht der früheren Jahrhunderte, das heilige Land wieder zu erobern, von der sich, auch als sie nicht mehr zu erreichen war, noch einige Nachklänge finden, hatte sich, seit dem Emporkommen des osmanischen Reiches in dem östlichen

Europa und an den Küsten des Mittelmeeres, in den Gedanken verwandelt, vor Allem dieser, noch immer um sich greifenden, das Gebiet der abendländischen Christenheit beschränkenden Macht einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen. Bei den Angriffen der Franzosen auf Italien, seit dem ersten Unternehmen Carls VIII. auf Neapel, war nicht selten ein Zug gegen Constantinopel in Aussicht gestellt worden. Das war der Gedanke, mit welchem Franz I. seinen Wunsch, das Kaiserthum zu erlangen, bei den Kurfürsten begründete. Jetzt aber, nachdem Carl V., zugleich von Spanien, von Italien und von Deutschland her darauf angewiesen, diesen Kampf unternommen hatte; — sein Anspruch als das anerkannte Oberhaupt der Christenheit aufzutreten, beruhte darauf — schlug Franz I. eine entgegengesetzte Politik ein. Aus der ersten Stelle verdrängt, geschlagen in Italien, bedroht in Frankreich, wendete er sich selbst zu einem Bunde mit den Osmanen.

Aus seinem Gefängniß in Madrid hat er sich mit Sultan Soliman in Verbindung gesetzt. Als die Angriffe desselben Deutschland und Italien gefährdeten, hielt er es für genug, die Versicherung zu ertheilen, er werde diesen Ländern zu Hülfe kommen, wenn man ihn rufe.[1] In der That leistete er nichts für sie. Als die damaligen Gefahren abgewendet worden, der Kaiser sich immer drohender erhob, trug er kein Bedenken, sich mit dem Sultan öffentlich zu verbinden. Seine

[1] Bei einer Unterredung mit Juan Ant. Venier (1532; die Relation ist vom März 1533) zeigte er viele Theilnahme für Italien und Venedig. »Nè son per manchar in persona,« sagt er, »quando sarò chiamato.« Für die Unterstützung von Wien machte er Bedingungen. Deutsche Geschichte III, 203.

Stimmung drückt sich in den Worten aus, die er einst im Jahr 1535 an den venetianischen Gesandten richtete. „Orator,“ sagte er, „ich kann nicht läugnen, ich wünsche, daß die Türken mächtig in See erscheinen; nicht als ob ich an ihren Vortheilen Gefallen fände, denn sie sind Ungläubige und wir sind Christen; aber sie geben dem Kaiser zu schaffen und bewirken dadurch eine größere Sicherheit anderer Potentaten.“ [1] Die Franzosen waren beschämt, wenn man ihnen von den Grausamkeiten erzählte, welche die Osmanen an allen Küsten des Mittelmeeres, ausgenommen den französischen, deren Häfen ihnen offen waren, ausübten; sie hätten es vorgezogen, sich zu diesem Bundesgenossen nicht zu bekennen, aber bei dem Bunde selbst blieb es. Wie die Schweizer das französische Fußvolk, so ersetzten die Osmanen eine französische Flotte; dem König kam es nur darauf an, daß die Spanier nun doch nicht vollkommen Herren des Mittelmeers wurden.

Wenn einst eine neue Epoche dadurch bezeichnet ward, daß Philipp der Schöne die Institutionen, welche die Christenheit zur Eroberung des heiligen Landes vereinigten, zersprengte, so war es ein zweiter großer Schritt auf der nämlichen Bahn, daß Franz I. mit den feindlichen Mächten, welche die Christenheit sehr ernstlich gefährdeten, sogar in Verbindung trat. Das Verfahren Philipp des Schönen war ganz offen gewaltsam, das Verfahren Franz I. war in hohem Grade gehässig; das allerchristlichste Königthum, wie es ursprünglich gedacht worden, konnte dabei nicht bestehen. Aber für die Bildung des Staates, womit seitdem die Jahrhunderte sich

[1] Relatione del cl. M. Marino Giustiniano 1535. Questa amicitia par a Francesi che gli sia d'alcuna infamia et perciò s'ingegnano d'excusarla.

beschäftigten, war das eine, wie das andere von unläugbarem Vortheil. Innere Einheit des Staats ließ sich nicht denken, so lange große Corporationen einen guten Theil der Kräfte des Landes und des Volkes zu anderen Zwecken verbrauchten. Eine freie, aus den Bedürfnissen der eigenen Lage hervorgehende Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten war unmöglich, so lange man sich immer durch Rücksichten eines größeren Systems von Völkern und Staaten, dem man angehörte, bestimmen ließ. Zur Entwickelung der neuen Staatsbildung nach Innen und nach Außen war dieses Sichlosreißen von dem Begriffe der allgemeinen Christenheit ein unentbehrlicher Schritt.

Die deutschen Protestanten zu unterstützen, trug Franz I. noch weniger Bedenken; eher sträubten sich diese, auf ein festes Verständniß mit ihm einzugehen, zumal da sie ihn mit den Osmanen verbündet sahen.

Es ist Frankreich eigen, die Kreise der Gesetzlichkeit, die Formen des europäischen Lebens, die es selber hat bilden helfen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder gleichsam durch Naturkraft zu durchbrechen.

So hat es einst die carolingische Erbfolge, hierauf die um das Königthum mit gleichem Anspruch geschaarte Magnatenmacht, alsdann das politische System der Hierarchie, durch plötzliche Schläge gesprengt. Es hatte einst alle seine Kräfte daran gesetzt, die Mahumedaner aus Syrien und Aegypten zu verjagen; jetzt bot es den Beherrschern dieser Länder, den osmanischen Türken, die Hand.

Allemal erhebt sich aus dem Innern der Nation und des Landes ein mächtiger und unwillkürlicher Zug des Geistes, dem, welcher so eben vorherrschte, nahe verwandt,

und doch wesentlich davon verschieden, zuweilen ihm entgegengesetzt.

Wie die Sachen damals standen, so war Frankreich abermals in Vertheidigung begriffen. Es wurde nicht von Anfällen heimgesucht, wie die der Engländer gewesen waren, welche die Krone in Anspruch nahmen; Kaiser Carl V. hielt sich auf dem Standpunkt seiner Vorfahren, deren Erbtheil suchte er wieder zu erobern. Aber auch das waren ansehnliche Provinzen. Und noch mehr als diese Ansprüche hatte die Stellung, die er überhaupt eingenommen, zu bedeuten. Er erschien vor allen Dingen als ein glücklicher und siegreicher Nebenbuhler der französischen Macht und Krone, im Besitz eines Uebergewichts in Europa, das ihm Frankreich nicht lassen wollte. Zum Kampfe gegen ihn vereinigten sich die Antriebe der Landesvertheidigung und des politischen Ehrgeizes; das Gefühl der französischen Nation als Nation regte er gegen sich auf.

Daher konnte es geschehen, daß in der Gefahr und Anstrengung des Kampfes absichtlich und durch den Gang der Dinge, ohne daß man an ein ernstliches Widerstreben gedacht hätte, eine ganz andere Art von Regierung herrschend wurde, als das Regiment Ludwigs **XII.** gewesen war.

Vor allem kam der Krone zu Statten, daß der französische Clerus in Folge des Concordats in ein sehr unterwürfiges Verhältniß zu ihr gerieth.

Cardinäle bildeten einen Theil der Hofhaltung Franz I.; aus den Geistlichen und der hohen Magistratur wählte er seine Botschafter; er legte seine Veteranen in die Klöster und ließ sie von denselben ernähren; hauptsächlich aber zog er ansehnliche Geldbeiträge von der Kirche.

Bisher hatte die Geistlichkeit auch zu den Staatsbedürfnissen beigesteuert, doch waren die Zehnten, welche sie zahlte, immer erst von dem Papst bewilligt worden. Im Jahre 1532 machte Clemens VII. Schwierigkeiten, sie zu gewähren. Franz I., hierüber um so mehr entrüstet, da er sich auf einer Zusammenkunft mit Heinrich VIII. zu einer Opposition gegen den heiligen Stuhl noch besonders erwärmt hatte, schrieb sie, als er von derselben zurückkehrte, ohne weiteres aus. Die Geistlichkeit wagte nicht, sie zu versagen. Seitdem wurde gebräuchlich, daß sie dem König so viel Zehnten zahlte, als diesem zu fordern rathsam schien. Jeder Zehnte betrug 400,000 Franken; in manchen Jahren stiegen sie bis auf vier, fünfe. Nicht immer kam die Geistlichkeit zusammen, um sie zu votiren; in der Regel sendete der König nur ein mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehenes Schreiben an jeden bischöflichen Sitz, in welchem er die Summe namhaft machte, mit der die Krone unterstützt zu werden in dem Bedürfniß sei. Das Capitel schlug diese Summe auf alle Pfründen um; sie ward sofort bezahlt und eingesendet. Der König sagte, er wisse recht wohl, daß er kein Recht habe, die Geistlichkeit zu besteuern, aber nirgends sei verboten, sie um freiwillige Beisteuern zu ersuchen; er, der alle Pfründen verschenke, könne wohl auch etwas von den Beschenkten annehmen. Der Papst schwieg dazu, die Nunzien regten sich nicht dagegen.

Unter Franz I. wurde in der Magistratur der Parlamente der Verkauf der Stellen gebräuchlich. Man begann damit, die Resignationen älterer Mitglieder zu Gunsten auch minder würdiger Nachfolger anzunehmen, wenn eine Geldzahlung damit verbunden war; später schritt man dazu, neue Stellen zu creiren, um sie verkaufen zu können. Es ist sehr

auffallend, daß Duprat, indem er alle Gründe aufzählt, die dagegen sprechen, dennoch zugleich die Instruction einsendet, um die Sache ins Werk zu setzen; denn das Bedürfniß des Schatzes schien es nothwendig zu machen; die Gefahren des Krieges rechtfertigten alles. Wie die gerichtlichen, so verkaufte man die administrativen Aemter. Unzählig, sagt Marino Cavalli, sind die Beamten, die ihre Stellen durch Kauf erlangen; Einnehmer und Schatzmeister, Räthe und Präsidenten, königliche Advokaten in jeder kleinen Ortschaft; es sind ihrer so viele, daß die Hälfte davon zureichen würde, aber alle Tage werden sie vermehrt. Er berechnet den Ertrag des Aemterverkaufs auf 400,000 Franken des Jahres. Aber alle diese außerordentlichen Bezüge genügten dem Bedürfniß nicht; die Taille, welche das Volk zahlen mußte, stieg auf das Vierfache, Fünffache.

Die Könige von Frankreich galten für die unumschränktesten Fürsten der Welt; das Volk leistete, was sie verlangten. Kaiser Maximilian, in seiner naiven Weise, hat einmal gesagt, er der Kaiser sei ein König der Könige, denn Niemand halte sich für verpflichtet, ihm zu gehorchen, der König von Spanien ein König der Menschen, denn man mache ihm Einwendungen, leiste ihm aber Gehorsam, der König von Frankreich sei wie ein König über die Thiere, denn Niemand wage ihm den Gehorsam zu verweigern. Der Venetianische Gesandte erwähnte im Gespräche einst diesen Ausspruch des Kaisers; Franz I. lachte laut, als er ihn vernahm, denn wenn man die Verhandlungen der Reichstage, an denen der Kaiser nur als Vorsitzender erschien, die immer von Widerspruch der Parteien bewegten Berathungen der Cortes von Aragon und Castilien mit dem Zustand von Frankreich verglich, wo die

Stände nur in außerordentlichen Fällen zusammenberufen wurden, und der Wille des Königs alles entschied, so hatte dieß Wort etwas Treffendes, und Franz I. behagte sich in dem Gefühle und der Anerkennung des Vorzuges seiner Macht.

Hätte er aber gemeint, daß er thun könne, was ihm persönlich beliebe, so wäre er doch im Irrthum und der alten Zeiten nicht eingedenk gewesen.

Bei der Geschichte des alten Königthums, wie es einst in romanischen und germanischen Nationen bestand, ist überhaupt eine der vornehmsten Fragen, wie sich die dem Fürsten persönlich zukommende Autorität zu der ihm aus den Umständen und Dingen erwachsenden, der freiwillige Gehorsam zu dem erzwungenen verhält. Das Geheimniß der Macht beruht darauf, daß beide in einander fallen. In dem Fürsten aus altem Stamme, dessen Leben mit dem Schicksale der Nation verwebt ist, erkennt diese die Sicherheit dessen was überhaupt geworden ist, die Gewähr ihrer Zukunft, und vertraut sich seiner Führung an. Ohne diese natürliche Autorität würde nichts fortgehen, aber die Person des Fürsten muß zugleich dem hohen Beruf entsprechen, den sie trägt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einige Züge der Persönlichkeit, welcher die Geschichte von Frankreich damals anvertraut waren.

Wenn man Franz I. sah, so nahm man vor allem einen lebenskräftigen, schönen Mann in ihm wahr. Er war eine alles andere in Schatten stellende Erscheinung, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem, braunem Hauptthaar, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber alles athmete Mannheit und Lebensluft, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm.

Noch hatten die Könige keine feste Residenz; aber indem sie das Reich fortwährend durchzogen, waren sie von einem zahlreichen und glänzenden Hofe umgeben; die Edelleute, die in dem König ihr besonderes Oberhaupt sahen, hielten für ihre Pflicht, wie für ihr Vorrecht, demselben so oft und so lange es ihre Umstände erlaubten zu folgen. Aber auch die andern Stände und Beschäftigungen schlossen sich an. Man zählte in der Regel 6000, in Friedenszeiten, wo alles dahin strömte, 12,000, je zuweilen bis zu 18,000 Pferden.[1] Aller Augen waren auf den König gerichtet, von dessen guter Meinung und Gunst sich ein Jeder, auch in seinen Privatangelegenheiten, abhängig fühlte, besonders, da er so viele Gnaden persönlich zu vertheilen hatte.

Der Hof war eine Vereinigung von Allem was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd und immer derselbe.

Franz I. hielt darüber, daß es an Damen nicht fehlte, ohne welche der Hof ihm vorkomme, wie eine Wiese ohne Blumen. Das reizte ihn denn, auf sein äußeres Erscheinen noch besondere Sorgfalt zu wenden. In ihrer Mitte gefiel er sich in dem golddurchwirkten Wamms, durch dessen Oeffnungen das feinste Linnen hervorbauschte, dem Ueberwurf mit Stickereien und goldenen Trobdeln. Er wünschte persönlich Eindruck zu machen. Nicht alles mag wahr sein, was man von seiner Sinnlichkeit erzählt, wenigstens ist es nur auf unzuverlässige Art berichtet; aber wir wissen genug, um zu sagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenossen und Nachkommen ein schlechtes Beispiel gab.

[1] Die größere Zahl nehme ich aus der Vita von Benvenuto Cellini; die kleinere hat Marino Cavalli, Relatione di Francia 1546.

Er lebte und webte in den körperlichen Uebungen, welche der Begriff des erneuerten Ritterthums zur Pflicht machte. Man sah ihn des Waffenspiels in brennender Sonnenhitze pflegen; er suchte sich gern den stärksten Gegner aus, um sich mit ihm zu messen; an Einem Tag hat er sechzigmal seine Lanze gebrochen. Wie der schönste, so hatte er den Ehrgeiz, auch als der stärkste und gewandteste der Gesellschaft zu erscheinen. Einst in Amboise ließ er einen vierjährigen Eber aus dem Holze in den Schloßhof bringen, um seine Umgebung durch den Anblick der vergeblichen Wuth dieses Thieres zu ergötzen; aber der Eber fand durch eine schlecht verrammelte Thüre den Weg in das Schloß; alles floh auseinander; der König ging dem heranstürzenden Thiere entgegen und versetzte ihm geschickt und stark eine tiefe Wunde, an der es in wenigen Minuten im Schloßhof verblutete;[1] er hätte nicht gelitten, daß ein Anderer das gefährliche Abenteuer bestanden hätte. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd. Er ist dabei mehr als einmal in Lebensgefahr gerathen; ein Hirsch hat ihn mit seinem Geweihe einst aus dem Sattel gehoben; doch machte ihm das keinen Eindruck. Um Wind und Wetter bekümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen. Wie er älter und beleibter wurde, ritt er auf dem Maulthier zur Jagd. Ein venetianischer Gesandter[2] hatte ihn einmal gewarnt, als er bei nicht vollkommenem Wohlsein in strenger Kälte auf die Jagd gegangen war. „Meiner Treu", antwortete er, „das hat mich gesund gemacht."

[1] Aus den **Hardiesses des grands rois** von Nicole Sala mitgetheilt in der **Bibliothèque de l'école des chartes II, 280.**

[2] Matteo Dandolo, dessen Relation vom Jahr 1542, noch unbekannt, mir vorzüglich nützlich geworden ist.

Man weiß jedoch vorlängst, und Franz I. ist berühmt dafür, daß er auch noch andere Beschäftigungen kannte, daß er für das reinere Vergnügen, und die Thätigkeit des Geistes einen leicht erweckten Sinn besaß. Schon in früher Jugend zeigte er diese Richtung; eben in dem König stellte sich die mannichfaltige Rückwirkung der vorgeschrittenen italienischen Cultur auf den Genius der Franzosen am lebendigsten dar. Die Tendenz des Jahrhunderts, das Studium der classischen Literatur, die profane Gelehrsamkeit überhaupt zu erneuern, nahm er ganz in sich auf. Wie manche Professoren der Sprachen, oder des römischen Rechtes, wie manche Dichter und Alterthumskundige bezogen von ihm persönlich einen Gehalt und folgten seinem Hofe. Gelehrte italienische Ausgewanderte fanden hier eine Freistatt; der König ermunterte ihre Thätigkeit, er belohnte ihre Arbeiten. Nirgends, sagt der ebenfalls in der Literatur bewanderte Begleiter eines deutschen Fürsten, der mit dem König die Seine hinunter nach Rouen fuhr, kann man mehr lernen, als dort am Hofe von Frankreich; — selbst ein französischer Thucydides war zur Hand.[1] In König Franz lebte wenigstens eine Ahnung von der Unabhängigkeit, auf welche die eigentlich gelehrten Studien Anspruch haben; er wollte sie von den zur Bildung von Theologen und praktischen Juristen bestimmten Universitäten trennen; oder vielmehr diesen zur Seite ein rein wissenschaftliches Institut gründen, das zugleich Akademie und Lehranstalt sein sollte. Auch nur annähernd ausgeführt hat dieser Gedanke eine bedeutende Wirkung gehabt; unmittelbar war ein anderer vielleicht noch wirksamer. Franz I. hatte eine ganz unbegrenzte Wißbegier; so viel er auch wußte, denn er sprach über

[1] Hubert Thomas Leodius Vita Friderici II. Palatini, p. 202.

die meisten Dinge mit Einsicht und Geist, so wünschte er noch mehr zu lernen, und besonders die Classiker zu lesen; da er nicht eigentlich gelehrt war, beförderte er, zu seiner eigenen Genugthuung Uebersetzungen aus den alten Sprachen. Damit aber erwies er zugleich seiner Nation den größten Dienst. Denn bei weitem die Meisten waren in seinem Falle; sie folgten seinem Beispiel; mit Recht hat man den König gepriesen, daß er sein Volk, hauptsächlich hiedurch, aus der alten Unwissenheit gezogen habe. Der italienische Geist ward von den classischen Mustern zur Nachbildung ihrer Formen angeregt, der deutsche durch das Studium der Sprache auf die Urkunden des Glaubens, und ihre Aneignung im Geiste zurückgeführt; der französische setzte sich mit der Mannichfaltigkeit des Inhalts der alten Autoren, namentlich des geschichtlichen, in unmittelbare Beziehung. Auf die Form der französischen Literatur hatten die Alten damals keinen besonderen Einfluß: der Ton derselben ging vornehmlich von der Sinnesweise der Menschen aus, die sich an dem Hofe des Königs im Umgang mit derselben begegneten. Seine eigenen Briefe und Gedichte zeigen, daß er von der Befriedigung und Förderung des Geistes, welche die gute Gesellschaft hervorbringt, ein lebendiges Gefühl hatte; das Vergnügen, das sie gewährt, preist er einmal als das größte Glück auf Erden. Ein Denkmal dieser Gesellschaft ist noch übrig, und man sieht daraus, sowohl wovon man sprach, als wie man sich ausdrückte; es liegt in den Erzählungen der Königin von Navarra vor, die sich zuweilen zurückzog, aber meistens dem Hofe ihres Bruders folgte, und dann immer eine Rolle daselbst spielte. Ihre Erzählungen sind das älteste Werk französischer Prosa, das die Nation noch heute liest, in ihrer ersten Anlage, wie man weiß, nicht ganz original, aber in

ihrer Art und Weise durch und durch französisch, so gedacht, wie geschrieben.

Wie die Gelehrten, so und noch mehr förderte Franz I. die Künstler. Zuweilen mögen es Männer von allgemeiner Bildung gewesen sein, wie Leonardo da Vinci, von dem der König sagte, er habe nie einen Mann gesehen, der mehr verstehe und wisse; er nahm ihn mit sich aus Italien herüber, nicht allein seiner künstlerischen Verdienste, sondern auch dieser persönlichen Trefflichkeit wegen; Leonardo war eben der wahre Mann für seine universale Wißbegier; er wußte ihn vollkommen zu schätzen. Gar manche andere italienische Meister zog er an sich, eröffnete ihnen Werkstätten, besuchte sie darin, und zeigte ihnen persönliche Gunst. Dann und wann wurden ihm ihre Anmaßungen unerträglich; er wies sie mit guten Worten zurecht. Er führte ihnen zu Gemüth, daß er es doch sei, der ihnen Gelegenheit verschaffe, ihr Talent zu entwickeln, aber zugleich pries er sich glücklich, daß nicht allein das Alterthum große und schöne Werke hervorgebracht habe, sondern daß auch seinen Zeitgenossen unter seinem Schutz und Einfluß Gleiches gelinge. Ohne Zweifel schlug er ihre Arbeiten da zu hoch an; seine Zeiten und sein Hof boten die Elemente und Bedingungen nicht dar, aus dem das eigentlich Classische hervorgeht. Wie tragen die Geschichten Alexanders des Großen, die er in Fontainebleau darstellen ließ, so ganz einen modernen Charakter. Eins und das andere aber, namentlich in der Architektur, ist doch auch trefflich gelungen: man braucht sich nur des Louvre zu erinnern, der in der Großheit und Einfachheit seiner Formen Bewunderung erweckt. Und zuletzt liegt etwas von dem Gelingen noch Unabhängiges in dem Bestreben an sich. Wie in der Literatur so in der Kunst

beförderte Franz I. eine Bewegung des Geistes, welche weit über seine Zeit hinaus reicht.

Für den Uebergang des französischen Geschmackes von der Art und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist Niemand von so großem Einfluß gewesen, als dieser Fürst.

Die Epoche hat darin ihren Reiz, daß sich beide Elemente unmittelbar berühren. Ueberall weicht das Gewohnte, Mittelalterliche zurück; die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme der alten Königsburg vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz: eben so aber auch das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung, die einst über Alles erhaben war, vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt, der Begriff des allerchristlichsten Königthums vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zu dem selbst die Ungläubigen beitragen müssen; die strenge Zucht des altväterischen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofes, und ihrem ungebundenen Vergnügen.

Auf dieser Stelle ein recht bedeutender Ausdruck und Repräsentant dieser Epoche ist König Franz I. selbst.

Und ist es nicht schon ein Moment der Regierung, in seiner Zeit mit derselben zu gehen, die allgemeinen Bestrebungen, die den Menschen noch dunkel vorschweben, zum Bewußtsein zu bringen, in bestimmte Wege zu leiten? Die Geister zu führen, das heißt: wahrhaft König sein.

Kommen wir auf seine Regierungsgeschäfte zurück, so läßt sich von einem so geistvollen Mann, was er auch in einem vorübergehenden Ausbruch von Selbstgefühl andeuten mochte, nicht annehmen, daß er geglaubt habe, die Menschen

würden ihm blindlings gehorchen. Wir wissen vielmehr, daß er auch kleinere Mittel der Regierung nicht verschmähte. Wie seine Schwiegertochter, Catharina Medici, später erzählt hat, trug er Sorge, sich über die Männer zu unterrichten, die in den verschiedenen Provinzen ein besonderes Ansehen besaßen, sowohl im Adel und im Clerus, als in den Städten und unter dem Volke, er suchte sich unter ihnen Freunde zu machen, indem er ihnen Stellen in der Armee, bei den Gerichten, sowie den Finanzen gab, oder sie sonst begünstigte. Ihr Einfluß hielt dann jede widerwärtige Bewegung nieder.

Den größten Theil der Edelleute im Reich kannte er persönlich. Er selbst rechnete sich zu ihnen, wie er denn bei Edelmannswort zu betheuern pflegte, und ging mit ihnen, wie mit seinen Freunden um. Bei plötzlichen Todesfällen, besonders wenn etwa ein junger Mann in der Schlacht geblieben war, versäumte er nicht, den Vater zu besuchen, und ihm seine Theilnahme zu beweisen.

Als Rochelle, das sich gegen die Ausdehnung der Salzauflage empört hatte, wieder zur Unterwerfung gebracht war, sagte er den Bürgern, er würde allerdings in seinem Rechte sein, wenn er sie an Leib und Gut strafe, aber er begehre Nichts als die Herzen seiner Unterthanen: ihre Strafe sollte in der Erinnerung an ihre Uebelthat bestehen, die um so schwerer wiege, da er zur Zeit ihrer Empörung in Vertheidigung des Reiches begriffen gewesen sei; läutet mit allen Glocken, rief er aus, denn euch ist verziehen. Er gab ihnen die Schlüssel ihrer Thore, das Geschütz ihrer Mauern zurück. Bei einem Feste, das sie ihm veranstalteten, sah man ihn zum Erstaunen seiner Umgebung, denn noch war das nicht Sitte, Erfrischungen von ihnen annehmen. Kein Zweifel, daß er

auch hiebei den Gegner im Auge hatte, der so eben in Gent zu harten Executionen geschritten war; er dagegen suchte eine Ehre darin, daß unter ihm wegen bürgerlicher Unruhen kein Blut vergossen werde. Er liebte Gnaden zu erweisen, Jedermann mit zufriedenem Angesicht von sich gehen zu sehen.

In seinen ersten Jahren setzte sich lange Zeit hindurch das Verhältniß fort, in dem er aufgewachsen war: seine Mutter übte einen großen Einfluß auf seine Entschlüsse aus. Die Fremden sind erstaunt, welche Ehrfurcht er ihr bewies, wie er nie anders, als das Baret in der Hand, fast auf den Knien mit ihr sprach. Er besuchte sie alle Tage nach der Mittagstafel oder am Abend: man wußte, daß er ihr Alles mittheilte, was ihm die Gesandten auswärtiger Mächte vorgetragen hatten.

Später führte sich ein, daß alle wichtigen Geschäfte in dem Schlafzimmer des Königs, unmittelbar nachdem er aufgestanden war, in Berathung gezogen wurden, ehe irgend eine andere Beschäftigung des Tages sich seines Geistes bemächtigte. Es ist das Conseil des affaires, das sich in dieser Weise auch unter den Nachfolgern fortgesetzt hat. Nur die Vornehmsten, Vertrautesten konnten daran Antheil nehmen. Unter Franz I. gewann seine Schwester, die Königin von Navarra, einen überwiegenden Einfluß, wie ihn ruhige, die Uebersicht der Dinge festhaltende, natürlich scharfsichtige Frauen dann und wann in großen Staaten ausgeübt haben.[1] Doch könnte man nicht sagen, daß sich der König von einem fremden Willen habe leiten lassen. Wie die Gesandten in den ersten Zeiten

[1] Antonio Justiniano 1520. Honora molto la sua madre Serma Madama, la qual è sapientissima donna, et ogni giorno va il re da S. Excia osia poi pranso o poi cena e ragiona con lei di tutte le cose, li hanno exposto li oratori.

Zeiten bemerken, daß auch die unberathenen Antworten des jungen Königs zur Sache treffen, und seinen verständigen Sinn in den Geschäften rühmen; so versichern sie noch in den letzten, daß die großen, eigentlich wichtigen Entscheidungen doch immer von ihm selbst ausgehen.[1]

Was sie an ihm vermißten, war, wie sie sich ausdrücken, Arbeitsamkeit des Geistes. Er war zufrieden, anzuordnen und bekümmerte sich nicht genug um die Ausführung im Einzelnen.

Lange Zeit pflegten die Minister gleichsam freie Hand zu haben; die Kanzler Duprat und Poyet: der Admiral Chabot, der Connetable Montmorency, denn noch knüpfte sich die Verwaltung an die großen Würden und Reichsämter; sie schienen zuweilen allmächtig zu sein, als hätten sie Niemand über sich. Allein eben die Freiheit und Willkür, mit der sie sich bewegen durften, war ihnen gefährlich; bald wurde der eine, bald der andere gestürzt, ohne daß man immer im Stande wäre, die Motive genau anzugeben. Der Wechsel der höchsten Beamten, ihr Steigen, Fallen, Wiederemporkommen hat etwas von den plötzlichen Veränderungen orientalischer Höfe. Der Grund war, daß der König, nachdem er einem ungebührlichen Treiben lange zugesehen, sich mit einemmal dagegen erhob: — die Einflüsterungen Dritter, denen er lange Widerstand geleistet, fanden dann plötzlich bei ihm Gehör; — überdieß war er eifersüchtig, daß Jemand sich zu einer Gewalt erheben möchte, die ihm hätte unbequem werden können. An bestimmten Personen lag ihm so viel nicht; er schloß sich mit Leichtigkeit an: eben so geschwind aber vergaß er wieder.

[1] Cavalli, Sua Maestà siccome nelle altre cose si remette a loro, così in queste vuole che e loro e tutto il resto si rimettino a lei.

Hinter all dem tumultuarischen Treiben, der Unachtsamkeit und den Liebhabereien, denen er sich hingab, konnte man doch immer einen Geist wahrnehmen, der sich nicht vergaß.

Im Gespräch mit den Gesandten ließ er sich aus Natur und mit Absicht gehen; er wollte den Ruf seines Nebenbuhlers, der für versteckt galt, nicht auch auf sich kommen lassen; aber bei allen Ergüssen wußte er doch sein Geheimniß zu bewahren. Die Gesandten beklagen sich oft, daß sie entfernt gehalten werden und nichts wichtiges in Erfahrung bringen können.

Er war freigebig, und wollte es sein; Vielen kam er verschwenderisch vor; bei allem seinem Aufwand aber wußte er einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben zu retten, und hinterließ eine für unvorhergesehene Fälle bestimmte Summe in seinem Schatz.

Madame d'Estampes, seine Maitresse, schien alles über ihn zu vermögen; manche Erhebung und manchen Sturz schrieb man ihr, und wahrscheinlich mit gutem Grunde zu. Sie warf sich zur Vorfechterin der Rechte des jüngsten Prinzen auf, den der König am zärtlichsten liebte, und der ihm am meisten glich. Aber weder jene Rathschläge noch diese Vorliebe konnten den König bewegen, dem Prinzen eine Ausstattung zu gewähren, die dem Nachfolger und der Macht der Krone hätte nachtheilig werden können.

Die Ereignisse der Familie machten ihm, zusammentreffend mit den öffentlichen, oft trübe Tage. Welch ein Augenblick war es, als zur Zeit, wo Carl V. mit seiner Kriegsmacht in der Provence stand, der älteste Sohn des Königs, von dem sich das Beste hoffen ließ, durch einen plötzlichen Tod weggerafft wurde. „Mein Gott," rief der König aus, indem er ans Fenster trat und die Hände erhob, „schon hast du

mich geschlagen, indem du mir mein Ansehn schmälertest, jetzt nimmst du mir meinen Sohn; was bleibt übrig, als daß du mich ganz zu Grunde richtest."

Der zweite Sohn Franz I., Heinrich, nunmehr Dauphin, war mit Catharina Medici von Florenz vermählt; lange aber hatte sie keine Kinder und da sie auch nicht Allen als ebenbürtig erschien, so war die Rede davon, sie nach Florenz zurückzuschicken. Klug und entschlossen, wie sie war, kam sie selbst und bot dem König an sich zu entfernen; heiße Thränen erstickten ihre Stimme. „Mein Kind," antwortete Franz, „da Gott gewollt hat, daß du meine Schwiegertochter seiest, so sollst du es bleiben." — Man muß ihm das hoch anrechnen, da ihn die Furcht ängstigte, als werde keiner seiner Söhne Nachkommenschaft haben und sein Geschlecht in der zweiten Generation untergehen. Um so größer war die Freude, als Katharina nach einiger Zeit wirklich mit einem Sohne niederkam. „Es ist der erwünschteste Tag," ruft die Schwester Franz I. aus, „und der unentbehrlichste, den unsere Augen gesehen haben, es ist von Gott geschehen." Auch der König sah darin eine Befestigung seines Staates. Bald darauf hatte er das Glück, einen neuen, großen Einfall des Kaisers mißlingen zu machen und in dem Frieden von Crespy die Ansprüche des französischen Hauses auf einige italienische Landschaften wieder zur Anerkennung zu bringen.

Es ist unerwartet, daß Franz I. Alles der göttlichen Fügung und seinem Gebete zuschreibt.

„Ich dein Knecht," heißt es in einem seiner Gedichte, „habe dich angerufen; du hast mich gehört nach meiner Zuversicht und mich nicht vergessen. Du hast mir Eroberung gegeben, Kinder, Vertheidigung und Macht."

Franz I. liebte den Genuß. Glänzend in der ihm angebornen Würde, von dem Volk angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen, in einer ununterbrochenen, raschen, vollen Bewegung aller Lebenskräfte: aber zugleich hatte er eine große Sache durchzuführen und widmete sich ihr. Sein Leben war ein fortwährendes Gefecht, ein politischer und militärischer Wettkampf. Den höchsten Preis, der ihm in seiner Jugend vorschwebte, hat er nicht davon getragen, aber gegen den klugen, ruhigen und niemals rastenden, die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner hat er das unabhängige Ansehen, die Macht seiner Krone behauptet. Daß er dieß anstrebte und erreichte, darin lag das Geheimniß des Gehorsams, den er fand. Er lebte, dachte und fühlte, wie sein Volk; sein Glückswechsel, seine Gefahren und Verluste, so wie seine guten Erfolge, waren die der Nation.

Am 31. März 1547 starb Franz I.; Heinrich II. folgte ihm nach.

Heinrich II. und seine auswärtigen Verhältnisse.

Heinrich II. war ebenfalls von hoher Gestalt und wohlgebildet; er war eben so unermüdlich wie sein Vater in Jagd und Waffenspiel; alle Woche ein paarmal ritt er zum Waidwerk, zuweilen hat er den Hirsch sieben Stunden lang verfolgt; Pferde stürzten unter ihm. Es kam kein Turnier am Hofe zu Stande, daß er nicht auch seinen Helm aufsetzte und seine Lanze brach; wenn ein fremder Ritter von Ruf erschien, mußte er selbst sich mit ihm versuchen; an seiner Tapferkeit in der Schlacht ließ sich nicht zweifeln, man hatte

ihn an den gefährlichsten Stellen vor dem Feinde aushalten sehen.

Der Glanz, den die Persönlichkeit seines Vaters umgab, ging allereings nicht auf ihn über; man wußte keine Waffenthaten von ihm zu erzählen wie die von Marignano; von Wissenschaften und Künsten verstand er nichts, und es war ihm genug, wenn er sich ohne Anstoß ausdrückte. Aber er war zuverlässiger in seiner Freundschaft, unerschütterlich in den einmal ergriffenen Ansichten. An Arbeitsamkeit ließ er es nicht fehlen, ein paar Stunden alle Tage widmete er den regelmäßigen Sitzungen des Rathes; bei Tisch war er für Privatangelegenheiten zu sprechen; nach Tisch gab er den Gesandten Audienz. Von Natur war ihm ein ernstes Wesen eigen: selten sah man ihn den Mund zum Lächeln verziehen. Vor allen andern Dingen war er Soldat; er wußte hauptsächlich nur Soldaten zu schätzen. [1]

Ein höchst außerordentliches Verhältniß beherrscht sein Leben, in früher Jugend angeknüpft, bis zum Tode festgehalten, anfangs Leidenschaft, später Freundschaft zu einer um vieles ältern Frau, Diana von Poitiers. Am Hofe hörte man die Behauptung, daß sie es hauptsächlich sei, die den Begriff der Ehre und männlicher Tugend in dem jungen Fürsten erhalten, seine ursprünglich trägen Lebensgeister angeregt habe. Noch unerwarteter ist ein anderes Verdienst, das ihr zugeschrieben wurde: sie erhalte, sagte man, ein gutes

[1] Dandolo 1547. A Landresy (an das laudarsi des florentinischen Abdrucks darf man sich nicht stoßen; es ist ein Schreibfehler) non si portò meno da buon soldato che da buon capitano et m'a detto persona degna di fede che si truovo seco in qualche luogo pericoloso.

Vernehmen zwischen Heinrich und seiner Gemahlin.[1] Da die Fortpflanzung des königlichen Geschlechts davon abhing, so mag es dahin zu deuten sein, wenn Margarethe von Navarra in einem ihrer Briefe an Diana sagt, die Krone von Frankreich verdanke ihr mehr, als irgend einer Frau der Welt. Sie war dann wie eine ältere Freundin, pflegte die Königin in ihrem Kindbette, ihren Krankheiten; ich finde den Ausdruck, sie habe ihr gedient wie eine Magd.[2] Der König machte ihr alle Tage, ohne je zu fehlen, seinen Besuch, und sprach mit ihr von den Geschäften.

Auch einen Freund hatte Heinrich II., der sich ihm in seinen frühen Jahren angeschlossen, den Connetable Montmorency. Eine dem Prinzen aufgetragene Unternehmung gegen Piemont war nur dadurch gelungen, daß der Connetable ihm die besten Streitkräfte zur Verfügung stellte; die Reputation, die daher entsprang, auch eine seinem Range angemessene Stellung, glaubte er der Freundschaft desselben zu verdanken. Montmorency behauptete sich nicht bei Franz I., der ihm Schuld gab, er begnüge sich nicht mit der ihm übertragenen Gewalt, er selber wolle König sein: es hat allen

[1] Marino Cavalli: Alcuni credono che questo amore, che è grandissimo, non sia lascivo, ma come materno filiale, avendo la detta dama pigliato carico d'instituire, correggere, ed avvertire, ed eccitare esso monsignor delfino a pensieri e operazioni degne di tal principe.

[2] Contarini 1552. La regina cosi pregata dal re se lo tolera patientemente e pratica continuamente con lei (la duchessa) et all' incontro la duchessa fa boni officii col re per la regina. Soranzo 1557 (La duchessa dimostra) di amare et di portare grandissimo rispetto alla regina et in tutte le sue malattie ed altri bisogni serve lei e li figliuoli come fosse propria sua serva.

Anschein, daß Madame d'Estampes, eine Gegnerin Dianens, Heinrichs, und deßhalb des Connetable selbst, zu seinem Sturze beitrug.[1] Aber daher folgte dann, daß nach dem Tode Franz I. Montmorency wie der geborne Rathgeber des neuen Königs auftrat. Er erschien sogleich und nahm die Geschäfte, als wenn es sich von selbst verstehe, in die Hand: mit der unverwüstlichen Jugendkraft, die ihm auch in höheren Jahren eigen war, und mit unbedingter Autorität. Er hielt sich für berechtigt, von den in vollem Rath in Gegenwart des Königs gefaßten Beschlüssen abzuweichen, so bald es ihm nach der Hand besser scheine. Einst machte ihm Pietro Strozzi über einen Fall dieser Art Vorwürfe, der Connetable erwiederte einfach, die Umstände seien verändert, und schon dieß war für den König genug; er verlor kein Wort darüber. Denn er lebte der Ueberzeugung, daß der Connetable die Sachen am besten verstehe.

Wir werden dieser Persönlichkeiten und einiger anderer, die sie umgaben, wie der beiden Guisen, noch einmal gedenken, wenn wir von den religiösen Angelegenheiten reden; hier fassen wir ins Auge, wie der neue König und sein Hof in die auswärtigen Verhältnisse, die Franz I. unentschieden zurückgelassen hatte, eingriffen.

Heinrich II. war in Krieg und Politik lange Zeit hindurch bei weitem glücklicher als sein Vater.

Franz I. hatte Boulogne noch auf eine Reihe von Jahren in den Händen der Engländer lassen müssen, was dem Land um so beschwerlicher fiel, da sie Calais noch immer besaßen.

[1] Dandolo, der dieß in seiner ersten Relation zu sagen Bedenken trug, weil seine Zuhörer nicht sehr verschwiegen waren, erzählt es in der zweiten.

Zuerst gegen diese richteten die Franzosen unter Heinrich II. ihre Macht.

Sie begannen damit, dem vordringenden Uebergewicht der Engländer in Schottland entgegenzutreten und sich selbst ein festes Verhältniß zu diesem Lande zu bilden. Die Mannschaften, welche Pietro Strozzi mit einer neugeschaffenen Marine hinüberführte, wurden von den schottischen Lords aus Antipathie gegen England freudig begrüßt: diese brachten selbst die künftige Vermählung ihrer jungen Königin mit dem Dauphin — noch waren sie beide in zartem Alter — in Vorschlag und ließen geschehen, daß sie nach Frankreich geführt wurde. Ihre Mutter, eine geborne Guise, gelangte nach einiger Zeit zur Regierung und leitete sie, trotz mancherlei Schwankungen, im französischen Sinne. Man erwartete mit Bestimmtheit, wenn nicht den nächsten, doch den alsdann folgenden König von Frankreich, der aus schottischem Blut geboren sein werde, auch in Schottland herrschen zu sehen.

Wenn es den Franzosen mit diesem Unternehmen so glücklich gelang, so rührte das besonders daher, daß in England eine Minderjährigkeit und zwar eine wegen des religiösen Zwiespaltes doppelt unruhige eingetreten war. Den Franzosen entging nicht, wie vortheilhaft ihnen dieß auch in ihren eigenen Streitigkeiten mit dieser Macht werden könne; besonders erkannte es Montmorency; gegen den Rath der meisten andern drang er auf eine Erneuerung des Krieges mit England. Die Engländer hatten eben ihre Garnisonen in den überseeischen Besitzungen vermindert; dagegen schloß sich der aus denselben vertriebene oder gewichene französische Adel, — denn noch stritt nicht Staat gegen Staat, sondern Nation gegen Nation, — vor Begierde brennend in sein Eigenthum

zurückzukehren, der Unternehmung des Connetable an. Ohne viele Mühe wurde das Landgebiet in Besitz genommen, Boulogne selbst gerieth in so große Bedrängniß, daß es die englische Regierung für nothwendig hielt, den Platz aufzugeben gegen den fünften Theil der Summe, der in dem letzten Vertrag hiefür bestimmt war; auch auf die Zahlungen, welche Heinrich VIII. gleichsam als Anerkennung seines Anspruches an die französische Krone gezogen hatte, leistete sie Verzicht.

Bei der Ausführung des Vertrages, namentlich der Festsetzung der Grenze, fehlte es nicht an Hader und Zwistigkeiten. Wir sind unterrichtet, daß sich darüber in den Franzosen der Gedanke regte, den Krieg zu erneuern und nach so vielen Invasionen, die sie erfahren, nun auch ihrerseits einen Angriff auf die Insel zu versuchen. Sie hatten Verständnisse in Irland, und sie durften nur befehlen, so kamen die Schotten über die Gränze;[1] die Plane der in England von dem letzten König aufgerichteten Befestigungen waren in ihren Händen; schon haben sie das Fahrwasser der Themse untersuchen lassen. Besonders die Nachrichten, die ihnen ein Florentiner gab, der lange im Dienste Heinrichs VIII. gestanden hatte und von der damaligen Regierung entlassen worden war, bestärkten sie in diesem Vorhaben.[2]

Indem aber zeigte sich ihnen eine Aussicht zum Sieg über den Feind, der noch immer als der vornehmste und gefährlichste angesehen werden mußte.

[1] Contarini: di Scotia ha piu volte mandato persone in Hibernia e fra li altri vi andò due anni sono M. di Montluc.

[2] Ausführlich ist hierüber der Venetianer Justinian, er nennt den Florentiner il portinaro. In den englischen Depeschen erscheint dieses Wort als Eigenname: Portinary; auch da ist davon die Rede, daß er in Heinrichs VIII. Diensten gestanden habe.

Die Gewalt, welche Carl V. damals in Deutschland und Italien ausübte, in Italien politisch gewaltsam, in Deutschland antinational und mit religiösem Druck verbunden, erregte in diesen weiten Gebieten eine allgemeine Gährung gegen ihn. An dem französischen Hofe sah man neben einer Anzahl flüchtiger deutscher Heerführer viele italienische Ausgewanderte. Es waren Neapolitaner von der angiovinischen Faction, denen der König für ihre entrissenen Güter Pensionen zahlte; Mailänder, zuweilen vortreffliche Soldaten, zuweilen große Gelehrte; Florentiner von der Partei der älteren Medici, welche noch darauf rechneten, die Herrschaft des Duca Cosimo umzustürzen. Einst bei seiner Vermählung mit Catharina Medici war Heinrich bestimmt worden, ein großes Fürstenthum zu gründen; als ihn jetzt die Farnesen zu Hülfe riefen, schien die Zeit gekommen zu sein, wo der König ausführen könne, was dem Prinzen versagt geblieben war. Und die größte Aussicht gewährte es, daß von den deutschen Fürsten, die dem Kaiser in seinem Kriege gegen die Vorfechter des Protestantismus beigestanden hatten, die Kraftvollsten und Mächtigsten aus religiösen und politischen Gründen sich von ihm abwandten; diese trugen kein Bedenken, mit der Krone Frankreich in Verbindung zu treten.

Mit mächtigern Bundesgenossen, als seinem Vater jemals zur Seite gestanden, erhob sich Heinrich II. wider den alten Gegner, der nichts von ihm besorgte, und in diesem Augenblicke ganz ungerüstet war. Sein Unternehmen gelang vollkommen. Die Gewalt, die eben in ihrer Befestigung auf immer begriffen zu sein schien, ward mit Einem Schlage auseinandergeworfen, dem deutschen Protestantismus auf der einen Seite seine Unabhängigkeit, den italienischen Staaten auf der

andern die Möglichkeit eines politischen Lebens zurückgegeben. In ihrer Mitte erhob sich abermals Frankreich zu einer gewaltigen Macht.

Trotz seiner Erklärung, die deutsche Freiheit beschützen zu wollen, hatte sich der König bei seinem ersten Anlauf der drei vorliegenden deutschen Städte, Metz, Toul und Verdun bemächtigt. Er nahm zum Vorwand, daß sich der Kaiser derselben zu seines Hauses besonderem Vortheil bedienen wolle, und nöthigte ihnen ein Schutzverhältniß auf, welches nicht viel weniger als Unterthänigkeit war. In innern Hader verloren hatte das deutsche Reich diese Plätze dem gefährlichen Nachbar gegenüber ohne alle Fürsorge gelassen; durch keine Anstrengung vermochte es dieselben wiederzuerobern.

Als Siena in der allgemeinen Bewegung den günstig scheinenden Augenblick ergriff, vom Kaiser abzufallen, waren die den Farnesen zu Hülfe geschickten französischen Truppen sofort zur Stelle, um es zu schützen. Den Waffen und der List des Duca Cosimo von Florenz und den Spaniern gegenüber vermochten sie nicht, es zu vertheidigen: aber sie hielten in Montalcino den Namen der sienesischen Republik aufrecht; neben so vielen andern Positionen in Italien behaupteten sie die Maremmen.

Daß sich Genua nicht auch von dem Kaiser losriß, wurde den Franzosen zum Anlaß, Corsica, das damals genuesisch war, anzugreifen; sie nahmen es bis auf wenige Plätze ein: Ajaccio war in ihren Händen.

Noch beherrschten sie Piemont; mit Hülfe der Osmanen, namentlich auch des Dey von Algier, waren sie den Spaniern auf dem Mittelmeer überlegen; ebenso den Engländern im Canal; sie warfen eine Colonie nach Brasilien.

Da schien das Uebergewicht, das die französische Krone in ihren blühendsten Zeiten besessen hatte, ihr zurückzukehren, der stolze Wuchs der burgundisch-spanischen Macht sich vor ihr zu beugen. Ein gegen das Haus Oesterreich mit dem heftigsten Widerwillen erfüllter Prälat bestieg den päpstlichen Stuhl, und faßte den Plan, sie mit französischer Hülfe aus Italien zu vertreiben, den Franzosen auch Neapel zurückzugeben.[1]

Bald aber zeigte sich doch, daß es auch auf der entgegengesetzten Seite gewaltige Streitkräfte gab, die jetzt ein junger Fürst mit aller Anstrengung zusammennahm; das Glück, das dem alternden Kaiser untreu geworden, neigte sich seinem Sohne Philipp II. wieder zu; er rettete Neapel und seine Macht in Oberitalien; in den Niederlanden erfocht er wiederholte Siege; der Führer des Kriegs und erste Minister, der Connetable Montmorency, fiel selbst in seine Gefangenschaft.

Im Jahre 1558 hatte sich die Lage so ganz verändert, daß man sich in Frankreich fragen mußte, ob man fähig sein werde, den Krieg noch ferner auszuhalten.

Denn wie wir sahen, war schon die kriegerische Haltung Franz I. nur durch Auflagen möglich geworden, welche die innern Ordnungen, auf denen die Nation beruhte, erschütterten. Aber noch viel größeren Aufwand hatten die Feldzüge Heinrichs II. erfordert, zumal da dieser den Sinn seines Vaters für einen geregelten Geldhaushalt nicht besaß. Man berechnete, daß jedes Kriegsjahr unter Heinrich II. so viel gekostet habe, wie vier Jahre unter Franz I. Im Jahre 1558

[1] Daß dabei die Parteibestrebungen wenigstens nicht den vornehmsten Gesichtspunkt ausmachten, wie Thuanus und seine Nachfolger annehmen, hat schon Walkenaer bemerkt zu **Hénault Abrégé chronologique de l'Histoire de France II, p. 565.**

war die Schuld bereits auf 36 Millionen, das Deficit in der Jahresrechnung auf drittehalb Millionen gestiegen. Der König berief eine Notabelnversammlung, die als eine ständische bezeichnet wird, die sich wohl entschloß, das Bedürfniß zu decken: — von den drei Millionen, welche Heinrich forderte, übernahm die Geistlichkeit eine, der dritte Stand die beiden andern — aber schon konnten die gewohnten Auflagen nicht ohne harten Druck und gewaltsame Mittel eingebracht werden, wie viel schwerer diese außerordentlichen. Der Adel war durch die Kriegsdienste und die Lösegelder, die von den Einzelnen gefordert wurden, von den geringeren Edelleuten 10,000, von den großen Herren 100,000 bis 200,000 Goldthaler, erschöpft. Alle Lasten fielen auf das Landvolk, von dem man sagt, es habe die Dörfer verlassen, um dem unerträglichen Drucke zu entgehen.

Nicht viel weniger aber waren die spanischen und niederländischen Gebiete in Bedrängniß. Die Spanier hatten sich im Jahre 1558 aufs äußerste angestrengt, und größere Heeresmassen ins Feld gebracht als jemals früher, ohne den Franzosen einen besondern Nachtheil zuzufügen. Auf beiden Seiten mußte man inne werden, daß man einander unter diesen Umständen nichts mehr anhaben werde. Frankreich hatte sich nicht herunterdrücken, aber auch Spanien-Burgund sich nicht auflösen lassen. Die beiden Mächte mußten neben einander bestehen und Friede schließen.

Gerade das Gleichgewicht der Kräfte und des Glückes machte es schwer eine Abkunft zu treffen.

Die Spanier forderten die Herausgabe der sämmtlichen, von den Franzosen eingenommenen Landschaften und Plätze, vor allem des savoyisch-piemontesischen Gebietes. Die Franzosen,

bereits an den Besitz desselben gewöhnt, wollten nur von einer Entschädigung des Herzogs im Innern von Frankreich hören. Allein wie hätten die Spanier die Abfindung eines Fürsten, der sein Glück mit dem ihren vereinigt hatte, durch einen Landbesitz, der ihm keine Unabhängigkeit gewährte, zugeben, wie hätten sie die Franzosen in Italien dulden sollen? Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß man Friede auf immer machen müsse; würden die Franzosen Piemont behalten, so sei das ein Beweis, daß sie gesonnen seien den Krieg in Italien zu erneuern. Die wahren Gränzen zwischen den großen Ländern seien die Gebirge, die man zwar vorübergehend überschreiten, aber jenseit deren man sich nicht behaupten könne. Sie wollten die Alpen wie die Pyrenäen als die Gränzmarken der Nationen auch in Verträgen anerkannt sehen.

Die Franzosen zögerten, ein so großes Zugeständniß zu machen, und noch im März 1559 fürchtete man ein Scheitern der gesammten Unterhandlung. Sie würden sich schwerlich dazu verstanden haben, hätte sich ihnen nicht auf anderer Seite eine entsprechende Vergütung dargeboten.[1]

In dem Kriege hatte England mit Spanien aufs neue gemeinschaftliche Sache gemacht; die Geschicke beider Länder schienen auf das engste vereinigt, da der König von Spanien zugleich der Gemahl der Königin von England war. Das hatte aber den Franzosen Gelegenheit gegeben, sich durch einen

[1] Granvella erwähnt in einer Schrift an den Grafen Feria, Quesnoy 3. April 1559 (V. 585): el desconcierto que hubo el juéves santo en la negociation de la paz y como los Franceses fingiéron de quererse partir y lo que succediò el biernes que viéndo nos firmes los dichos Franceses volviéron al negotio.

plötzlichen Anfall in Besitz von Calais und Guines zu setzen, den letzten Resten der alten englischen Eroberungen. Die Engländer mußten sämmtlich diese Plätze und ihr Gebiet verlassen; die Franzosen bevölkerten dieselben aufs Neue. Sie wurden nun erst wieder Herren und Meister ihres ganzen Grund und Bodens; und waren entschlossen, niemals wieder einen Fußbreit davon herauszugeben; alle Stände des Landes wären in dieser Ansicht mit dem König einverstanden.

Philipp II. hätte es nicht auf sich kommen lassen, den Franzosen einen alten Besitz seiner Verbündeten zu überlassen: zu den Plätzen, deren Herausgabe er forderte, gehörte auch Calais. Doch hatte sich die Lage der Dinge verändert; die Gemahlin Philipps II., Maria, war gestorben, und ihre Nachfolgerin, Elisabeth, durfte sich nicht schmeicheln, daß dieser König ihre Sache so vollkommen als die seine betrachten würde. Der Herzog von Alba stimmte allem bei, was die Engländer über den Vortheil sagten, der den Niederlanden aus ihrem Besitz von Calais entspringe, aber er bemerkte doch, um es den Franzosen wieder zu entreißen, dazu werde ein Krieg von sechs bis sieben Feldzügen gehören, zu dem man schwerlich die Mittel besitze. Elisabeth mußte fürchten, daß Spanien seinen Frieden ohne sie schließen werde; um nicht allein die Gefahr des Krieges tragen zu müssen, gewann sie es über sich, Calais den Franzosen zu überlassen.[1] Sie

[1] Instruction Elisabeths: 19. Febr. 1559. Die Erklärungen der Spanier geben ihr Ursache, to take it for a lykelyhod of a great disposition in them to peace — die Gesandten sollen abschließen, wenn sie bemerken, daß die Spanier might be tempted to conclude their peace without our satisfaction. (Forbes Public. Transactions; 59.)

bewilligte es nur auf eine unbestimmte Zeit, aber die Natur der Dinge war stärker: Calais ist niemals wieder zurückgegeben worden.

Wie dort das Gebirge, so, und noch viel mehr, sollten hier die Fluthen des Meeres die Nationen scheiden.

Leichter kam der König von Spanien über die Schwierigkeit hinweg, welche in der Eroberung der drei Bisthümer lag. Nachdem er sich so viel vergebliche Mühe gegeben, das Kaiserthum an sich zu bringen, wollte er sich nicht zum Vorfechter des Reiches und seiner auch noch so gerechtfertigten Ansprüche machen. Er sagte einfach, die Sache gehe ihn nichts an.

Und nun konnte Niemand läugnen, daß es für die Franzosen wichtiger war, die drei Bisthümer und Calais zu behaupten, als Piemont. Wie Calais zur See gegen England, so war ihnen Metz zu Land gegen Deutschland ein unschätzbares Bollwerk.

Wenn der Friede, der zu Cateau Cambresis am 2. April 1559 zu Stande kam, trotz der wesentlichen Vortheile, die er darbot, in Frankreich doch auch Mißvergnügen und lebhaften Tadel erweckte, so rührte das daher, weil die rivalisirende Macht, welche man einmal auflösen zu können gemeint hatte, nun doch in ihrer vollen Stärke bestehen blieb.

Die nachtheiligen Bestimmungen, die sich Spanien gefallen ließ, betrafen nur seine ehemaligen Verbündeten. Die spanische Monarchie selbst gelangte durch die Abkunft sogar zu einer festeren, minder gefährdeten geographischen Stellung, da die Franzosen in Italien nichts weiter als Saluzzo und einige piemontesische Festungen, auch diese aber nur auf nähere Auseinandersetzung mit Savoyen, behielten. Der

vornehmste Kampfpreis, das Uebergewicht in Italien, blieb in den Händen des Hauses Burgund.

Daß damit der große Streit nicht auf immer ausgefochten war, daß er die Welt noch einmal in Bewegung setzen würde, lag am Tage. Zunächst aber sollten andere Interessen des innern Staatslebens und der Religion die Geister vorzugsweise beschäftigen.

Drittes Buch.

Emporkommen kirchlicher Reformbestrebungen in Frankreich.

Unter Menschen, die der Vergangenheit kundig sind, müßte davon gar nicht mehr geredet werden, ob der Protestantismus in der Welt sein soll oder nicht. Der moderne Katholicismus selbst verdankt ihm seine Ausbildung, und ließe sich ohne diesen Gegensatz nicht mehr denken. Wie in den Conflicten der germanischen und romanischen Welt das Königthum der neuen Jahrhunderte, in dem Sturme der Völkerzüge und Völkerbildungen die Hierarchie, in den Gefahren allgemeiner Eigenmacht und Gewaltsamkeit das System ständischer und städtischer Genossenschaften gegründet worden ist, so erschien, als die Zeit gekommen war, denn alles auf Erden hat durch ein göttliches Geschick seine Zeit und Stunde, aus den innern Trieben des europäischen Lebens erwachsend, der Protestantismus. Fern davon einen Widerspruch gegen die Religion zu enthalten, suchte er dieselbe, einer verweltlichten Priesterschaft gegenüber, geistiger, uneigennütziger zu ergreifen; die Lehre aus den zufälligen Formationen der hierarchischen Epoche auf ihren wesentlichen Inhalt und das Allgemeingültige zurückzuführen.

Aber allerdings lag es in seinem Wesen, die gefährlichsten bittersten Kämpfe zu erwecken.

Denn nicht allein kirchlich war die Frage, sondern bei der engen Verbindung zwischen Kirche und Staat, die allenthalben obwaltete, in hohem Grade politischer Natur.

Wenn sich in Deutschland unter der Führung tiefsinniger und erleuchteter Geister, und dem fast allgemeinen Zusammenstimmen der Nation das Unternehmen doch nur theilweise durchsetzte, und zwar nicht ohne blutige Kämpfe, wie viel weniger konnten diese in Frankreich vermieden werden, wo seit Jahrhunderten die Verbindung zwischen Königthum und Kirche unendlich eng war.

Der Unterschied läßt sich schon daran ermessen, daß die Kirche bei den romanischen Völkern zwar nicht älter ist, als der Staat überhaupt, aber doch älter als die bestehenden Staaten und als das Königthum, während sie in der germanischen ihre Begründung der Theilnahme des Fürstenthums hauptsächlich verdankt.

Aber unvermeidlich waren diese Regungen auch dort: sie entsprangen auf dem allgemeinen Gebiete des Lebens und Denkens, welches in ganz Europa dasselbe war, und trafen eine lebendige Ader auch in dem romanischen, besonders in dem französischen Geiste.

Erste Regungen einer kirchlichen Neuerung.

Als den Patriarchen der Reformirten in Frankreich mag man Meister Jacob Fabry, von Etaples, betrachten, der, während König und Ritterschaft in Italien Krieg führten, auf mancherlei Wanderungen nach diesem Land sich die Grundlagen der neuerwachenden Gelehrsamkeit anzueignen suchte. Auch ihn führte das Studium der Classiker, wie so manchen

Deutschen, zum Abfall von der Lehrweise der Mönche und der scholastischen Methode; zahlreiche strebende Schüler sammelten sich um ihn. Fabry war ein Mann von unscheinbarer, fast verächtlicher Gestalt, dem aber Umfang und Gediegenheit des Wissens, eine sittliche Haltung, und die Milde und Sanftmuth, die sein ganzes Wesen athmete, eine höhere Würde verlieh. Wenn er um sich her sah, schien ihm die Welt in der Nähe und Ferne von einer tiefen Nacht des Aberglaubens bedeckt zu sein, an das unmittelbare Studium der Urkunden des Glaubens aber eine Hoffnung der Erneuerung sich zu knüpfen: er sagte seinen vertrautesten Schülern, sie würden eine solche erleben. Er selbst ging mit einer fast zaghaften Umsicht zu Werke: er konnte sich nicht entwöhnen vor den Heiligenbildern zu knieen und suchte nach Gründen, um die Lehre vom Fegfeuer aufrecht zu erhalten: er hatte nur Muth in dem Gebiete der Gelehrsamkeit. Da wagte er es, zuerst in einer kritischen Streitfrage, von der Ueberlieferung der lateinischen zu der Meinung der griechischen Kirche überzugehen; dann entnahm er aus den paulinischen Schriften Grundsätze über Rechtfertigung und Glauben, die mit den herrschenden Vorstellungen vom objectiven Werthe der guten Werke in unläugbarem Widerspruch standen [1], und durch die Erhebung und das Auftreten Luthers, der von demselben Moment ausging, plötzlich eine universale Bedeutung bekamen. Fabry verband

[1] Vgl. Graf: Jacobus Faber Stapulensis: in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie II, 1, S. 41. Die von Merle d'Aubigné (Histoire de la reformation T. III. 492) wieder angeregte Frage über die Priorität der reformatorischen Meinungen Lefebre's könnte nur dann beantwortet werden, wenn man die frühern Schriften und namentlich seinen Commentar über die paulinischen Briefe abgesondert von den spätern betrachtete. An der Originalität derselben ist nicht zu zweifeln.

mit der täglichen Arbeit der Studien eine unverwüstliche Geisteslebendigkeit. Im höchsten Alter, das den Menschen gewährt ist, legte er Hand an eine Uebersetzung der Bibel, welche die Grundlage der französischen Bibelübersetzungen bildet;[1] er hatte als er sie abfaßte, bereits das achtzigste Jahr überschritten.

Der literarischen Abweichung gesellte sich auch in Frankreich gar bald die auf die Anwendung der erkannten Religion im Leben dringende, mystisch-praktische Richtung hinzu. Die bischöfliche Gewalt selbst schien sich der Verbesserung annehmen zu wollen. Der Bischof einer großen Diöcese, Wilhelm Briçonnet von Meaux, ein alter Freund Fabry's, in der Lehre von der Rechtfertigung und dem daher entspringenden Gegensatz gegen die äußere Werkheiligkeit gesinnt wie dieser, unternahm, so sehr sich seine Natur übrigens zu ruhiger Beschaulichkeit neigte, seinen Sprengel in diesem Sinne zu reformiren. Es kam ihm unerträglich vor, daß seine Pfarrer immer nur von ihren Rechten redeten und sich um ihre Pflichten nicht bekümmerten; daß die geschwätzigen Mönche, die deren Stelle vertraten, nur eben solche Meinungen verkündigten, welche zu ihrem Vortheil und Gewinn gereichten. Er suchte sich der einen und der andern zu entledigen, in enger Verbindung mit Fabry und dessen Schülern, Farel, Roussel, Aranda, welche durch die nach Frankreich vordringenden religiösen Bücher Luthers noch besonders angeregt waren, Leben und Lehre umzubilden; er wollte so recht ein Bischof im alten Sinne des Wortes sein und bestieg selbst den Predigtstuhl.

Gerade in Frankreich mußten nun aber alle diese Bestrebungen den hartnäckigsten Widerstand finden. In Paris

[1] Meyer, Geschichte der Schrifterklärung II, S. 312.

waltete die große theologische Universität, welche von jeher als die Hüterin der lateinischen Orthodoxie galt. Die armen Meister, für die einst Ludwig IX. das Collegium der Sorbonne gründete, waren seitdem, da sie zugleich die theologische Facultät bildeten, eine Macht in der Welt geworden. Einst, im 13. Jahrhundert, als die römische Kirche Thomas von Aquino heilig sprach, hatten sie auf alle Abweichungen von dem System desselben Verzicht geleistet, und sich unbedingt seiner Lehre verpflichtet, die die Kirche erleuchte wie die Sonne den Mond.[1] Mit unverbrüchlichem Gehorsam hielten sie an den alten Satzungen fest; sie erklärten es für ein Gott mißfälliges Werk, auch nur ein Buch zu lesen, das in den Schulen zu lesen nicht ausdrücklich angeordnet worden sei; jede Entfernung von dem Gewohnten fand an ihnen von jeher unversöhnliche Gegner. Sie haben Marsilius in Padua verdammt, die doctrinellen Neuerungen der Nominalisten, die spiritualistischen der Flagellanten, Wiklef und Huß; Hieronymus von Prag ist vor ihnen geflohen. Während des funfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts überwachen sie gleichsam die Lehrmeinungen der gesammten Kirche, und bekämpfen jede Neuerung. Wenn Reuchlin in seinem Streite mit den Dominicanern zu Cöln auf eine gewisse Rücksicht bei der Pariser Universität rechnete, namentlich weil er dort studirt und der hohen Schule durch seine Schriften Ehre gemacht habe, so befand er sich im Irrthum; sie stieß, wie man sich ausdrückte, den Sohn von sich, um die Schwester, die Universität von Cöln nicht fallen zu lassen. Wie hätte da nicht ein so

[1] Decretum pro doctrina M. Thomae 1325; ausgegangen von dem Bischof, vocatis omnibus sacrae theologiae doctoribus bei Argentré: collectio judiciorum I. 222.

entschiedener Angriff auf das bisherige System, wie der lutherische war, vollends ihren ganzen Widerwillen und Ingrimm erwecken sollen. Gleichsam voraussehend was da kommen würde, ernannte die Facultät, als die lutherischen Streitschriften ihr im Jahre 1520 vorgelegt wurden, eine Deputation in Sachen des Glaubens, wie eine solche einst zu den Zeiten des Costnitzer Concils erwählt worden war, [1] auf deren Bericht Martin Luther, weil er die Meinungen der Doctoren und die Satzungen der Concilien verachte, verurtheilt und als ein Empörer bezeichnet wurde, dessen Anmaßungen mit Ketten und Banden, ja mit Feuer und Schwert zu bekämpfen seien. Diese Deputation hat, öfter erneuert, mehr als ein halbes Jahrhundert bestanden, [2] und dem Protestantismus einen fast nicht minder bedeutenden Widerstand geleistet, als das Papstthum zu Rom selbst. Ihre Wirksamkeit beruhte darauf, daß die Ketzerei als ein bürgerliches Verbrechen betrachtet wurde, für die Parlamente aber, welche Criminalgerichtsbarkeit ausübten, das Urtheil der Sorbonne in Bezug auf Ketzer und ketzerische Bücher entscheidend war. Fabry, schon wegen jener gräcisirenden Meinungen verdächtig, ward überdieß als ein Lutheraner angesehen; er wendete sich nach Meaux, um nicht als Ketzer in Anspruch genommen zu werden. Aber wie hätte man seine und seiner Schüler Thätigkeit dort dulden sollen? Die über den Bischof sich beschwerenden Mönche fanden Gehör bei dem Parlament; die Sorbonne verdammte einige daselbst bekannt gemachte der Neuerung verwandte Artikel, und forderte Widerruf; ihrer vereinigten Macht vermochte jene

[1] Vgl. Argentré: collectio II, 1.

[2] Roussel an Farel: »Senatus a parte theologorum stat, et quod ii decreverunt cunctis comprobat calculis.«

reformatorische Genossenschaft nicht lange Widerstand zu leisten, sie ward ganz auseinandergesprengt. Der Bischof nahm nun Bedacht darauf, seinen Ruf als gläubiger Katholik einigermaßen wiederherzustellen und hüllte sich übrigens in sein mystisches Dunkel.

Die Organe der alten Rechtgläubigkeit übten gleichsam eine unabhängige Gewalt aus. Gab es aber, fragen wir, nicht einen geistreichen und thatkräftigen König im Lande? welche Stellung nahm der in diesen Streitigkeiten ein?

Franz I. liebte weder das Parlament, noch die Sorbonne, mit denen er wegen seines Concordates in Hader lag, am allerwenigsten die Mönche: schon lange ging er mit dem Gedanken um, den vornehmsten Gegner ihrer Denkart und Lehrweise, Erasmus in seine Nähe zu ziehen, ihm eine Stellung an der Spitze eines wissenschaftlichen Institutes zu begründen. Auch der religiöse Geist der Zeit ließ den König nicht unberührt; mit seiner Mutter und Schwester las er wohl in den heiligen Schriften, und man hörte sie darauf bemerken, daß die göttliche Wahrheit — denn es schien ihnen als geschehe das — nicht als Ketzerei bezeichnet werden sollte. Am Hofe sprach man mit Lob von Doctor Luther und seinen Schriften: die Sorbonne beschwerte sich, daß die Verfolgung der Anhänger und die Vertilgung der Bücher des Ketzers von dorther Hindernisse finde. Nach und nach bildete sich überhaupt zwischen der theologischen Autorität und der Macht des Königthums ein auffallender Gegensatz.

Die Aufsicht über die Druckschriften, welche der Sorbonne zustand, sollte ihr beschränkt werden: einverstanden mit dem Parlament, hielt sie um so strenger darüber.

Als die Facultät im Begriff war, eine Schrift Fabry's

zu verurtheilen, forderte der König die Sache an seinen Hof; die Sorbonne ließ sich nicht abhalten, die Schrift dennoch in das Verzeichniß der verbotenen Bücher zu setzen.

Im Sinne des Königs war es nicht, wenn jene reformirende Gesellschaft in Meaux zersprengt ward: stand seine Schwester doch mit dem Bischof in einem mystisch-religiösen Briefwechsel: er selbst hatte nichts dagegen, wenn Roussel oder Aranda am Hofe predigten.

Seiner besondern Gunst erfreute sich Louis de Berquin, von allen damals lebenden vielleicht der Mann, der die erasmischen und lutherischen Ideen am lebendigsten verband. Mit der Anzüglichkeit des Einen greift er die Unordnung der Klöster und das Cölibat aus den Gesichtspunkten der Religion und der Sitte, nichts verhüllend an; aber er zeigt auch Sinn für die Tiefe des Andern, für den Satz, daß alle Christen Priester seien, und eine fast schwärmerische Vorstellung von Gnade und Glauben, und der wahren kirchlichen Gemeinschaft. Einmal befreite ihn der König, bald nach seiner Rückkehr aus Spanien, aus dem geistlichen Gefängniß, aber Berquin machte es sich zu einem Ehrenpunkt, vor Feinden wie diese nicht zurückzuweichen: er hielt sich für Mannes genug, dem Syndic der Sorbonne, Beda, dem Führer jener Deputation ketzerische Meinungen nachzuweisen. Was Franz I. gethan hätte, wenn ihm in dem neuunternommenen Kampfe in Italien der Sieg geblieben wäre, wer will es sagen? Aber wie das Erasmus, Berquin warnend, einst bemerkte, die Niederlage, die der König erlitt, schwächte sein Ansehen auch im Innern. Den abermals Angeklagten vermochte er nicht noch einmal zu erretten: Berquin wurde im Jahr 1529 auf dem Greveplatz verbrannt. Das Volk, auf das die Prediger der

Sorbonne von jeher den größten Einfluß ausgeübt hatten, bewies dem Unglücklichen nicht so viel Theilnahme wie sonst dem verruchtesten Verbrecher.[1]

Seitdem ging die Sorbonne zu absichtlicher Widersetzlichkeit gegen den König über. Sie suchte die Thätigkeit jenes Collegiums für die alten Sprachen, als es endlich zu Stande kam, zu beschränken; sie beschwerte sich über die Fastenpredigten, die, nicht ganz orthodox, im Louvre gehalten wurden: in einer scholastischen Comödie verhöhnten ihre Schüler die evangelischen Tendenzen der Schwester des Königs, diesen selbst haben sie nicht undeutlich der Ketzerei bezüchtigt. Franz I. entfernte einmal Beda und seine vornehmsten Genossen aus der Stadt, aber bald finden wir dieselben zurückgekehrt und in dem alten Thun und Treiben begriffen. Bei dem nächsten Anlaß ward der König von ihnen fortgerissen, selbst an dem Werk der Unterdrückung Theil zu nehmen.

Wenn er nämlich eine gewisse Abweichung duldete, so hatte dieselbe doch sehr bestimmte Grenzen; weder das Princip der hierarchischen Ordnungen, noch das Geheimniß der Eucharistie ward dadurch verletzt. Der König rühmte sich in den Verhandlungen mit den Kaiserlichen noch oft, daß es in seinem Reiche gar keine Ketzer gebe.

Da ereignete sich aber, daß durch einige die Gunst, die sie erfuhren, so wie ihre Macht und Zahl viel zu hoch anschlagende Neuerer ein öffentlicher Angriff auf die durch Herkommen geheiligte Verehrung des Sacramentes unternommen ward: es scheint selbst, als habe der wiedertäuferische Wahn,

[1] Erasmus ad Carolum Utenhofium Cal. Jul. 1529: Sic omnium animos in illum excitarant qui — nihil non possunt apud simplices et imperitos.

der damals, auf eine allgemeine Umkehr zielend, das germanische Europa durchzog, sich auch in Paris geregt.[1] Hierüber gerieth nicht allein die Geistlichkeit und das Volk, sondern auch der König in die größte Aufwallung. Er kam in Person nach der Stadt, um das durch die Verletzung des Hochwürdigsten geschehene Verbrechen durch eine feierliche Procession, bei welcher der ganze Pomp des katholischen Gottesdienstes entfaltet ward, zu sühnen.[2] Den Verfolgungen ward wieder Raum gelassen; achtzehn der Schuldigen — man sagte, es seien Aufrührer — mußten mit dem Tode im Feuer büßen.

Das hielt den König nicht ab, mit den deutschen Protestanten, zu denen er ein politisches Verhältniß suchte, auch Verhandlungen in Bezug auf eine religiöse Vereinbarung zu pflegen. Geistliche von Einsicht und Milde umgaben ihn in den höchsten Stellen, welche wie eine gleichzeitige Schule in Italien zugleich den Mißbräuchen steuern und den Frieden herstellen zu können meinten. Sie rechneten auf die friedfertigsten Männer der protestantischen Partei: der König hatte eine Zusammenkunft von Theologen beider Seiten, eine große freie Besprechung im Sinne und lud bereits Melanchthon zu

[1] Vgl. ein Schreiben Granvella's (Papiers d'état II, 283.): „die Kirchen hätten in Brand gesteckt, das Louvre geplündert werden sollen." Größeren Eindruck macht ein Schreiben von Sturm an Melanchthon. Er bezeichnet die Neuerer als homines furiosi, qui metuerunt parum multos fore suarum partium, nisi astutis, ut ipsis videbatur, sed ut res indicavit, stultissimis et seditiosissimis rationibus regna et gentes perturbarent.

[2] »Instructio data Magistro nostro Baluë et Bouchigni« Argentré I, II, 386. Codicillus quo ostenditur non esse disputandum cum haereticis. Ib. 384.

sich ein. Allein die Sorbonne widersetzte sich jeder Annäherung irgend einer Art. Sie blieb bei dem Grundsatz stehen, daß man die faulen Glieder von der Kirche abhauen müsse, daß jegliche Gemeinschaft mit den Ketzern gefährlich sei. Und was lasse sich von einer Besprechung mit denen, welche die Principien läugnen, erwarten? Die Principien seien die Traditionen der Kirche, die Decrete der Päpste, die Satzungen der Concilien. So lange diese hohe Schule ihre Autorität besaß, war in Frankreich nicht einmal an Religionsgespräche zu denken, wie sie in Deutschland stattfanden, geschweige denn an irgend eine Verständigung.

In der unmittelbarsten Nähe des Königs regten sich Sympathien für die Protestanten, zum Theil freilich von einer Art, welche ihnen wenig Credit verschaffen konnte [1]. Er selbst besaß nicht den tiefen nachhaltigen Ernst, der zur Durchführung einer kirchlichen Unternehmung gehört hätte. Er sah die Aufgabe seines Lebens in der Behauptung des französischen Gebietes, der Aufrechthaltung seiner großen politischen Stellung, dem Kampfe mit dem Kaiser. Wie wäre von ihm zu erwarten gewesen, daß er sich dem Papste entschlossen entgegengesetzt hätte, der dadurch nur auf die Seite des Gegners getrieben worden wäre. Indem er alle Kräfte seines Landes zum Widerstand gegen denselben vereinigte, durfte er nicht eine Bewegung begünstigen, welche die Nation entzweien konnte.

Im Jahre 1543 erließ die Sorbonne eine Instruktion an die Prediger, die eine Erklärung über die in Streit gezogenen Dogmen, in einer dem Protestantismus durch und durch entgegengesetzten Auffassung enthält, und der König fand sich

[1] Der spanische Gesandte sagt 15. Nov. 1536: Madama de Tampes (Estampes) se tiene en gran manera de la disciplina Lutherana.

bewogen, sie zu bestätigen, denn er müsse einen Zwiespalt in der Lehre, welcher nichts als Empörung hervorbringen würde, vermeiden.

Zur Zeit Franz I. ist die Abweichung in weiten Kreisen geduldet worden, aber man hat nichts dafür gethan, die Strenge der geistlichen Gesetze für die Zukunft zu mäßigen. Noch unter ihm, dem König der Cultur, der eine Ehre darin sah, das Blut seiner Unterthanen nicht zu vergießen, ist es zu gräßlichen Executionen gekommen, in welchen ganze Gemeinden unschuldiger Waldenser hingewürgt worden sind. Lange hatte Franz I. widerstanden, endlich und zwar, wie sein Nachfolger behauptet, durch falsche Berichte getäuscht,[1] gab er nach.

Sonderbar, daß was von dem großen König gar nicht einmal unternommen werden durfte, von seiner unvergleichlich minder mächtigen Schwester, der Königin Margaretha von Navarra, in ihrem beschränkten Gebiet versucht und bis auf einen gewissen Grad erreicht wurde.

Wir haben der Königin schon gedacht, ihres schriftstellerischen Talentes, welches Keckheit und Anmuth verbindet, so wie des Antheils, den ihr Bruder ihr an der Politik zu nehmen verstattete. Dem venetianischen Gesandten Dandolo erscheint sie als der beste Kopf, dem er überhaupt in Frankreich begegnet sei; er bewundert ihre Aeußerungen über die Dinge des Staates, so wie über die verwickelten Fragen der Religion.[2] In ihrem Bruder sah sie gleichsam das Ideal eines

[1] »Sur ce que l'on auroit fait entendre au dit seigneur roi, qu'ils étoient en armes« etc. Ausschreiben Heinrichs II. v. 17. März 1549.

[2] »Questa credo sii la piu savia non dico delle donne di Franza, ma forse anco delli huomini. In cose di stato non credo che li si trovino miglior discorsi et nella dottrina christiana cosi

Mannes und begleitete seinen ganzen Lebensgang mit schwärmerischer Bewunderung und jener Theilnahme, die in dem Glücke des Andern die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes sieht; oft mag sie ihm in den Geschäften mit der Ueberlegenheit eines ruhigen, durch keine Leidenschaften getrübten, hellen, weiblichen Geistes zu Hülfe gekommen sein. Aber eine noch selbständigere Aufmerksamkeit widmete sie den religiösen Fragen. Sie hat darüber geschrieben; ein Buch von ihrer Hand ist dadurch merkwürdig, daß darin nicht mehr vom Fegfeuer, noch von der Fürbitte der Heiligen, sondern bloß vom Verdienste Christi die Rede war. Ihre religiöse Poesie hat etwas schwärmerisches, man möchte, an eine spätere Erscheinung im Voraus denkend, sagen, Zinzendorfisches, aber zugleich ein ächtes Gefühl von dem Verhältniß der in den Verführungen der Welt irrenden Creatur zu dem göttlichen Wesen, aus welchem ihr die Fülle und das Bewußtsein des allgemeinen Lebens zu Theil wird. Auch sie hielt sich innerhalb enger Grenzen der Abweichung, das Geheimniß der Eucharistie hütet sie sich zu berühren.[1] Ganz in ihrem Sinne wirkte Roussel, den sie zum Bischof von Oleron beförderte. Er predigte zweimal, dreimal des Tages, gründete Schulen, unterrichtete selbst darin, denn auf der Jugend schien ihm die Hoffnung der Welt zu beruhen, und theilte sein Einkommen mit den Armen. Seine ganze Religion gründet sich auf einen lebendigen Begriff

ben intelligente e dotta che io credo pochi ne sappino parlar meglio« (Dandolo 1542).

[1] »Sire, nuls de nous n'ont été trouvés sacramentaires« Nouv. Lettres de la reine de Navarre 15 éd. Genin. Jene Zeiten mochten sehr verderbt sein, spätere haben aber auch den reinsten Charakteren Verbrechen angedichtet, die ihnen ferne liegen. Sehr unterrichtet ist Schmid: Gérard Roussel, auch über Margarethe.

von der Rechtfertigung durch den Glauben und der unsichtbaren Kirche. So ward das Werk von Meaux in dem von der unmittelbaren Einwirkung der Sorbonne unberührten Gebiete von Bearn fortgesetzt. Der Königin, die auch andern Flüchtlingen eine Freistatt gewährte — in ihrer Nähe starb Fabry — galt es zuletzt als das größte Vergnügen in ihrer Zurückgezogenheit, mit den gleichgesinnten Freunden über die Schrift und deren Auslegung zu forschen, bis sie ihren Tod kommen fühlte. Sie glaubte, er sei ihr durch eine Erscheinung angekündigt worden, die ihr einen Blumenstrauß zeigte, mit dem Worte „bald".

Erinnerung an die Reformation in Genf.

Noch andere französisch redende Völkerschaften gab es aber, wie von der religiösen, so von der politischen Macht Frankreichs unabhängig, in denen die nämliche Saat selbst zu bedeutenderen Hervorbringungen reifte.

In den von der französischen Krone nicht bezwungenen Gebieten des alten Burgund, die das Kaiserthum anerkennend, doch in der That volle Unabhängigkeit genossen, stießen die Herzoge von Savoyen und einige Städte der schweizerischen Eidgenossenschaft, beide um sich greifend, auf einander; die einen im monarchischen und katholischen, die andern im populären, und obgleich nicht ausschließend, doch überwiegend protestantischen Sinne. In der deutschen Schweiz hatte sich die Idee der Reformation, zwar von denselben Principien ausgehend, wie im deutschen Reiche und im Ganzen übereinstimmend, aber doch wieder in Auffassung der Lehre und den Formen des Lebens abweichend, unüberwindlich aufgestellt.

Da geschah es nun, daß von den Schülern Fabry's der thatkräftigste, Wilhelm Farel aus Gap in Dauphiné, der in Meaux mitgearbeitet, nachdem die dortige Gesellschaft gesprengt war, sich nach der Schweiz wandte, an die reformatorischen Männer anschloß, welche dort mitten im Kampfe standen, und seine ursprünglichen Ueberzeugungen durch deren Auffassung erweiterte und befestigte. Diese fühlten so eben, daß sich der Ausbreitung ihrer Lehren an den romanischen Gränzen eine Schwierigkeit entgegenstelle, die sie nicht zu überwinden wußten, die Verschiedenheit der Sprache. Es erschien ihnen als ein unschätzbarer Gewinn und war ein solcher, daß der Neuangekommene, dem die Rückkehr nach Frankreich verwehrt war, die Mission in die romanischen Gränzlande übernahm.

Farel, in seinem durch wiederholte Flucht gestählten Eifer, war ganz der Mann dafür. Er liebte es, in der Mitte der Gegner plötzlich hervorzutreten, ihren Zorn zu reizen, unter wildem Getümmel das Wort zu ergreifen, das Toben empörter Volkshaufen zu bestehen. Wo man ihm die Kirchen verschloß, predigte er unter freiem Himmel, auf den Gottesäckern, den Marktplätzen, in offenem Feld: aber zuweilen ist er auch in die Kirchen gedrungen; während der Priester noch die Messe las, hat er die Kanzel bestiegen; seine Begleiter haben die Consecration der Messe unterbrochen; er selbst soll einmal einem Priester die Reliquien, die er trug, aus der Hand gerissen, und ins Wasser geschleudert haben.[1]

Dafür hat man ihm auf seinen Wanderungen aufgelauert, unter den Schlägen der entrüsteten Feinde ist ihm das Blut

[1] Die Zweifel Kirchhofers im Leben Farels heben sich, wenn man die Sache in der ältesten handschriftlichen Aufzeichnung (Ms. Genév. 14) erzählt findet.

emporgespritzt, und hat nahe Gemäuer geröthet; aber auch in diesem Zustand wäre er doch nicht dahin zu bringen gewesen, einem Heiligenbilde die herkömmliche Verehrung zu bezeigen, die er als Götzendienst ansah. Indem man ihn schlug, erhob er seine Stimme dawider. Männer, wie diese, sollte man nicht mit den Aposteln vergleichen: vielleicht aber darf man sagen, daß sich in ihnen der Eifer späterer Heidenbekehrer, wie des heiligen Martinus auf einer andern Stufe wiederhole.

Doch läßt sich nicht denken, daß es Farel mit seinem Unternehmen gelungen wäre, hätte ihm nicht die Eidgenossenschaft Rückhalt, der Rath und die Gemeine von Bern Antrieb und Förderung gewährt. Denn in seinen Erfolgen sahen sie ihre eigenen. Mit dem Worte des Predigers wirkte überall das Ansehen der mächtigen, ihn begünstigenden Commune, und die freie Bewegung der Bürgerschaften unter dem Schutze des ersten Cappeler Landfriedens zusammen. Farel reformirte nach und nach Aigle, Morat, Neufchatel und Valangin, Moutiers: auch nach Genf hat er die protestantische Lehre zuerst getragen.

In Genf trat sie in den Gegensatz verwandter, doch wieder ganz eigenthümlicher Verhältnisse.

Die Verfassung von Genf beruhte auf dem Ineinandergreifen dreier an sich verschiedener Gewalten, des Bischofs, dem die fürstliche Macht zustand, des Herzogs von Savoyen, der das Vicedomat erworben hatte, und der, wenn nicht sehr zahlreichen, doch ruhigen, auf ihre Rechte eifersüchtigen und thatkräftigen Bürgerschaft. Im sechzehnten Jahrhundert suchten nun die Herzoge, wie denn etwas Aehnliches an vielen Stellen geschah, ihre Autorität durch Verbindung mit dem Bisthum zu verdoppeln und zu einer wirklichen Herrschaft

auszubilden; die Bürger dagegen schlossen sich an die in ihrer Nähe mächtig vordringende Eidgenossenschaft, von der die republicanische Partei in der Stadt ihren Namen Eidgenots annahm: sie traten in Bürgerrecht mit Freiburg und Bern. Gar manchen Anfall des Herzogs hatten sie schon durch deren Hülfe abgeschlagen: im Jahr 1534 waren sie auf's Neue auf das Ernstlichste bedroht.

Der Adel von Savoyen und Waadt schnitt ihnen die Zufuhr ab, und umlagerte die Stadt dann und wann: die Anhänger des Bischofs, aus der Stadt verjagt, nahmen in einem benachbarten Schlosse eine feste und überaus beschwerliche Stellung; wehe dem Genfer, der in ihre Hände fiel. Das Eindringen des Protestantismus brachte zunächst widerwärtige Wirkungen hervor. In der Stadt erhoben sich die religiösen Parteien gegen einander; auf Gastgeboten kam es zu blutigen Raufereien zwischen ihnen. Die Schutzorte selbst entzweiten sich. Das katholisch gebliebene Freiburg, sich auf die Macht lehnend, welche seit dem Umschwung der Dinge nach der Schlacht von Cappel der Katholicismus wieder in der Eidgenossenschaft besaß, war für die katholische, Bern, jedoch nicht ohne Zaghaftigkeit, für die protestantische Partei.

Sehen wir von den einzelnen Vorfällen und ihren Zufälligkeiten ab, so leuchtet ein, daß der protestantischen Tendenz aus dem Gange der Dinge eine überlegene Wirksamkeit erwachsen mußte. So brachte es der Charakter eines städtischen Kampfes, der sich hauptsächlich gegen die geistliche Gewalt richtete, nothwendig mit sich. Der Bischof, mit dem Herzog enge verbunden, hatte den Bann über die Stadt ausgesprochen: dieser war von dem Metropoliten, ja von dem Papst selbst wiederholt worden; innerhalb des Katholicismus

gab es kein Recht, demselben zu widerstreben; wollte die Stadt ihre Freiheit behaupten, den Kampf bestehen, so blieb ihr kein Mittel, als sich zu der protestantischen Doctrin zu bekennen, welche sich diesen Verdammungen principiell entgegensetzte. Die allzu enge Vereinigung der geistlichen mit der weltlichen Gewalt, welche den Widerstand mit der Bürgerschaft überhaupt hervorgerufen, trieb sie auch nach dem Protestantismus hinüber.

Die kleine Gemeinde, welche sich, als Farel zuerst daselbst erschien, um denselben her gebildet, wußte sich auch, nachdem er hatte weichen müssen, zu behaupten, und entwickelte selbst ohne geistlichen Führer eine nachhaltige Lebenskraft. Als Farel nach einiger Zeit wieder erschien, brachte er mit seinen Predigten eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Man sah Priester ihr Gewand vor dem Altar abwerfen und das Bekenntniß der neuen Lehre aussprechen. Ein Religionsgespräch, das man veranstaltete, schon nicht mehr über die Frage, ob die Predigt geduldet werden, sondern darüber, ob sie nicht allein herrschen sollte, hatte den Erfolg, daß diejenigen selbst, welche die katholische Sache verfochten, zu der protestantischen übertraten.

Alle Anhänger des alten Ritus galten zugleich als Verbündete der auswärtigen Feinde der Stadt. Durch einen Versuch, die vornehmsten Prediger zu vergiften, der an den Tag kam, noch besonders aufgeregt, legte die Commune endlich den Domherrn und den religiösen Conventen die Frage vor, ob sie noch etwas zur Vertheidigung der Messe zu sagen wüßten; da diese sich nicht berufen noch geeignet fühlten, den Streit wieder aufzunehmen, hielten sich Räthe und Bürgerschaft für berechtigt, die fernere Feier der Messe durch ein förmliches

Edict geradehin zu verbieten.[1] Wer sich dem nicht fügen wollte, mußte die Stadt verlassen. Unter andern zogen die Schwestern von St. Clara, unter dem Geleite des Magistrats aus den Thoren, die Welt kaum wieder erkennend, von der sie so lange getrennt gewesen waren.

Als nun hierüber, wie es nicht anders sein konnte, die nachbarlichen Feindseligkeiten mit verdoppelter Heftigkeit ausbrachen, so daß die Genfer in dringendere Gefahr als jemals geriethen, entschloß sich Bern, sie nicht verderben zu lassen und zugleich den eigenen alten Hader mit Savoyen auszufechten. Indem Bern sich des Waadtlandes bemächtigte, rettete es zugleich die Unabhängigkeit und den Protestantismus von Genf, und gab denselben einen Rückhalt auf immer. Am 21. Mai 1536 ward ein Generalconseil der Genfer Bürgerschaft gehalten. Der erste Syndic fragte die Versammelten, ob einer von ihnen, gegen die Art und Weise, wie das göttliche Wort bei ihnen gepredigt werde, etwas einzuwenden habe. Sie erklärten einmüthig, der evangelische Ritus scheine ihnen der rechte, und ihr Entschluß sei, der römischen Kirche auf immer abzusagen.

Ein welthistorisches Ereigniß, daß hier in der Mitte von Europa unter einer romanischen Bevölkerung eine Lehre Wurzel faßte, die eben die Feier, welche bisher der Mittelpunkt des Glaubens und Dienstes gewesen war, verbot und verbannte. Und zwar durchdrang sie sich in ihrer ersten Aufstellung mit den Bestrebungen einer sich von der geistlich-weltlichen Gewalt,

[1] Vgl. die Noten zu Spon **Hist. de Genève I, 260,** hier fast identisch mit Ruchat **V, 300.** Nach Vulliemin (Fortsetzung von Müller **I, 101.**) findet sich in den Rathsbüchern keine Meldung von diesem entscheidenden Edict.

der sie bisher gehorcht hatte, emancipirenden Gemeinde; mit ihnen zugleich setzte sie sich durch; nicht daß sie darin aufgegangen wäre, aber sie gab ihnen Begründung und tieferen Antrieb; in der protestantischen Idee, ohne die sich auch keine Hülfe von Bern hätte erwarten lassen, lag die bewegende Kraft des Ereignisses.

Den religiösen Gedanken nun aber aufrecht zu halten, unter Menschen, welche bei ganz andern Gesinnungen hergekommen und im Sturme der Begebenheiten zu ihm übergegangen waren, hatte fast noch eine größere Schwierigkeit als ihn zu pflanzen. Die immerfort bekehrenden, die Burgen des Katholicismus stürmenden Schüler Farels waren dazu nicht mehr geeignet und überdieß so eben in der Waadt vollauf beschäftigt.

Da erschien Johann Calvin aus Noyon — ein Picarde, wie Fabry — in Genf.

Calvin gehört schon zur zweiten Generation der reformatorischen Männer. Er brauchte sich nicht der Sprachen durch einen mühseligen, in der Anwendung die Regeln erst suchenden Fleiß zu bemächtigen: in der Sprache der gelehrten Welt, dem Latein, brachte er es bald zu der Fertigkeit, seine Stimmungen vollkommen auszudrücken: griechisch, endlich auch hebräisch lernte er unter guten Meistern. Eben so wenig brauchte er den Kampf mit den Principien der Hierarchie von vorn herein durchzufechten: von einem Freunde ward er auf das bereits gegründete System der Lehre aufmerksam gemacht, das auch ihm die Wahrheit zu enthalten schien. Er nahm es jedoch nicht als etwas Fertiges in sich auf, sondern suchte es durch ein frisches Studium der heiligen Schriften zu begreifen und zu verjüngen.

Widerwärtig waren ihm die, welche, wenn sie aus Melanchthons Lehrbuch einige Sätze gefaßt, sich schon für gemachte Gelehrte hielten. Er dagegen pflegte bis tief in die Nacht zu studiren, und wenn er am Morgen erwachte, alles was er gelesen, sich in einsamer Stille zu überlegen: dieß ungestörte Sinnen und Denken machte ihn glücklich. Er hat oft gesagt, er hätte nichts gewünscht, als das all sein Lebtag fortzusetzen: denn von Natur sei er furchtsam, und meide den Streit. Allein wie wäre in jenen Zeiten an ein sich selbst bestimmendes und zugleich ruhiges, gelehrtes oder religiöses Dasein zu denken gewesen. In den Verfolgungen des Jahres 1534 mußte Calvin Frankreich verlassen; der Sturm verschlug ihn nach Genf, wo er gerade in den Tagen der Entscheidung anlangte. Seine Absicht war nur eben Farel zu begrüßen, und alsdann weiter zu gehen, noch mehr zu sehen und zu lernen. Aber Farel, der sofort seine ganze Fähigkeit ermaß, war entschlossen, ihn nicht ziehen zu lassen. Als Calvin seiner Bitte, bei ihm zu bleiben, widerstand, kündigte er ihm den Zorn des allmächtigen Gottes an, der ihm die Muße der Studien zum Fluch gereichen lassen werde. Denn so gingen diese Männer mit einander um; Calvin sagt, es sei ihm gewesen, als sehe er Gottes Hand aus der Höhe ausgestreckt, um ihn zurück zu halten; er wagte nicht zu widerstehen.

Auch in jenem Jahrhundert hat man schon die verschiedenen Epochen der Reformation unterschieden. Man hat in Luther den großen Befreier begrüßt; und die Aufgabe der Spätern hauptsächlich darin gesehen, das christliche Leben einzuführen.

Für Farel und Calvin war dieß die von dem Moment gebotene Aufgabe. Indem sie aber daran gingen, sie zu

erfüllen, stießen sie auf einen zunächst unüberwindlichen Widerstand.

Ein von den Bürgern in ihren verschiedenen Bezirken bereits angenommenes Bekenntniß, in welchem die Strafe der Excommunication für grobe Vergehen festgesetzt war, fand doch nach der Hand hartnäckigen Widerspruch. Viele hatten die Reform ergriffen, weil sie eine größere Freiheit des persönlichen Lebens von ihr erwarteten: wie sollten sie sich den strengen, zuweilen auch in der That kleinlichen Ordnungen der neuen Prediger fügen? Ob es auch hier wiedertäuferische Regungen gab, wüßte ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, doch ist es damals behauptet worden.[1] Nach einigen Jahren harten Kampfes wurden die unbeugsamen Prediger aus der Stadt verwiesen: ungehört mußten sie dieselbe verlassen.

Calvin war weit entfernt sich für seine Person darüber zu kränken. Er hatte Widerwärtigkeiten aushalten müssen, mit Gewissensqualen verbunden, bitterer, wie er sagt, als der Tod, an die nur zurückzudenken ihm graute. Er begann jetzt in der That wieder zu wandern und zu lernen; besonders trat er mit den deutschen Reformatoren in Schriften und auf den Reichstagen in nähere Beziehung. Aber bald zeigte sich, daß man ihn in Genf nicht entbehren konnte. Nach zwei

[1] Vie de Farel Ms. zu Genf: ils eurent rudement à combattre contre les vices et les vicieux et surtout contre une faction d'anabaptistes. — Einen der vornehmsten Streitpunkte gab der Schmuck der Bräute, die plicatura capillorum, welche die Prediger nach 1. Petri 3, 3 nicht dulden wollten. In den Registern der Republik 20. Mai 1537 findet sich, daß man Mütter und Freundinnen, welche am Erscheinen einer Braut avec les cheveux plus abattus qu'il ne se doit faire Theil hatten, in Strafe nahm. Die neuen Prediger verpflichteten sich, die Einsegnung der Bräute en cheveux pendants zu dulden.

Seiten hin ward von seinen Gegnern die Unabhängigkeit der Stadt bedroht. Die Einen, die zum Katholicismus neigten, dachten die alte Verfassung wiederherzustellen; die Andern zeigten eine Nachgiebigkeit gegen Bern, die den Preis des Kampfes, eine freie Stellung in der Welt gefährdete und damals selbst eine Warnung des kaiserlichen Hofes hervorgerufen hat. In neuen innern blutigen Conflicten wurden die einen und die andern bezwungen. Diejenigen behielten den Platz, die das Heil der Stadt in der Aufrechterhaltung des strengen protestantischen Begriffes sahen. Innerlich von demselben durchdrungen, hielten sie dafür, daß alles, was sie gelitten und erfahren, nur eine Strafe für die Entfernung ihrer Prediger sei und beschlossen sie zurückzurufen. Wie unendlich schwer es Calvin auch wurde, so gab er doch auch dießmal den beschwörenden Ermahnungen Farels, der für sich selbst in Neuschatel gebunden war, nach; er zog in Betracht, daß das menschliche Leben zum Kampf bestimmt sei und kehrte im Herbste 1541 nach Genf zurück.

Die, wenn nicht ausgesprochene, doch von selbst verstandene Bedingung seiner Rückkehr war die Ausführung seiner Kirchenzucht. Aus den drei Räthen der Stadt wurden zwölf Aelteste gewählt, die mit den Predigern zusammen das Consistorium bildeten, welches die Aufsicht über das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde führte und das Recht hatte, die Excommunication auszusprechen.

Die christliche Grundanschauung, die in den erweckten Franzosen dieser Zeit erscheint, ist die der höchsten Gemeinschaft des Menschen mit Gott durch die Gnade, Gottes mit seinen Gläubigen durch die Kirche. Calvin, vor den möglichen Folgerungen nicht zurückweicheud, bildet sie zu dem

Satze aus, den er selbst als einen schreckenvollen bezeichnet, daß von Anbeginn an über einen Jeden bestimmt sei, ob er zu den Erwählten oder den Verworfenen gehöre, das Heil der ersten könne, auch wenn sie irren und fallen sollten, nicht verloren gehn. Wenn nun hiernach die wahre Kirche nur aus den Erwählten bestehen sollte, so bescheidet er sich doch, daß man dieselben nicht unterscheiden könne, und einen jeden als Mitglied der Kirche anerkennen müsse, der sich zu ihr halte. Aber um so strenger will er diejenigen absondern, welche sie durch Wort oder That verläugnen. Aus der Tiefe seiner religiösen Anschauung erhebt sich ihm die Nothwendigkeit der Kirchenzucht und zunächst der Ausschließung von der Eucharistie. Wenn er die mit der Lehre von der Transsubstantiation zusammenhängenden Ansichten vom Sacrament verwarf, so war er doch fern davon, dessen Bedeutung schmälern zu wollen: in dem geistlichen Genuß, wie er ihn faßte, sah er den Mittelpunkt des kirchlichen, ja des gesammten individuellen und bürgerlichen Lebens.

Darin überhaupt lag seine Abweichung von dem Katholicismus nicht, daß er das Leben von der Herrschaft des geistlichen Gesichtspunkts unabhängig gemacht hätte. Ganz im Gegentheil. Indem er die Satzungen der lateinischen Kirche verwarf, nahm er es um so strenger mit dem Inhalt der heiligen Urkunden, für deren Lehrzusammenhang ihm eine großartige Gabe der Auffassung beiwohnte. Indem er sich mit einer mächtigen Gemeinde von der hierarchischen Corporation losriß, welche Europa beherrschte, suchte er die tiefste Gemeinschaft, die der Idee der Kirche zu Grunde liegt, zu realisiren.

Unter seiner Leitung, denn auch an der weltlichen Gesetzgebung nahm er Antheil, wurden dem äußern Leben die

strengsten Fesseln der Zucht angelegt. Dem Aufwand in der Kleidung und bei den Mahlzeiten war ein bestimmtes Maß gesetzt: der Tanz verboten: gewisse Bücher, wie den Amadis, sollte Niemand lesen; Spieler sah man die Karten in der Hand am Pranger ausgestellt. Alle Jahr einmal ward in jedem Hause die Kunde und Beobachtung der religiösen Vorschriften geprüft: im Rath ward die gegenseitige Rüge der Fehler, die ein Mitglied an dem andern wahrnahm, eingeführt. Gegen Ueberschreitungen kannte man keine Nachsicht. Eine Frau ist verbrannt worden, weil sie unzüchtige Lieder gesungen hatte: einer der vornehmsten Bürger mußte, eine niedergesenkte Fackel in der Hand, auf dem großen Platze niederknieen und öffentlich um Vergebung bitten, denn er hatte die Lehre des Heils und den großen Prediger persönlich verhöhnt. Gemäß einer Forderung der Volksversammlung ist die Strafe des Todes auf den Ehebruch gesetzt worden; der Mensch, der dieselbe erlitt, hat sterbend Gott für die strengen Gesetze seiner Vaterstadt gepriesen.

Der Grundsatz war, daß man Laster und Sünde vertilgen müsse, weil ihre Duldung den Zorn und die Rache Gottes herbeiziehen würde.

Wie so ganz mißverstand Michel Servet die Dinge der Welt, wenn er mit seinen Ansichten, die in die Meinungsgegensätze der spätern Zeit weit hinübergreifen, in der damaligen aber keinen Platz hatten, sich in diese Burg einer mit der strengsten Zucht verbündeten neuen Orthodoxie wagte. Wahrscheinlich haben die einheimischen Feinde Calvins, die zwar besiegt, aber nicht vollkommen vernichtet waren, ihm falsche Hoffnungen gemacht. Wie wäre es sonst zu begreifen, daß der geistvolle Mann sich so weit bringen ließ, den Kampf

mit Calvin in aller Form aufzunehmen, ihn als einen Nachfolger des Simon Magus zu verklagen, ja sogar dessen armselige Besitzthümer für sich zu seiner Entschädigung zu fordern.[1] Die Meinungen Servets wurden von den schweizerischen deutschen und englischen Theologen einmüthig verurtheilt. Denn die vollzogene Neuerung hat das Bedürfniß sich Gränzen zu setzen, damit man sehe, wo sie aufhört; sie selbst will es wissen. Calvin hielt es für seine Pflicht, die Welt vor der Verführung und Ansteckung zu sichern, mit welcher dieser Mensch sie bedrohe und beförderte seine Hinrichtung. Dem Socinianer Valentin Gentilis wäre später dasselbe geschehen, hätte er sich nicht durch einen reuevollen Widerruf gerettet.

Man wird fragen, wie es möglich war, daß eine so fanatische Strenge in dem lebenslustigen Genf durchdringen konnte. Wie einst Ausgelassenheit und sinnliches Treiben von der Hofhaltung der Herzoge und den Häusern reicher Domherren ausging, so schloß die strenge Sittenzucht zugleich ein republikanisches Element in sich ein; ungefähr, wie dieß kurz vor dieser Zeit in Florenz bei den Anhängern Savonarola's der Fall gewesen war. Die Unabhängigkeit der Stadt war nun einmal mit dem positiven protestantischen Princip auf das genaueste verwachsen. Die strengste Durchführung desselben schien sie am besten zu sichern.

Bei der engen Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt, die hier wieder zu Stande kam, war die Frage nicht zu vermeiden, in wie fern die erste von der andern abhängig

[1] Rilliez, Relation du procès intenté contre Mich. Servet: »Comme magicien qu'il est, doyt être exterminé et dechacé de vostre ville et son bien adjugé à moi en recompanse du mien, qu'il m'a fait perdre.«

sei oder nicht. Die Faction der Libertiner, die übrigens auf sehr außerordentliche gar nicht mehr christliche Doctrinen verfallen zu sein scheint, bestritt die Autonomie der geistlichen Gewalt. Sie stellte die Forderung auf, daß die Aussprüche des Consistoriums, das aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, doch vorzugsweise einen geistlichen Charakter trug, einer Appellation an den Rath der Zweihundert unterliegen sollten, da dieser der Träger der Souveränität sei. Calvin ließ sich nicht so weit bringen. Er behauptet, wie die Geistlichen als Unterthanen dem Rath unterworfen seien, so müsse sich der Rath in geistlichen Dingen dem Worte Christi unterordnen: als dessen Interpreten er die geistliche Behörde betrachtet.[1] Nicht ohne mannichfaltige Kämpfe erhielt er das Consistorium in vollem Besitz der kirchlichen Disciplin und der Excommunication.

Calvin lebte in beschränkten Verhältnissen von einem unbegreiflich geringen Gehalte, jedoch mit dem Stolze, niemals eine Unterstützung annehmen zu wollen, auch nicht zur Heizung seines Zimmers: die Fremden erstaunten, wenn er ihnen die Thüre seiner Wohnung selbst eröffnete. Aber mit dieser primitiven Einfachheit im Privatleben verband er ein hohes öffentliches Ansehen. In dem Consistorium nahm er, ohne dazu gewählt zu sein, den Präsidentenstuhl ein, Niemand hätte es für eine Anmaßung gehalten; durch persönliche Ueberlegenheit beherrschte er seine Collegen und die Kirche. Ein amtlicher Antheil an der Verwaltung der Republik kam ihm nicht zu:

[1] Wie es nach den ordonnances ecclesiastiques der Geistliche ausdrückt: »je promets servir tellement à la seigneurie et au peuple, que par cela je ne sois aucunement empêché de rendre à Dieu le service que je lui dois en ma vocation.«

nur in schwierigen Angelegenheiten pflegte er zu Rathe gezogen zu werden, aber es ist unläugbar, daß er, mochte er es suchen oder nicht, zugleich als städtisches Parteihaupt lebte. Unerträglich war es ihm, von dem Schwanken der republicanischen Parteiung hin und her geworfen zu werden: so wie er sich einigermaßen fähig dazu wußte, ergriff er den nächsten Anlaß, um den Streit zu vollem Ausbruch zu bringen und die Entscheidung herbeizuführen, die denn zuletzt immer für ihn ausgefallen ist. Wären seine Freunde in der Minderheit geblieben, so hätte auch er sich nicht lange behaupten können. Von dem größten Werthe war es für ihn, daß er, im Widerspruch mit den Libertinern und deren Anhang im Volke, den Franzosen, welche um der Religion willen ihr Vaterland verlassen und sich um ihn gesammelt hatten, Aufnahme in die Bürgerschaft und in die Räthe verschaffte, sie waren seitdem seine beste Stütze. Calvin kannte den Werth eines friedlichen Daseins; er hatte Sinn für häusliche Zurückgezogenheit und das Glück der Freundschaft; aber unaufhörlich finden wir ihn in leidenschaftlichem Kampf. Wohl wohnte ihm von dem Tone der Mäßigung, die sich in der Literatur ziemt, ein Begriff bei, er hat denselben an Andern vermißt; aber seine eigenen Streitschriften gehören zu dem Heftigsten, was jemals vorgekommen ist. In einer Sache, für die er jeden Augenblick persönlich einzutreten bereit war, nahm er sich nicht übel, wenn er, wie er sagt, von dem Sturmwind ergriffen wurde; nicht anders sei es den Aposteln und Propheten ergangen; Christus selber zürne. Sein Sinn und Wesen erinnert nicht an die milde Anmuth, durch welche die Landschaft, in der er lebte, so berühmt ist, sondern an die rauhen Tage, die dann und wann auch in ihr eintreten, wenn die Fluthen des Sees

brandend wie Meereswogen ans Gestade schlagen und die Rhone ihre grünblauen Gewässer in heftiger Wellenjagd die Stadt vorüber treibt, nach den schroffen Abhängen der Berge, zwischen denen sie ihren Weg zu suchen hat.

So eroberten sich diese beiden von ihrem Vaterland ausgestoßenen Franzosen gleichsam eine neue Welt für die Idee, um deren willen sie hatten fliehen müssen; Farel nahm sie in Besitz, Calvin behauptete sie an der bedeutendsten, am weitesten gegen den Feind vorgeschobenen Stelle, und organisirte sie. Genf war noch immer die gewerbfleißige Stadt, die es bisher gewesen: aber das Geräusch des Handwerkes und des Hammers wurde nicht mehr durch den Lärm städtischer Tumulte, kirchlichen Pomp und ausgelassene Vergnügungen unterbrochen: auch in den höhern Ständen war alles Ordnung, Zucht und Arbeit. Es war noch immer wie von jeher eine Hauptstätte der Communication des mittlern Europa; aber hauptsächlich waren es die um der Religion willen Vertriebenen, welche sich hieher zurückzogen, und in den Kirchen oder neu errichteten Schulen ausgebildet, von da wieder in die Welt ausgingen. Alles Fremdartige in seinem Innern vertilgend, das Verwandte an sich ziehend, pflegend, und im geeigneten Moment wieder aussendend, erscheint Genf wie eine kriegerisch religiöse Mark, an den Gränzen einer feindseligen Welt zum Angriff und zur Vertheidigung.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß Genf seine Erhaltung hauptsächlich dem politischen Systeme der französischen Könige verdankte.

Indem Franz I. den Herzog von Savoyen angriff und verjagte, entfernte er den vornehmsten Feind der Stadt und sicherte ihre Unabhängigkeit. Auch Heinrich II. hat sie einst

ermahnen lassen, gegen den Kaiser auf ihrer Hut zu sein, und ihr seine Hülfe zugesagt.[1] Für den Kampf der französischen Könige mit Spanien war die Verbindung, wie mit der Schweiz überhaupt, so besonders mit Genf ein wesentliches Moment.

Aber eben dieses Genf stand nun mit dem religiösen Systeme, das die Franzosen beherrschte, im feindlichsten Gegensatz. Wie weit lagen die Ideen zurück, mit denen sich die Kirche zu Meaux und Roussel in Bearn begnügten; selbst die Tendenzen der lutherischen Reform wurden weit überboten. Diese genferische Kirche trug das Gepräge der republicanischen Stürme, unter denen sie sich durchgesetzt hatte. Die eingreifende Spontaneität der Gemeinden und jedes Einzelnen, das Mitwirken von Laien bei dem Erschaffen der geistlichen Macht, die logische Strenge der Lehre und die praktische des Lebens gaben dem ganzen Systeme einen höchst eigenthümlichen Charakter, der für den Genius der Franzosen, aus dem er entsprungen war, eine unendlich anziehende Kraft besaß, andre freilich eben so gewaltsam abstieß.

Letzte Zeiten Heinrichs II.

Was wir an Franz I. bemerkten, eine innere Sympathie wenigstens mit den ersten Tendenzen der Neuerung, davon ist bei Heinrich II. nicht die Rede; er blieb bei dem Religionsbegriff

[1] Schreiben Calvins an Viret 15. Jan. 1548: venit a rege nuncius cum Fiduciariis literis, et amice hortatus est, ut bono essemus animo et tamen vigilantia opus esse monuit; Caesarem enim magnas habere copias. — — Regem quoque suis partibus non defuturum promisit. (Ms. Genev. 106.)

stehen, den man ihn gelehrt hatte, und hielt die streitende Kirche für hinreichend bewaffnet, um innerhalb seines Reiches jede Abweichung zu ersticken.

Die Sorbonne war unaufhörlich beschäftigt, die verdächtigen Bücher, die man aus der Fremde einbrachte, oder auch in Frankreich erscheinen zu lassen Mittel fand, zu censiren. Schon im Jahr 1544 gab sie ein Verzeichniß von verbotenen Büchern heraus, wie von Giftpflanzen, vor denen der Mensch sich hüten müsse, das sie dann von Jahr zu Jahr vermehrte. Wenn man ihre Register ansieht, so fällt es auf, wie viel ihr die abweichenden Meinungen der Klosterbrüder zu schaffen machten. Eine Anzahl Augustiner werden verdammt, weil sie läugnen, daß die Heiligen Wunder thun: ein Carmeliter, weil er in seiner Predigt eben an einem Fest der Mutter Gottes das Ave Maria weggelassen hat; andere, weil sie das Abendmal nach lutherischem Ritus halten, oder sich zu Luthers Rechtfertigungslehre bekennen: Cistercienser, Minoriten, selbst Dominikaner werden verurtheilt. Auch mit Uebersetzungen der Bibel hat die Sorbonne viel zu thun: sie verdammt dieselben einfach deßhalb, weil sie von der Vulgata abweichen. Sie will den alten Lehrbegriff der lateinischen Kirche, wie er sich durch St. Thomas gebildet und in den hierarchischen Jahrhunderten die unbedingte Herrschaft besessen hat, so wie er ist, aufrecht erhalten: ohne alle Abweichung, nähere oder fernere, ohne alle Verdunkelung; der aufkommende Orden der Jesuiten erweckt ihr Verdacht.

Seit dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war Hinrichtung und Confiscation der Güter die von der Kirche den Ketzern bestimmte Strafe. Wenn diese Strafe, heißt es in einer Bulle Innocenz III., durch die

Gesetze den Majestätsverbrechern bestimmt sei, wie viel mehr müsse sie diejenigen treffen, welche die göttliche Majestät beleidigen. Gottheit und Kirche aber waren, wie man weiß, identische Begriffe. Der Beleidigung der göttlichen Majestät machten sich alle die schuldig, welche über die sieben Sacramente anders lehrten, als die römische Kirche. Auch ihre Vertheidiger wurden mit Infamie und Unfähigkeit zu allen Stellen belegt.[1] Alle weltlichen Gewalten sollten verpflichtet sein, die von der Kirche bezeichneten Ketzer im Umkreis ihrer Jurisdiction zu vertilgen, bei ihrer Erhebung zur Macht dieß beschwören, und wenn sie es vernachlässigen, durch kirchliche Censuren dazu gezwungen werden. Diese Ansichten waren dann in die Gesetzbücher übergegangen. In den französischen, wie in den englischen, wird die Abweichung im Glauben dem Verbrechen wider die Natur gleichgestellt, das ebenfalls mit Tod im Feuer und Confiscation bestraft wurde.[2]

Das Emporkommen des deutschen Protestantismus war nur dadurch möglich, daß eine Anzahl von Fürsten und Städten, durch Reichsschlüsse dazu ermächtigt, den geistlichen Gesetzen ihren weltlichen Arm versagten. In Frankreich aber waren solche noch in voller Geltung. Im ganzen Umkreis des Reiches forschten die Inquisitoren ketzerischer Bosheit den Bekennern abweichender Lehren nach, bestimmten Beschaffenheit und Grad ihres Vergehens und brachten die dergestalt qualificirten Angeklagten vor die untern Gerichte, die denn fast immer auf die härtesten Strafen erkannten. Die armen Leute appellirten an die Parlamente, und diese pflegten Milderungen

[1] Vergl. Satzungen Lucius III. von 1185, Innocenz III. von 1199 und von 1215. Decretale Gregorii IX, lib. V, c. 7, 9, 12.

[2] Beaumanoir, éd. Beugnot, c. XXX, S. 413.

eintreten zu lassen, jedoch nur bis auf ein Maß, welches noch immer überaus schrecklich war. Von Zeit zu Zeit erschienen königliche Edicte, welche das Verfahren näher bestimmten, oder änderten, aber in der Hauptsache weit entfernt waren, etwas zu mildern. Tod im Feuer und Confiscation der Güter waren gegen alle diejenigen an der Tagesordnung, die gegen Sacrament oder die Verehrung der Heiligen verstießen; nach dem Edict von Compiegne sollten selbst die den Tod verwirkt haben, welche verbotene Bücher einführen oder auch nur verbreiten.[1]

Indem man aber jeden Widerspruch mit Feuer und Schwert bestrafte, wuchsen die Mißbräuche der Kirche, die denselben eben aufriefen, immer fort.

Das Concordat, welches die Besetzung der geistlichen Pfründen so ganz in die Hände des Königs legte, brachte die verderblichsten Wirkungen hervor. Der König belohnte damit die Dienste, die ihm in Haus und Hof oder im Kriege geleistet wurden, gab den nachgeborenen Söhnen der Edelleute davon zu leben. Mancher empfing sie im Namen seiner Kinder; ein Italiener wird genannt, der 10,000 Dukaten kirchliche Einkünfte auf den Namen seiner kleinen Söhne zog, die nach seinem Tode an seine Gemahlin übergingen. Aber nicht Jeder hielt für nöthig, die Pfründe, die ihm zu Theil wurde, auf einen fremden Namen schreiben zu lassen. Es kommen Kriegsleute vor, die zugleich ihre Compagnie zu Fuß anführen, und im eigenen Namen reiche Abteien besitzen. Manche unternahmen, so wenig sie dazu taugten, das erlangte Amt auch zu

[1] Aus einem Auszug aus den Parlaments-Registern von Dongois († 1717) schöpfte Tallandier Mémoire sur les registres du parlement sous Henri II. (Mémoires des antiquaires de France XVI, 386).

bekleiden. Menschen, die noch gestern Soldaten oder Hofleute gewesen, oder kaufmännische Gewerbe getrieben, sah man heute im bischöflichen Ornat oder als Aebte einhertreten. Persönliches Verdienst, guter moralischer Ruf, selbst Gelehrsamkeit wurden dabei nicht berücksichtigt, alles kam auf die Verhältnisse an, in welchen man zum Hofe stand. Was sollte man dazu sagen, daß eben die Buhle des Königs die Herzogin von Valentinois die Vertheilung der kirchlichen Pfründen in ihrer Hand hatte.[1]

So wie das moralische Gefühl in frischer Schärfe wieder erwachte, mußte dieses Verhältniß überhaupt als ein Gräuel erscheinen. Man nahm keine Rücksicht auf das, was sich etwa zur Entschuldigung sagen ließ, und glaubte eher das Schlechteste, was aus alten Zeiten davon erzählt wurde.

Wie die Herzogin, so wurden auch der Connetable und der Cardinal von Lothringen, als eigensüchtig und geldgierig betrachtet. In der Cumulation von einer Menge Stellen und Würden, die ihm eine sehr auffallende Summe von Einkünften verschafften, sah der Connetable so wenig ein Unrecht, daß er vielmehr stolz darauf war: aus den Abzeichen derselben stellte er eine Devise zusammen mit der Umschrift: „Gott und mein Dienst." So waren sie aber alle gesinnt. Die Parteiungen, die wir zwischen ihnen bemerken, beruhen weniger auf ausgesprochenen, verstandenen Gegensätzen, als auf persönlichen Interessen. Jede Partei und Familie hätte am liebsten den König ausschließend in ihren Händen gehabt. Heinrich II. besaß nicht genug eingeborne Energie, wenn wir so sagen dürfen, er war nicht wahrhafter König genug, um den Kreis

[1] Soranzo: particolarmente la dispensatione delli beneflci ecclesiastici è in man soa.

zu durchbrechen, den seine Großen und Höflinge um ihn zogen: er ließ sie gewähren, und bewilligte, was sie verlangten. Von dem Marschall St. André, dessen persönlicher Umgang ihm besonders angenehm war, behauptete die Welt, er befördere die Verfolgungen, um aus den Confiscationen sich zu bereichern. Das war in so fern nicht unmöglich, als der Ertrag der Confiscationen einen Theil des königlichen Einkommens, der Parties casuelles bildete, welcher verschenkt zu werden pflegte. Welch einen Eindruck aber mußte es machen, wenn die Verfolgung als ein Hülfsmittel der Habsucht der Großen erschien, unter einem König, der nicht selbst zu den Dingen sah.

Will man Gedanken und Meinungen des damaligen Frankreich kennen lernen, so muß man Rabelais lesen. In dem Abbild von Zuchtlosigkeit, voll abstoßender Nacktheiten, das er aufrollt, verbirgt sich ein tiefer Ernst. Rabelais ist einer der wenigen Meister der Satire, welche die Mängel einer ganzen Zeit in großen und wahren Umrissen schildern. Er zieht die Irrungen aller Stände vor das Gericht des gesunden Menschenverstandes, die Vergeudungen der Landesvorsteher, geduldet von allzunachsichtigen Königen, — die Unordnungen der Hauptstadt, bei denen sich der Fremde nur wundert, daß der König sie durch Justiz nicht besser im Zaum hält, -- die Mißbräuche dieser Justiz selbst, ihre die Sachen verdunkelnden Formen, ihre Schreibereien in den Processen, die zuletzt doch nur wie durch den Zufall des Würfelspiels entschieden werden, — die Erpressungen der Rentkammer, welche aus allem, was ihr vorkommt, trinkbares Gold zu ziehen weiß.[1] Wie wenig kennen ihn die, welche bei ihm

[1] In der Frage, ob das fünfte Buch, worin diese Schilderung

hauptsächlich Anspielungen auf kleine Vorfälle des Hofes, auf eine und die andere unbedeutende Persönlichkeit suchen. Die mancherlei Beschwerden und Anliegen der Nation, die sich noch nicht geradezu hervorwagen, erscheinen in den sinnreichen Phantasiestücken des Patrioten in der Narrenkappe. Seine vornehmste Richtung aber ist die religiöse. Die abenteuerlich gigantischen Helden, an deren Erziehung der Wechsel der Zeiten geschildert wird, theilen die Ueberzeugungen der Protestanten: sie wollen die Wahnpropheten nicht mehr dulden, sondern zum Dank für ihre Siege nur das wahre Evangelium predigen lassen. Am bittersten werden dem Sinne der Zeit gemäß, die heuchlerischen Mönche verhöhnt, die ihre Wohnstätten mit ekelhafter Unzucht bezeichnen. Aber auch tiefer in das Innere der clericalen Zustände führt uns der Satiriker; er schildert das goldene Buch der Decretalen mit seiner Wunderkraft, die Gläubigen zu beglücken, die Ungläubigen zu verderben; die Gefängnisse, in denen die neuen Ketzer schmachten, die Strafen, die sie erleiden, bis wir endlich das Ungeheuer selbst erblicken, von dem alle Qualen ausgehen: zugleich lechzender Wolf und wedelnder Hund, dessen Tatzen voll Blut, seine Krallen wie Harpyenkrallen, über seinem Sitze das Bild der Ungerechtigkeit. Es liegt etwas Erhabenes in dem gräßlich Grotesken seiner Schilderung.

Waren Gesinnungen wie diese in der Nation und drangen sie in die Literatur ein, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zahl der Protestanten immer anwuchs: die Verfolgungen, die sie trafen, gaben ihnen neue Lebenskraft.

Noch zu Franz I. Zeiten zeigten ganze Städte, wie Caen,

vorkommt, von Rabelais selbst ist, halte ich mich an das Urtheil des Gelehrtesten der frühern Herausgeber, unseres Duchat der es annimmt.

Rochelle, Poitiers eine entschiedene Hinneigung zur Reform.[1] Zu öffentlichen Kundgebungen kam es nicht, aber die Magistrate hielten nicht für gut, den Privatmeinungen nachzuforschen.

Unter den folgenden Kriegsunruhen konnte die Aufsicht nicht anders als noch mehr nachlassen. Im Jahr 1555 wagte es eine Congregation zu Paris, in ihrer Mitte eine Taufhandlung zu vollziehen. In Kurzem bildeten sich andere kleine Gesellschaften, in der Normandie, längs der Loire, in Orleans, Tours, Blois, Angers, — in Poitiers, ganz Saintonge und unter den Seefahrern der benachbarten Inseln.

Man hat oft behauptet, in Dauphiné und Provence habe die Einwirkung der Waldenser die Reform befördert, in Languedoc seien Ueberreste der Albigenser in die neuen Gemeinden übergegangen: es ist niemals mit der Genauigkeit nachgewiesen worden, die der Historiker wünschen sollte; doch hat namentlich das Erste in sich alle Wahrscheinlichkeit: eben in jenen Gegenden sehen wir die neuen Pflanzungen besonders gedeihen.

Um das Jahr 1558 glaubte man schon 400,000 erklärte Reformirte im Reich zählen zu dürfen: — und war erstaunt über ihren engen Zusammenhang unter einander. In der That faßten sie die Absicht und führten sie bald darauf aus — zu Paris, im Mai 1559, im Angesicht der errichteten Scheiterhaufen — sich eine gemeinschaftliche Verfassung zu geben. Das Genfer Consistorium ward nun auch in den französischen

[1] Cavalli: Li maestri di Sorbonna hanno autorità estrema di castigare li eretici, il che fanno con il fuoco, brustolandoli vivi poco a poco. Ma il luteranesimo è tanto ampliato ora per tutto, che non solo si trova qualche eretico, ma le città intiere; che vivono non già in palese, ma con tacito consenso privatamente tutti, a costume de protestanti: Caen, Rochella, Poicticrs, e simili assai in Provenza.

Gemeinden eingeführt. Keine Gemeinde sollte etwas über die andere zu sagen haben: für die allgemeinen Geschäfte wurden Versammlungen der Abgeordneten, Besprechungen oder Synoden, je nachdem ihr Kreis enger oder weiter war, angeordnet, und ein allgemeines Glaubensbekenntniß ward angenommen.

Man begreift es, wenn die Sorbonne und die Geistlichkeit, durch die wachsende Zahl der Abtrünnigen aufgeregt, alle ihre gesetzlichen Mittel und ihren Einfluß auf die Volksmassen anwenden, um sie zu vernichten, denn es waren ihre offenen Feinde. Fragen darf man aber, ob diese Gesichtspunkte auch die richterlichen Behörden und ob sie die Regierung beherrschen mußten.

Eben darum, weil trotz der engen Verbindung doch auch immer eine starke Differenz zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Prinzip obwaltete, hatte man hier zu Land der geistlichen Macht keinesweges eine unmittelbare Action gestattet. Als einmal ernstlich davon die Rede war, die in Rom erneuerten und geschärften Einrichtungen der kirchlichen Inquisition, die sich in Italien sehr wirksam erwiesen, auch in Frankreich einzuführen, widersetzte sich das Parlament, weil man die Unterthanen des Königs nicht der Willkür der bischöflichen Officialen überlassen dürfe.[1] Es behielt die Entscheidung in geistlichen Processen in seiner Hand.

Wenn aber hiermit — denn welchen Sinn hätte es sonst? — die selbständige Geltung der weltlichen Gesichtspunkte anerkannt war, so mußte sie endlich auch eine Wirkung haben. Die

[1] »L'authorité et souveraineté tant du roi que de sa couronne seroit grandement diminuée quand les sujets naturels du roi seroient prévenus et entrepris par un Official ou Inquisiteur.« Bei Crispin, Histoire des Martyrs, 463.

Mitglieder der Gerichtshöfe standen der öffentlichen Meinung einen Schritt näher als die Mitglieder der Sorbonne, sie verfochten in dem strengen Katholicismus nicht so sehr ihre eigene Sache, ganz unberührt von den religiösen Tendenzen der Zeit konnten sie selbst unmöglich bleiben: hauptsächlich aber mußte ihnen einleuchten, daß bei dem Fortschritt des Abfalls, der sich bereits als eine neue Kirche organisirte, die Repression in der bisherigen Weise niemals zum Ziel führen könne.

Im Jahr 1559 zeigte sich in dem Parlament eine bestimmte Absicht der Milderung. Die Criminalabtheilung, genannt Tournelle, an deren Spitze damals zwei Männer von der größten juridischen Autorität, Seguier und Harlai standen, wagte es, einige junge Menschen, welche über die Messe abweichende Meinungen bekannten, und standhaft festhielten, nicht wie der Wortlaut der Gesetze verlangte, zum Tod, sondern bloß zur Verbannung zu verurtheilen.

Die Sache machte das größte Aufsehen, sowohl wegen der Männer, die sie unternahmen, als an sich selbst; da bisher ein entgegengesetztes Verfahren befolgt worden war, so hielt man für gut in einer Versammlung aller Kammern des Parlaments die Frage feierlich zu erwägen. Es mag sein, daß hauptsächlich die Feinde der religiösen Neuerung das veranlaßten, aber auch die Freunde derselben waren nicht dagegen: sie hofften das gemilderte Verfahren zu einer allgemeinen Norm erhoben zu sehen.

So begannen diese Sitzungen. In den ersten sprachen die alten Räthe, die bisher in der großen Kammer das strenge Verfahren beobachtet hatten, und erklärten sich für dessen Beibehaltung. In den folgenden aber kamen die jüngern Männer zu Wort und ließen Aeußerungen von unerwartetem Inhalt

verlauten. Einige meinten, man müsse den Angeklagten ein halbes Jahr verstatten, um von ihrem Irrthum zurückzukommen; würden sie auch dann noch dabei bleiben, so möge man sie mit Hab und Gut aus dem Reiche ziehen lassen. Andere drangen darauf, daß man überhaupt erst die Entscheidung des Conciliums über die angeregten Zweifel abwarten müsse; bis diese erfolgt sei, dürfe eine Verfolgung der neuen Meinungen, von denen niemand sagen könne, ob sie ketzerisch seien, gar nicht stattfinden. In dem ausführlichen Bericht über diese Sitzungen wird versichert, daß diese Ansicht vielen Beifall gefunden habe.[1]

Es war die Zeit, in welcher die Festlichkeiten, mit denen die im Frieden verabredeten Vermählungen gefeiert werden sollten, bevorstanden. Die Protestanten faßten den Gedanken, während derselben mit einer Bittschrift um Duldung aufzutreten: denn schon sahen sie einige Männer von höchsten Rang und Ansehen in ihren Reihen. Sie versprachen sich eine entscheidende Wirkung, wenn deren Fürwort mit dem Urtheil des großen Gerichtshofes zusammentreffe.

Um so dringender erschien es den Vorfechtern des strengen Systems, einem solchen Ausspruch zuvorzukommen. Denn was solle daraus werden, wenn der höchste Gerichtshof sich von den kirchlichen Satzungen lossage, zu denen Frankreich von jeher gehalten habe; die ganze Religion werde verloren sein. Mit ihrem Eifer verbanden sich aber persönliche Motive.

[1] La vraye Histoire, de la fausse procédure contre Anne du Bourg, Mémoires de Condé I, 220: »faire surseoir la persécution et jugements capitaux contre ceux qui tiennent les propositions qui n'ont encores esté jugées ny determinées hérétiques par le jugement de l'Eglise Catholique.«

Man hat in den Händen des Königs eine Eingabe des ersten Präsidenten, Guy Le Maistre, gesehen, in welcher die der Hinneigung zum Protestantismus verdächtigen Mitglieder genannt und ihre Güter und Pfründen, die, wenn sie verurtheilt würden, aufs neue vergeben werden könnten, verzeichnet waren.[1] Schon gab es Leute, die darauf für sich selbst oder ihre Angehörigen Rechnung machten. Denn darauf hauptsächlich lenkte man die Aufmerksamkeit des Königs, daß die alten Edicte, kraft deren kein wegen seiner Religion verdächtiges Mitglied in den Parlamenten geduldet werden sollte, verletzt würden: man wollte ihn in Person sehen und hören lassen, daß sich das so verhalte. Nicht die Frage selbst, ob eine Milderung in den Gesetzen nothwendig und mit dem Interesse des Staates vereinbar sei, ward erörtert, dem König wurden diejenigen, welche sich zur Bejahung derselben neigten, als Verbrecher gegen die von ihm erlassenen Edicte bezeichnet. An sich weit entfernt davon, Gewaltsamkeiten zu lieben, ward Heinrich II. doch von den Vorstellungen fortgerissen, die man ihm machte. In der Mercuriale, denn so nannte man die Versammlungen jener Art, hatten noch die jüngsten und den neuen Meinungen am meisten zugethanen Räthe zu sprechen. Es ward veranstaltet, daß der König, den man immer als das Oberhaupt des Parlaments dachte, am 10. März 1559, unerwartet in demselben erschien.

Was man vorausgesehen hatte, erfolgte.

Die Gegenwart des Königs feuerte die Bekenner der protestantischen Lehren, statt sie zurückzuhalten, vielmehr an,

[1] »Quarum pars eaque opimior vulturiis aulicis destinabatur, partem illi filiis suis poscebant.« Thuanus, der hierüber durch seinen Vater Christoph de Thou unterrichtet worden war, lib. XXII, 452.

dieselben mit allem Eifer vorzutragen. Die Einen declamirten gegen die Fehler der römischen Curie und forderten ein Concilium, die Andern hoben den Gegensatz der Laster und Verbrechen, die man dulde, und der unschuldigen Lehren, die man mit so vieler Heftigkeit verfolge, energisch und lebhaft hervor. Der König, schon vorher eingenommen, und noch besonders durch einige Ausdrücke, die er auf seine persönlichen Verhältnisse deuten konnte, gereizt, erklärte, er sehe wohl, daß es hier Gute und Böse gebe; die Guten wolle er beibehalten, die Bösen abschaffen. Die beiden welche sich am lebhaftesten ausgedrückt, du Four und Anne du Bourg, ließ er sogleich ergreifen und in die Bastille bringen. Das von der Tournelle mit größerer Schonung abgefaßte Urtel wurde zur Revision an den königlichen Hof gefordert. In kurzem erschien ein Rundschreiben des Königs an die Parlamente und Gerichtshöfe, in welcher er sie zur äußersten Strenge gegen die Lutheraner ermahnte; würden sie in der Sache nachläßig sein, so würde er sich an die Richter selber halten. Er erklärte darin unumwunden, nachdem nun der Friede mit Spanien geschlossen worden, so werde er es sein vornehmstes Geschäft sein lassen, die Ketzer auszurotten.[1]

König Heinrich II. bezog sich in den Begründungen seines Verfahrens nicht selten auf das alte innige Verhältniß der Krone zur Kirche, auf das Beispiel und die Edicte seiner Vorfahren im 13. Jahrhundert, auf seinen Titel „der allerchristlichste." Und klar ist es was sich für diese Ansicht sagen ließ. Aber dagegen leuchtete auch ein, daß der Staat doch nicht zugleich die Kirche selbst war, eigene, von den kirchlichen

[1] Lettres patentes, von Escouen; citirt in der Histoire des Martyrs liv. VII, 506. b. Tallandier a. a. O. 456 versichert, daß die Register von diesem Jahre verloren sind.

unterschiedene Pflichten hatte, und daß Heinrich II. noch etwas anderes that, als die meisten seiner Vorfahren, selbst als sein Vater, auf den er sich immer berief. Franz I. hatte dem Rechte, wie es von den Gerichtshöfen geübt ward, seinen Lauf gelassen. Davon ist sehr verschieden, wenn Heinrich II. in das Urtheil der Gerichtshöfe selbst eingreift, und richterliche Sprüche vernichtet, welche die ausgezeichnetsten seiner Richter zu Urhebern haben. Was auch von einigen jüngern zu denken sein mochte, so konnten Seguier und Harlai doch nicht als Protestanten betrachtet werden.

Und wie nun, wenn dieser Eingriff nicht einmal aus des Königs eigenem Gefühl herrührte, sondern ihm von einer Partei, die ihre besondern persönlichen Gesichtspunkte verfolgte, eingegeben war? Die Protestanten glaubten nicht einmal von dem König selbst, sondern von einer Faction die ihn beherrsche, angefeindet zu werden; einer Faction, die mit den alten Feinden des Landes verbündet sei.

Wenn man oft behauptet hat, bei dem Frieden seien förmliche Verabredungen zur Unterdrückung der Reformirten zwischen Spanien, Frankreich und Savoyen getroffen worden, so hat man das niemals bewiesen. Aber allerdings ist in den Verhandlungen die Ausbreitung des Protestantismus als ein Beweis für die Nothwendigkeit des Friedens hervorgehoben worden; auf spanischer Seite hat man immer gesagt, man habe durch denselben dem König von Frankreich zur Unterdrückung der Protestanten freie Hand verschaffen wollen.[1] Ohnehin

[1] Der Herzog von Alba führte das den Franzosen später zu Gemüthe: Spanien habe den Frieden damals geschlossen, para que le (Heinrich II.) quedasse la mano libera para remediarlo (lo de la religion) 7. Juli 1571. Gachard II., 181; dieß ist wörtlich richtig.

schloß das Verlassen der Politik, die bisher dem Protestantismus zu Statten gekommen war, eine unmittelbare Gefahr für denselben ein.

Und so herrschten denn unter den Anhängern des Bekenntnisses die trübsten Erwartungen vor. Man glaubte der König werde auf einer Rundreise in seinem Reiche die Repression mit aller Kraft durchsetzen, werde mit dem Herzog von Savoyen verbündet, Genf angreifen, die Metropole des Calvinismus und ihre Colonien zerstören: als die Nachricht erscholl, daß dieser Fürst, der noch in der Fülle des Lebens stand und in kräftiger Gesundheit blühte, durch einen unerhörten Zufall plötzlich umgekommen sei.[1]

Bei jener Vermählungsfeierlichkeit nahm Heinrich II., wie seine Gewohnheit war, an einem Turnier Theil, in den Farben seiner Dame, der Herzogin von Valentinois, auf einem Streitroß seines neuen Schwagers, des Herzogs von Savoyen, das er mit besonderem Vergnügen ritt. Als er nach mancherlei glänzenden Erfolgen noch einmal rannte, welches, wie er sagte, für diesen Tag das letztemal sein sollte, brach sich die Lanze des Gegners an seinem Visir: ihre Splitter fuhren dem König in die Stirne; bewußtlos

[1] In den Lettere di principi III, 196 findet sich in einem Brief vom 14. Juli 1559 die genaueste Schilderung. Orges (Montgommery) — roppe la lancia nella buffa del re, un pezzo sotto la visiera, ove il tronco sfuggendo in suso, andò a trovar la visiera; et entratavi dentro una scheggie, ferì la fronte sopra l'occhio destro; et trovato l'osso durissimo, prese la volta verso la tempia, et si venne a cacciar sotto l'occhio assai profondamente. Mit den Memoiren von Vieilleville, von Carloix stimmt diese Erzählung so wenig zusammen, wie überhaupt authentische Nachrichten damit zusammenstimmen: ich habe von ihnen ganz abgesehen.

ward er weggetragen; nach wenigen Tagen verschied er (26. Juli 1559).

Die Protestanten erkannten in dem Ereigniß gleichsam ein sichtbares göttliches Gericht; aber für sich selbst konnten sie davon nichts Gutes erwarten. Der Nachfolger, Franz II., noch ein Knabe, gab seine ganze Gewalt dem Manne in die Hand, in welchem sie ihren heftigsten Widersacher erblickten, dem Cardinal von Lothringen aus dem Hause Guise.

Es ist Zeit, daß wir etwas von seiner Herkunft und seiner Persönlichkeit sagen.

Staatsverwaltung des Cardinals Carl von Lothringen.

René von Lothringen, derselbe, der mit Carl dem Kühnen schlug und mehr als einmal die Ansprüche seines Hauses auf die Provence, auf Neapel und Jerusalem in Erinnerung brachte, verordnete in seinem Testament, daß von seinen Söhnen der älteste Antoine ihm in Lothringen und Bar nachfolgen, der zweite, Claude, seine in Frankreich gelegenen Besitzungen erben sollte. Dieß waren zerstreute Güter in Normandie, Picardie, Flandern, France; die Baronien Joinville, Mayenne, Elboeuf, die Grafschaften Aumale und Guise.

Unter den ritterlichen Kriegsführern Franz I. finden wir diesen Claude, der sich von Guise nannte, das zu einem Herzogthum erhoben wurde, glänzend hervorleuchten. Seine Tapferkeit und wunderbare Rettung in der Schlacht von Marignano, der Antheil, den er an der Beruhigung Frankreichs nach der Schlacht von Pavia während der Gefangenschaft des Königs nahm, die Geistesgegenwart, die er bei dem zweiten Einfall Carls V. bewies, machten ihm einen großen Namen

im Lande; damals — denn Paris fühlte sich durch das Vordringen des Kaisers gefährdet — trat er in ein unmittelbares Verhältniß zur Bevölkerung der Hauptstadt. Er war mit einer Prinzessin von königlichem Geblüte, Antoinette von Bourbon verheirathet; eine glückliche Ehe, aus der ihm sechs lebenskräftige Söhne entsprossen, von denen sich drei der Kirche, drei dem Waffendienst widmeten; zuweilen ist er in ihrer Begleitung, denn er liebte sie zu zeigen, als in denen er sechsmal wieder auflebe, am Hofe erschienen. Seine Tochter vermählte er mit dem König Jacob V. von Schottland; Maria Stuart ist seine Enkelin.

Von den Söhnen haben wir den ältesten, Franz Guise, schon öfter erwähnt; er ist der Eroberer von Calais. Eine nicht minder bedeutende Rolle spielte während der ganzen Regierung Heinrichs II. der folgende, Carl Guise, Cardinal von Lothringen.

Carl Guise erwarb sich in seiner Jugend die wissenschaftlichen Kenntnisse, die mit den Erfordernissen des geistlichen Standes zusammenhängen; er redete die meisten lebenden Sprachen, die Italiener bemerken mit Bewunderung, wie vortrefflich er sich in der ihren ausdrückte. Dreiundzwanzig Jahr alt ward er in das Vertrauen Heinrichs II. gezogen, und zeigte sich auch den Geschäften vollkommen gewachsen. Wenn der Connetable durch Härte und Schroffheit beleidigte, so wußte er durch angenehme und einschmeichelnde Formen zu gewinnen. In frühen Jahren zum Erzbisthum Rheims befördert, unterließ er nichts, was ein großer Prälat thun kann, um sich in seiner Residenz ein unvergängliches Andenken zu stiften. Ungesunde Moräste hat er ausgetrocknet und in Gärten und Wiesen verwandelt; in seinem Forste zu Joinville ließ er das Holz schlagen, das zu den Bauten von Rheims

dienen sollte; man hat auf ihn das alte Wort angewendet, er habe eine Stadt von Lehm gefunden, und eine marmorne zurückgelassen. Er hat daselbst eine Universität, ein theologisches Collegium, ein Seminar und einen Klosterconvent gegründet. Denn keineswegs verabsäumte er seine geistlichen und bischöflichen Pflichten. Er hielt darüber, daß die Pfarrer in der Diöcese ihren Dienst versahen; er selber hat zuweilen gepredigt; von Zeit zu Zeit hielt er Provincialconcilien. Dieser jüngste von den französischen Cardinälen beschämte die andern durch Selbstbeherrschung und geistlichen Lebenswandel. Hunde und Falken sah man nicht in seinem Hause; alle Jahr zu Ostern zog er sich in ein Kloster zurück, um sich geistlichen Uebungen hinzugeben. Er war ein Mann von imponirendem Aeußern, eine hohe Gestalt, über allen erschien seine breite, hohe und intelligente Stirn. Alles hing an seinem Munde wenn er sprach; verständlich und anmuthig floß ihm die Rede; ein nie fehlendes Gedächtniß unterstützte ihn.[1]

Bei allen diesen mannichfaltigen und glänzenden Gaben ließ er die vornehmste Eigenschaft vermissen, die den Menschen macht, moralische Erhebung und Selbstvergessenheit. Um die Macht zu erlangen, waren ihm alle Mittel recht; wenn er sie besaß, kümmerte er sich um keinen Menschen der Welt. Er galt für neidisch und abgünstig, langsam eine Gnade zu erweisen, allezeit fertig Beleidigungen anzuthun, unzuverlässig den Freunden gegenüber, rachsüchtig gegen seine Feinde.[2]

[1] So schildern ihn die venetianischen Gesandten einstimmig. Was man auf der Straße von ihm sagte, möchte ich nicht wiederholen. Die Anstößigkeiten bei Brantôme, die man wohl auf ihn gedeutet hat, beziehen sich auf seinen Oheim und die Zeiten Franz I.

[2] Besonders aus den Venezianischen Berichten. Micheli spricht von dem

Mit dem Dauphin war er dadurch in das engste Verhältniß getreten, daß derselbe mit seiner Nichte, der jungen Königin von Schottland, vermählt war. Der Dauphin ward mit der conjugalen Krone geschmückt, und faßte die Aussichten, welche ihm die Rechte seiner Gemahlin auch auf ersteres gab, mit ehrgeiziger Begier ins Auge. Schon bei Lebzeiten Heinrichs II. setzten der Cardinal und sein Bruder, der Dauphin und die Dauphine, alles daran, der französischen Politik und Kriegsmacht eine Richtung gegen England zu geben; sie bildeten die engste Verbindung unter einander.

Nach dem Wechsel der Regierung verstand es sich gleichsam von selbst — und es ist nicht nöthig, die kleineren Züge, in denen es hervortrat, und von welchen die Zeitgeschichten voll sind, zu wiederholen — daß der Cardinal von Guise die Leitung der Geschäfte in die Hände bekam. Der geschäftsgewandte Oheim mußte neben dem jungen König von noch nicht voll sechzehn Jahren, seinem Neffen, alles vermögen. Montmorency, der zuletzt wieder sehr in Ansehen gestanden, empfing sammt allen seinen Freunden Zeichen persönlicher Ungunst, und mußte den Hof verlassen. Hatte er sich doch jenen englischen Entwürfen entgegengesetzt. Aber eben in diesen lebte und webte nunmehr der Hof. Franz II. und seine Gemahlin nahmen bei ihrer Thronbesteigung zugleich Titel und Wappen von England an. Bei feierlichen Einholungen in großen Städten sind sie als das Paar begrüßt worden, durch welches Gallien und Britannien vereinigt werde.

Wenn es an sich noch hätte zweifelhaft sein können, welche Stellung ein Cardinal der römischen Kirche in den

odio universale conceputo contro di lui per i molti effetti d'offesa che mostrò verso ognuno mentre nel governo ebbe l'autorità.

religiösen Streitfragen einnehmen würde, so ward es doch durch dieses Verhältniß von vorn herein entschieden. In diesem Kreise hielt man die Königin Elisabeth von jeher für illegitim geboren und unberechtigt.[1] Man trat in einen natürlichen Bund mit dem Anspruche der römischen Curie, in dieser Sache noch einmal Recht zu sprechen, und dadurch mit den strengsten katholischen Meinungen überhaupt.

Die Frage, welche damals die Geister am meisten bewegte, lag in jener von einigen Mitgliedern des Parlaments erneuerten Forderung, das gerichtliche Verfahren gegen die Protestanten zu mildern, wenigstens bis dahin, daß ein neu zu berufendes Concilium sich authentisch über die Sacramente geäußert habe. Man darf wohl kaum eine Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung darin sehen, daß der Cardinal diese Frage noch einmal der Sorbonne vorlegte. Denn wie hätte sich von der Facultät etwas anders als ein vollkommen verwerfendes Urtheil erwarten lassen? Ihr Ausspruch lautete: daß eine solche Ansicht gar nicht in Betracht gezogen werden dürfe; sie sei selbst sacramentarisch, ketzerisch, durch und durch verderblich, und geeignet, den Staat wie die Kirche zugleich aufzulösen. So ganz ward alle Milderung verworfen.[2]

Hierauf konnten jene wegen ihrer Aeußerungen in dem Parlament Angeklagten nicht weiter auf Gnade rechnen. Vergeblich versuchte du Bourg die verschiedenen Appellations-

[1] Kyllygrew a. Jones to the queen. 6. Januar 1560 bei Forbes 293. Der Marschall St. André sagte ihm, daß immediatly after the death of queen Mary the queen (Mary Stuart) did take the title (of England) upon her, as justly aperteigning to her.

[2] Censura sanctissimae facultatis, 29. August 1559; bei Argentré II, 279.

Instanzen, welche die kirchliche Verfassung in Frankreich verstattet, er ward allenthalben zurückgewiesen. Ein deutscher Fürst, der Kurfürst von der Pfalz, hoffte ihn dadurch zu retten, daß er ihn als Professor des Rechts an seine Universität Heidelberg berief; aber die Zeiten, wo man der politischen Beziehungen wegen auf eine Verwendung dieser Art hätte Rücksicht nehmen können, waren vorüber: im December 1559 erlitt du Bourg auf dem Platze vor dem Stadthaus die Strafe der Ketzer durch Strang und Feuer. Der Cardinal stützte seine persönliche Autorität im Staate auf die strenge Handhabung der geistlichen Gesetze; er wußte, daß er dadurch an Popularität bei der Menge nichts verliere; das Volk von Paris, durch die Prediger der Sorbonne in anticalvinistischer Stimmung gehalten, fand an den Executionen Vergnügen. — Alle geheimen religiösen Zusammenkünfte wurden bei Todesstrafe der Anstifter verboten, jede Begünstigung eines Angeklagten als ein eigenes Verbrechen bezeichnet; wer die Schlupfwinkel der Verurtheilten angebe, dem ward die Hälfte ihrer Güter zur Belohnung versprochen; wer aber einen solchen in seinem festen Hause zu bergen und zu schützen wage, gegen den drohte man bewaffnet anzurücken, sein Haus und Schloß niederreißen zu lassen.

In den innern Angelegenheiten schritt dergestalt der Cardinal auf dem nicht ohne seine Einwirkung von König Heinrich eingeschlagenen Wege fort; immer mit dem Unterschied, daß er ausführte, was der König nur gedroht hatte; seine Executionen erreichten, was bisher vermieden worden war, Männer von Namen und Rang. Der äußeren Politik gab der Cardinal eine entschiedene Richtung gegen England, zunächst um dessen Einfluß auf Schottland zurückzuweisen und

die stuartisch-katholischen Interessen, welche zugleich die guisischen waren und in diesem Augenblick als die französischen erschienen, zur Geltung zu bringen.

Wir brauchen nicht aufzuzählen, welche Feindseligkeiten, beides von Seiten der Religion und des Staates, er sich damit erweckte; auch Spanien war damals mit nichten für ihn; überdieß aber erwuchsen ihm durch seine persönliche Stellung und die finanzielle Lage des Landes noch andere unüberwindliche Schwierigkeiten.

Schon 1547 rechnete man, daß von den Landeseinkünften, die etwa 16 Millionen Fr. betragen mochten, drei Millionen den Gläubigern angewiesen, und Domainen zu einem nicht geringen Betrag, vielleicht 15 Millionen an Werth, verpfändet seien. Der Ausfall, der hierdurch in dem Einkommen entstand und der fortdauernde Kriegsaufwand hatte durch Erhöhung der Zölle und andere Auflagen gedeckt werden sollen. Aber sie hatten größtentheils nicht eingebracht werden können, und nur ein allgemeines Mißvergnügen erweckt. Was soll man sagen, wenn man von verschiedenen Seiten die glaubwürdige Versicherung liest, daß Bauern in den fruchtbarsten Provinzen ihre Dörfer verließen, weil sie die Lasten, die man ihnen auflegte, nicht mehr aufbringen konnten. Aber auch in den Städten gährte es, hie und da kam man auf die Ideen des funfzehnten Jahrhunderts zurück, daß der König gar nicht das Recht habe, einseitig Auflagen auszuschreiben. Und dabei befand sich doch die Regierung immer in der drückendsten Verlegenheit. Heinrich II. hatte eine nicht fundirte Schuld von ansehnlichem Belauf hinterlassen, deren Zinsen man nicht erschwingen konnte. Viele Besoldungen waren rückständig, viele geleistete Dienste unvergütet geblieben. Der Cardinal

suchte zugleich dem Volke Erleichterung zu verschaffen und Ersparnisse zu machen; die Kosten des königlichen Haushaltes hat er wirklich um eine halbe Million herabgesetzt. Aber damit erregte er neues Mißvergnügen bei denen, die davon betroffen wurden; verdiente Kriegsanführer wurden mit Härte vom Hofe zurückgewiesen; an Herstellung des Credits war nicht zu denken. Wie konnte es anders sein, als daß man, wenn auch nicht mit vollem Recht, eben ihm diesen Zustand zuschrieb, zumal da er schon unter der vorigen Regierung die Finanzen geleitet hatte. Man fand es unverantwortlich, daß er dennoch Rüstungen machte, um in die schottischen Angelegenheiten einzugreifen, und schrieb das nur seinem persönlichen Verhältniß zu.

Dazu kam aber noch ein zweites Moment von allgemeinster Wirkung. Man stellte die Behauptung auf, daß die bestehende Staatsgewalt nicht eigentlich rechtmäßig sei. König Franz II., der erst sechzehn Jahr zählte, schwach an Körper und Geist, unfähig für sich einen Beschluß zu fassen, sei doch in Wahrheit minderjährig: in solchen Fällen gebühre die Regierung den Prinzen von Geblüt, und eine Versammlung allgemeiner Stände müsse berufen werden: aber die nächsten Prinzen von Geblüt, der König von Navarra und der Prinz von Condé seien von der Regierung ausgeschlossen, unter dem einen oder dem andern Vorwand entfernt; auch der Connetable und dessen Neffe, Coligny, seien verdrängt; alles liege in den Händen zweier Fremden. Denn eigentlich Fremde seien die Guisen, mit der Krone im Widerstreit, ihr Haus mache dem König ganze Provinzen, wie Provence und Anjou, streitig.

Einst hatten Claude Guise und Vendome zum Schutz und

Schirm des Reiches mit einander gearbeitet, ihre Söhne erschienen jetzt an der Spitze zweier entgegengesetzten Parteien. Die Söhne Guise's waren im Besitz der Staatsgewalt, und leiteten sie nach ihrem Gutdünken. Um die Söhne Vendome's — die Bourbons — schloß sich alles zusammen, was sich in Opposition gegen den Cardinal warf; eine eigenthümliche Stimmung der Zeit kam diesen hierbei zu Statten.

Es war noch nicht lange her, daß der schottische Adel einen Cardinal, der kirchliche und politische Gewalt zu vereinigen suchte, umgebracht hatte; so eben in den grumbachischen Händeln, erhob sich die deutsche Reichsritterschaft, um dem Schwerte seine Unabhängigkeit von der Schreibfeder und dem Krummstabe zurückzugeben. Der von dem Fürsten nicht selbst ausgeübten, sondern an Geistliche und Gesetzkundige übertragenen Autorität widerstrebte man auch da, wo der Gehorsam mehr hergebracht war als in Schottland und Deutschland. Es waren dieselben Regungen, welche die Niederlande einige Zeit nachher von Grund aus in Bewegung setzten. In dem Fürsten sah man noch weniger den Gebieter als den Führer; Gehorsam wollte man, da der Befehl noch immer etwas Persönliches hat, hauptsächlich aus persönlicher Hingebung leisten. Die Abstraction des Staates erkannte man noch nicht vollkommen an.

So waren vor allem die französischen Edelleute gesinnt. Sie glaubten sich einer Gewalt widersetzen zu dürfen, welche ihnen unter dem Namen eines seiner selbst noch nicht mächtigen Fürsten auferlegt werden sollte. Nur denen zu gehorchen sei ihre Pflicht, die von dem Hause von Frankreich abstammen. Der große König Franz habe den Unterschied der fremden und der königlichen Prinzen, den man jetzt zu verwischen

suche, aufrecht erhalten: nur von seinen Prinzen von ächtem Blut wolle Frankreich regiert sein.

Aus so mannigfaltigen Motiven, der inneren und der äußeren Politik, des Staates und der Religion, der allgemeinen Ansicht und der momentanen Verlegenheit entsprangen die Regungen der Opposition gegen die Macht der Guisen. Lange konnte es damit in Frankreich nicht gehen, ohne daß es zu einem Ausbruch kam.

Die geduldigen, nur in geheimen Versammlungen ihres Gottesdienstes wartenden, und dann deßhalb vor die Gerichte geschleppten, mißhandelten Christaudins, — wie man die Protestanten anfangs nannte, — machten sich plötzlich, da sie von der Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die über ihnen sei, vernahmen, durch Widerstand bemerkbar. Zuweilen wurden Gefangene, die man in ziemlicher Anzahl über Land führte, auf dem Wege aus den Händen ihrer Geleitsmänner befreit; zuweilen wurden Verurtheilte, die man schon nach dem Richtplatz schleppte, durch plötzlichen Ueberfall losgemacht. Nun aber tauchte unter denen, die in die Schweiz geflohen waren, noch ein anderer Gedanke von der größten politischen und religiösen Tragweite auf. Sie hielten für möglich und erlaubt, die Regierung der Guisen, die so schwer auf dem Lande lastete, durch einen plötzlichen Handstreich umzustürzen.

Man hat mit Calvin davon gesprochen: er war ganz dagegen. Wenn er zugeben sollte, daß auf die Guisen, deßhalb weil ihre Macht unrechtmäßig sei, ein Angriff gemacht werde, so müsse man ihm erst eine Aufforderung der Prinzen von Geblüt vorlegen, ja eine Erklärung des Parlamentes gegen sie würde vonnöthen sein.[1]

[1] Qu'il valoit mieux, que nous perissions tous cent fois,

Der vornehmste Urheber des Planes war ein aus Bourgogne, wo er einen Proceß hatte, geflüchteter Edelmann von Perigord, de la Renaudie, der jetzt die Erlaubniß erlangte, zur Revision seines Rechtsstreits nach Frankreich zurückzukommen. Ein Mensch, der eine persönliche Rache an den Guisen, die seinen Schwager hatten hinrichten lassen, zu nehmen suchte,[1] übrigens weder zuverlässig noch unbescholten, aber von ungemeiner Gewandtheit des Betragens und der Rede. Zu Nantes in Bretagne gelang es ihm, eine Anzahl französischer Edelleute für sein Unternehmen zu gewinnen. Es waren Mißvergnügte, aus politischen und religiösen Gründen, die sich in der Ueberzeugung begegneten, daß die Macht der Guisen auf Usurpation beruhe, und von Rechtswegen gestürzt werden sollte. La Renaudie trug kein Bedenken, den Einen den Prinzen von Condé, als das eigentliche Oberhaupt, das nur geheim bleiben wolle, zu bezeichnen, und den Andern zu versichern, daß nach dem Gutachten deutscher Theologen und Juristen das Unternehmen ein ganz rechtmäßiges sei. Ein solches Gutachten ist nie authentisch zum Vorschein gekommen; von Calvin und seinen Freunden kann es unmöglich ausgegangen sein. Aber mit historischer Bestimmtheit läßt sich selbst nicht sagen, ob La Renaudie sich mit Condé verabredet hatte. Historiker der Zeit, die den Dingen nahe standen, haben es erzählt: der Prinz hat es immer geläugnet; das höchste Gericht hat ihn später von aller Schuld freigesprochen. Ueber der ganzen Sache schwebt ein noch nicht aufgehelltes Dunkel.

que d'estre cause que le nom des Chrestiens de l'evangile fust exposé à tel opprobre. Schreiben Calvins bei Henry, Leben Calvins III. app. 154.

[1] Vergl. Barthold: Deutschland und die Hugenotten I, 262.

Hatte La Renaudie wirklich eine Verbindung mit der Königin von England, die in den Guisen ihre persönlichen Feinde sah, das Auftreten der. Franzosen in Schottland eben nur von ihnen herleitete und eine ihnen entgegengesetzte Bewegung in Frankreich nicht anders als wünschen konnte? Haben sich, was mit großer Sicherheit behauptet worden ist, Männer wie der spätere Kanzler Lhopital bei der Sache betheiligt? Man nimmt an, daß das Unternehmen ursprünglich auf Blois abgesehen und die plötzliche Verlegung des Hoflagers von da nach Amboise ihm entgegengesetzt und nachtheilig geworden sei. Schon am 28. Januar aber war nach der Erzählung des englischen Gesandten diese Verlegung beschlossen; die Zusammenkunft in Nantes fand erst im Anfang Februar statt.

Wir leisten Verzicht darauf, das Geheimniß der Bewegungen der Verschwornen zu durchdringen, und begleiten nur den Gang der Dinge in Amboise, von dem wir Tag für Tag Bericht haben.

Unbesorgt, auf weitestem Umweg über Vendome und Chateaurenaut, begab sich der Hof dahin; hier aber empfand er bald feindselige Regungen um sich her. Wenn die Guisen in die schottischen Händel doch nicht recht ernstlich eingriffen, so lag der Grund davon in der Besorgniß vor einer allgemeinen Empörung, die der Beginn des Krieges zum Ausbruch bringen würde. Am 7. März redete man bereits von der Entdeckung einer Verschwörung; Verdächtige wurden eingezogen, die beiden Guisen ließen sich von Bewaffneten bewachen und zogen neue Truppen heran. In der Gegend von Tours wurden Reiter aufgefangen, welche Pistolen und Schießbedarf mit sich führten: in Tours selbst kam es zu blutigen Händeln zwischen herangezogenen Edelleuten und königlichen

Truppen. Da ist der Name Hugenotten entstanden, der zunächst eine plötzlich erscheinende tumultuarische Menge bezeichnen und an die dortige Sage von König Hugo's wilder Jagd anknüpfen mag.[1] Man unterschied Hugenotten des Staates und Hugenotten der Kirche. Der englische Gesandte kann die Verwirrung und Rathlosigkeit, welche bei diesen Bewegungen am Hofe eintrat, nicht stark genug schildern: man wisse nicht wem man trauen solle, wem nicht: wen man gestern entlassen, den rufe man heute zurück; wer heute alles Vertrauen genieße, der könne morgen auf keines zählen. Aufrührerische, hauptsächlich aus den niedern Ständen, wurden festgenommen und hernach sogar mit kleinen Geschenken wieder losgelassen: eine Anzahl von Edelleuten, in einem benachbarten Schloß versammelt, — wie sie sagten, um eine Bittschrift zu überreichen, — wurde genöthigt sich zu ergeben, unter Gewähr jedoch einer guten Behandlung, und in Amboise eingebracht. Das vornehmste Ereigniß in der ganzen Sache fiel am 17. März vor, doch war auch das nur wenig bedeutend. Etwa hundertfünfzig Reiter zogen am Morgen dieses Tages gegen das Schloß von Amboise heran; sie kamen an das Thor und feuerten einige Pistolenschüsse nach einer benachbarten Kirche; indeß hörte man die Trommeln im Schloßhofe wirbeln, nach

[1] Wie sich die Sage vom wilden Jäger allenthalben an die berühmtesten Namen schloß, an Artus, Waldemar, Carl den Großen, so in Frankreich an Hugo Capet. Vergl. Grimm, deutsche Mythologie S. 894. Seit Mezeray ist es Sitte, den Namen von dem Wort Eidgnos herzuleiten. Es ist nicht meine Sache, hierüber eine definitive Meinung abzugeben. Richtig ist es, daß ein genferisches Lied Tes Aignos sont au-dessus: tes Mammellus sont ruez jus, noch nicht vergessen war. Doch ist es auffallend, daß eine gelehrte Schrift (Mémoires de Condé III, 235), die diese Erinnerung kennt, den Namen nicht darauf bezieht.

den Pferden, nach den Waffen rufen; die Reiter wurden inne, daß sie die Schwächeren seien, und zogen sich bereits in Eile zurück, als die königlichen Truppen herausbrachen, sie zerstreuten, einige niedermachten, andere als Gefangene abführten. Die bisherige Nachsicht verwandelte sich hierauf in Strenge; die einen wurden durch den Strick getödtet, die andern im Fluß ersäuft; achtzehn namhafte Kriegshauptleute wurden mit dem Schwerte umgebracht, und man sah ihre Köpfe auf Pfählen ausgestellt, unter ihnen den des vornehmsten Führers La Renaudie, der tapfer fechtend gefallen war. Vor einem neuen Anfall glaubten sich die Guisen noch mit nichten sicher; sie begannen Amboise zu befestigen.[1]

Calvin verglich das Unternehmen einem Abenteuer irrender Ritter: wie den Entwurf, so schalt er die schülerhaft zögernde Ausführung und that sich etwas darauf zu Gute, daß er von Anfang an dagegen gewesen sei.

Irren wir jedoch nicht, so hat zwar nicht die That selbst, aber die Bewegung als deren Mittelpunkt und Ausdruck sie erscheint, die größte Wirkung hervorgebracht.

Im Angesichte des kommenden Sturmes mäßigte der Cardinal von Lothringen seine Politik. Durch einen Erlaß, der am 8. März als bereits erschienen bezeichnet wird, also unmittelbar nach den ersten Regungen, noch vor dem Anlauf auf Amboise, eröffnete er die Kerker, in denen die Protestanten festgehalten wurden. Er verkündigte allen denen, welche

[1] Die unmittelbarste Schilderung des Vorgangs, die mir vorgekommen, ist in der Depesche von Throkmorton bei Forbes 378. Die Nachrichten bei La Planche, Beze und La Popelliniere über diese Verschwörung stimmen meistens wörtlich zusammen und sind eigentlich eine und dieselbe; nur hie und da zeigen sich Spuren von Ueberarbeitung.

Abendmahl und Taufe nach dem Ritus von Genf gefeiert, oder den Predigten genferischer Prädicanten beigewohnt hatten, Vergebung und Straflosigkeit, unter der Bedingung, daß sie sich fortan als gute Katholiken und getreue Söhne der Kirche halten sollten.[1] Nur die Prediger selbst, und diejenigen, welche offene Gewaltthätigkeiten begangen oder in Verschwörungen gegen Krone und Staat verwickelt seien, wurden von der Amnestie ausgenommen. Und gleich darauf in steigender Besorgniß versprach der Cardinal einem jeden, der mit gegen Amboise habe heranziehen wollen, Verzeihung, wenn er sich nach Hause begebe. Die Wirkung hiervon war unberechenbar. Zum erstenmal ließ die Regierung von der Strenge der bisher festgehaltenen Gesetze nach; sie erklärte selbst, es sei unmöglich, dieselben auszuführen: der König könne das erste Jahr seiner Regierung nicht mit so vielen Hinrichtungen, die ein Blutbad sein würden, bezeichnen. Die Gefängnisse eröffneten sich allenthalben; wie wäre jedoch zu erwarten gewesen, daß die Befreiten zu dem katholischen Ritus hätten zurückkehren sollen? Sie behaupteten in ihrem Proceß Recht behalten zu haben, und fühlten sich nunmehr erst ihrer Sache vollkommen sicher.

In einem neuen Edict, gegeben zu Romorantin, Mai 1560, das in harten Ausdrücken die Versammlungen, gegen welche die niederen Gerichtshöfe freie Hand haben sollten, verpönt, kam die Regierung doch nicht auf die ganze Strenge des früheren Verfahrens zurück: dem einfachen Bekenntniß nachzufragen gab sie auf, weil, wie der Kanzler sagt, das Unkraut auf dem Acker der Kirche schon so mächtig angewachsen sei, daß man davon abstehen müsse, es auszugäten.[2]

[1] Edit d'abolition en faveur des hérétiques. Isambert XIV, 22.

[2] Micheli: onde ne furono liberati et cavati di prigione di

Unmöglich aber war auch dieß, Straflosigkeit der religiösen Meinung und das Verbot religiöser Zusammenkünfte zu vereinigen. Denn nur in der Gemeinsamkeit der Verehrung findet die Religion ihren vollen Ausdruck. Es kränkte die Protestanten, daß ihre gottesdienstlichen Vereinigungen mit aufrührerischen Versammlungen gleichgestellt wurden. In allen Provinzen forderte man eine Zurücknahme des neuen Edictes.

Noch im Sommer 1560 zeigte sich eine Gelegenheit, diese Forderung auf das nachdrücklichste zur Sprache zu bringen.

In den immer wachsenden kirchlichen, finanziellen und politischen Verlegenheiten hielt der Hof für gut, eine allgemeine Berathung seiner obersten Räthe in Fontainebleau zu veranlassen. Es waren die Marschälle von Frankreich, die Mitglieder des Ordens, die Räthe der höchsten Collegien, welche sich hier zusammenfanden; auch der Connetable und der Admiral waren zugegen.

Admiral Coligny — schon längst für die neuen Meinungen entschieden, obgleich er sie noch nicht gerade öffentlich bekannte — der sich so eben durch die Beruhigung der Normandie ein neues Verdienst erworben hatte, unternahm die große Frage, mit der alles umging, zur Entscheidung zu bringen. Gleich in der ersten Sitzung der Notablenversammlung zu Fontainebleau (23. August 1560), sobald der König sie eröffnet hatte, erhob er sich, um demselben zwei Bittschriften der in den verschiedenen Theilen des Reiches zerstreuten Gläubigen — denn so bezeichneten sich die Anhänger der

Parigi et di tutte le altre città del regno un grandissimo numero, che rimasero poi nel regno praticando (nicht etwa predicando, wie gedruckt ist, das Ms. des Archivs hat die richtige Leseart) liberamente et parlando con ognuno et gloriandosi etc.

kirchlichen Reform — zu überreichen, von dem merkwürdigsten Inhalt.

In der ersten sagen sie sich von Unternehmungen, wie die letzte gegen Amboise gewesen war, förmlich los, denn nur von Libertinern und Atheisten könne eine solche gebilligt werden; in der zweiten entwickeln sie dann die Unmöglichkeit, auf kirchliche Versammlungen Verzicht zu leisten, und um diese nicht insgeheim veranstalten zu müssen, fordern sie den König auf, ihnen Kirchen zur Predigt und zur Feier der Sacramente zu bewilligen.

Ein Verlangen, durchaus auf dem Standpunkt der individuellen Religion, das aber nicht allein eine kirchliche, sondern zugleich eine hohe politische Bedeutung hatte. Es strebte gegen den Begriff an, auf dem noch alles beruhte, der unbedingten Verbindung des Königthums mit den Satzungen der katholischen Kirche. Dieser Begriff der Untrennbarkeit der geistlichen und weltlichen Gewalt hat den Jahrhunderten des Mittelalters ihren Charakter gegeben: die neuere Zeit beginnt damit, daß er in Frage gestellt und bekämpft wird. Indem die Protestanten in Frankreich sich aufs neue zum weltlichen Gehorsam bekannten, drangen sie auf dieses Zugeständniß, ohne welches sie nicht leben konnten, das aber eine Umgestaltung der allgemeinen Ideen in sich schloß.

Es war schon ein Ereigniß, daß in dem vollen Rath des allerchristlichsten Königs einer der ausgezeichnetsten Männer des Reiches den Gedanken vortrug und empfahl, aber durchzubringen vermochte er damit nicht. Der Cardinal hatte die Gefängnisse öffnen können, mit dem Vorbehalt der Rückkehr eines jeden zum alten Glauben; den Protestanten Kirchen zu bewilligen, lag jenseits seines Gesichtskreises. Er hat gesagt,

der König würde damit ihren Götzendienst bestätigen, und seine ewige Seligkeit verwirken.[1]

In dieser Versammlung kamen aber noch andere Vorschläge vor, denen er nicht so entschieden entgegentreten konnte.

Charles de Marillac, Erzbischof von Vienne, derselbe, der lange Zeit als Gesandter am Hofe Carls V. gestanden, und eine gewisse Erfahrung in den kirchlich-politischen Irrungen der Zeit erworben hatte, zeigte sich davon durchdrungen, daß eine so isolirte Stellung wie die französische Regierung einnehme, einer allgemeinen Bewegung gegenüber sich nicht behaupten lasse; er fand, daß eine ständische Verfassung, wie sie überall sonst in voller Wirksamkeit bestehe, auch für Frankreich unentbehrlich sei; schon verlaute in einigen Provinzen, daß man ohne ständische Bewilligung die Auflage nicht ferner zahlen wolle; er trug auf die Berufung zugleich einer ständischen Versammlung für die finanziellen, und eines Nationalconciliums, wie es so oft auch in Deutschland beabsichtigt worden war, für die kirchlichen Verhältnisse an; er sprach darüber mit männlichem Nachdruck und zugleich mit besonderer Gewandtheit; an seinen Vorschlägen wußte er die Seite hervorzukehren, welche den Menschen einleuchtet und sie gewinnt. Der junge König selbst empfing davon einen sichtbaren Eindruck. Der Cardinal hatte gegen eine Ständeversammlung, worin er die Nation wegen der Geldverwaltung zu beruhigen und den Credit herzustellen hoffte, nicht so viel einzuwenden, als gegen ein Concilium, welches wenigstens nicht nöthig sei,

[1] Quant à leur bailler temples, ce seroit de tout approuver leur idolâtrie et que le roi ne le sauroit faire sans être perpétuellement damné. (Discours bei Maier des états généraux X, 296.)

da die Kirche über alle Fragen längst entschieden habe; aber endlich gab er beides nach. Der Beschluß ward gefaßt, ein Nationalconcilium im Januar 1561 und schon einen Monat vorher im December 1560 die allgemeinen Stände zusammenzutreten zu lassen; unverzüglich ergingen die Einberufungsschreiben.

In Rom und in Spanien war man über die Zugeständnisse des Cardinals von Lothringen erstaunt. Der Venetianer Soriano versichert, ihm sei es damit auch niemals Ernst gewesen; er habe den Neuerungssüchtigen nur Sand in die Augen werfen wollen, um sie fürs Erste zu beruhigen, und alsdann die Oberhäupter in seine Gewalt zu bringen, durch deren Züchtigung er alles zu ersticken geglaubt habe.[1]

Ich traue den Italienern nicht ganz, wenn sie von listigen Berechnungen für die Zukunft reden. Augenscheinlich ist doch, daß der Cardinal nur ungern und halb gezwungen auf die Berufung berathender Versammlungen einging. Wie hätte er sich verbergen sollen, daß sie ihm große Stürme bringen konnten? Auch die auswärtigen Angelegenheiten gingen schlecht, die Partei der Guisen und Franzosen in Schottland sah sich zu einer ungünstigen Abkunft genöthigt, welche den englischen Einfluß bestätigte und den Verlust des französischen nach sich gezogen hat. Mochte er das gleich den innern Bewegungen Schuld geben und Schuld geben können, so wird die Stellung eines leitenden Ministers durch erlittene Nachtheile immer gefährdet sein.

Wenn Gewalt in der ursprünglichen Absicht lag, so ist

[1] Soriano commentarii (Relation von 1562): Con la deliberatione del concilio si venne a dar pasto a chi cercava di far mutatione nella fede e con quella di far li stati si venne a dar intentione di mettere nuovo ordine nel governo.

es nicht zu begreifen, daß ein Mann von milder Gesinnung, wie Lhopital, mit dem großen Siegel betraut wurde.

Einheit des Planes und Sicherheit der Ausführung sucht man überhaupt in dieser Staatsverwaltung vergeblich: man sieht nur rücksichtslose Strenge, so lange es geht, Zurückweichen im Augenblick der Gefahr, Nachgiebigkeit gegen fremdes Andringen und dabei doch die Absicht, unter allen Umständen die Gewalt zu behaupten und zu verstärken.

Ueberall im Lande begrüßte man die Aussicht einer freien Meinungsäußerung in Sachen der Religion und des Staats als eine der glücklichsten und hoffnungsreichsten Neuerungen. In den Provinzialversammlungen erhoben sich die alten so oft vorgekommenen und eben so oft zurückgedrängten Ideen einer allgemeinen Reform. Von Haus zu Haus, von Provinz zu Provinz trug man Schriften, in denen der Geistlichkeit und dem Adel, die von ihrem ursprünglichen Beruf abgewichen seien, den Parlamenten, wo alles für Geld geschehe und nichts ohne Geld, den Mißbräuchen der Verwaltung der lebendigste Krieg angekündigt wurde. Man versichert, daß von den dreizehn Gouvernements zehn dieser Meinung gewesen seien.

Wie stark aber auch die Regungen geistlicher und weltlicher Opposition waren, die Guisen zweifelten nicht, ihrer Herr zu werden; die Summe der Macht nahmen sie um so ausschließender in ihre und ihrer Freunde Hände zusammen. Noch während des Tumultes von Amboise war Herzog Franz Guise zum Generalstatthalter des Königs ernannt und mit der Verfügung über die bewaffnete Macht bekleidet worden. Welchen Anspruch auch immer nach französischem Herkommen der Prinz von Condé auf das Gouvernement der Picardie besaß, das man Coligny entwunden hatte, so ward ihm dasselbe doch vorenthalten;

Marschall Brissac, der es empfing, gesellte sich dafür den Anhängern der Guisen zu. Andern Mitgliedern des Hauses Bourbon, die im Besitz waren, wurden Generallieutenants, welche die Guisen wählten, zur Seite gesetzt; dem Herzog von Montpensier in Anjou, Touraine und Maine Le Roy, Herr von Chavigny, der vor kurzem von den Montmorencys abgefallen war; dem Prinzen von Roche-sur-Yon in Orleans Philibert de Marcilly Herr von Cypierre.[1] Kleinere Gouvernements wurden von den größern abgesondert, und zuverlässigen Leuten anvertraut. Es ist der Moment, in welchem die Macht dieser Provinzialbefehlshaber, welche militärische und bürgerlich polizeiliche Befugnisse vereinigten, in das Parteigetriebe gezogen und von demselben abhängig gemacht wurde.

Welche Absichten vorwalteten, sieht man unter Anderem aus der Instruction, die dem Marschall Thermes für Perigord und Limousin gegeben ward. Darin heißt es, man lebe in jenen Provinzen, wie in Genf, was gegen die Ehre Gottes und des Königs laufe; der Marschall möge vornehmlich die Prediger in seine Hand zu bekommen suchen, dann die Beamten, die denselben Vorschub leisten und sie nach Gebühr züchtigen.[2] Ueberall begann jetzt die Repression mit Macht und Nachdruck; überall hören wir von verbrannten Büchern, verfolgten Predigern, überdem Gefangensetzungen, Verdammungen, Executionen. Die alten Rittersleute der früheren Kriege geriethen in Wuth, wenn sie nach Amboise kamen, und die Köpfe ihrer ehemaligen Kameraden auf Pfähle gesteckt sahen: „Ha, sie haben Frankreich enthauptet," sagte der alte Aubigné, „die Henker!"

[1] Le Laboureur: Additions zu den Memoiren von Castelnau I, 508.

[2] Le roi au Maréchal de Termes 1. Oktober 1560. Bei Paris: Négociations sous François II.

Man hat es den französischen Protestanten zuweilen zum Vorwurf gemacht, daß sie sich mit einer politischen Partei in Verbindung einließen: wie wäre das aber unter diesen Umständen zu vermeiden gewesen. Eben gegen die nächsten Prinzen von Geblüt, und gegen die Protestanten zugleich richteten die Guisen alle ihre Anstrengungen: jene sollten ausgeschlossen, diese unterdrückt werden: wie konnte es anders sein, als daß sich zwischen den Prinzen und den Protestanten ein enges Verhältniß bildete.

Calvin erwartete nicht viel von den Ständen, nichts von der angekündigten kirchlichen Versammlung, welche jede Entscheidung nur eben einem allgemeinen Concilium anheimgeben werde. Dagegen hoffte er Großes von einem ruhigen Widerstand des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé. Indem er seinen ganzen Einfluß anwendete, um jede Gewaltthat, namentlich die Besitznehmungen der Kirchen von Seiten seiner Anhänger in den Provinzen zu verhüten, ließ er zu, und sah es gern, daß sich sein Mitarbeiter Beza, mitten durch die von Unruhen erfüllten Provinzen hindurch unter großen Gefahren, nach Bearn begab, um sich dort mit dem König von Navarra zu verständigen. Eben ihn zu einer großen Demonstration zu veranlassen war Calvins Meinung. Der König sollte sich an der Spitze des Adels von Provence, Languedoc und Normandie den Guisen entgegensetzen; er möge es nur wagen; ohne das mindeste Blutvergießen werde er die Macht der Gewaltigen brechen. Calvin war überzeugt, daß es nur einer oppositionellen Aufstellung in Frankreich bedürfe, um in den Reihen der Anhänger der Guisen, die sich jetzt nur der Uebermacht anschlößen, eine Veränderung hervorzubringen. Er glaubte selbst auf die Königin

Catharina rechnen zu dürfen, die ja wohl wissen werde, was ihr fromme.[1]

Beza's Sendung war mit nichten fruchtlos: sie hat zur Durchführung der Reform in Bearn den nächsten Anlaß gegeben: den vornehmsten Zweck aber erreichte sie nicht.

Dieser König Anton von Navarra, liebenswürdig, freigebig, gebildet, dem Protestantismus von Herzen geneigt, war doch nicht fähig, männliche und kühne Entschlüsse zu fassen. Als er nach Hofe beschieden wurde, wagte er auch unter den damaligen Umständen trotz aller Warnungen nicht zu widerstreben: er schmeichelte sich, daß Niemand an ihn oder seinen Bruder Condé, der ihn begleitete, die Hand zu legen wagen werde. Der Hof war damals in Orleans, sich zur Ständeversammlung vorbereitend. Die verdächtigen Magistratspersonen waren verhaftet, die alten Banden von Piemont und Picardie, Compagnien, die aus Schottland zurückkehrten, herangezogen worden, der Cardinal von Guise war des Platzes und der Umgebung vollkommen Meister. Nicht lange waren die beiden Prinzen angelangt, als Condé eingezogen und auf den Grund der über das Unternehmen von Amboise eingeleiteten Untersuchung in strengen Gewahrsam genommen ward: es war alles Ernstes von einem Todesurtheil gegen ihn die Rede. Man hat erzählt, Anton von Navarra habe von dem jungen König von Frankreich eines Tages mit eigener Hand getödtet werden sollen, und diesem habe im Moment nur der Muth dazu versagt;[2] eine Erzählung, die jedoch fast mehr auf

[1] Schreiben Calvins bei Baum, Leben Beza's II, 116, 124.

[2] Olhagaray Histoire de Foix behauptet, dieß aus dem Munde der Königin Johanna zu wissen, und aus ihren Memoiren entnommen zu haben. (L'original dont j'ai tiré mot à mot ces paroles) 528.

der Besorgniß und Schreckhaftigkeit Navarra's, als auf einer wirklichen Thatsache zu beruhen scheint. Aber diese dunkelen Vorgänge am Hofe, zusammentreffend mit Executionen, die im Lande wütheten, erfüllten Alles mit den trübsten Aussichten, als die ständischen Abgeordneten in Orleans eintrafen. Man hat damals behauptet, der Cardinal habe sich der Anwesenheit der Stände bedienen wollen, um zugleich sein Verfahren gegen den Prinzen autorisiren und die Protestanten durch einen feierlichen Beschluß verdammen zu lassen. Die Mitglieder der Versammlung würden genöthigt worden sein, ein katholisches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen; das nämliche hätte man dann im ganzen Reiche von Obrigkeiten und Privaten Pfarre bei Pfarre gefordert; wer sich geweigert hätte, würde der Strenge der Ketzergerichte überliefert worden sein: in verschiedenen Colonnen wären die Truppen durch das Land gezogen, um diese Maßregeln zur Ausführung zu bringen, die katholisch-guisardische Gewalt wäre auf immer aufgerichtet gewesen.[1]

Ich habe manches gefunden, wodurch diese Behauptungen bestätigt, nichts, wodurch sie ganz außer Zweifel gesetzt würden. Die letzten Absichten zur Herrschaft aufstrebender, oder in ihrer Herrschaft gefährdeter Parteien werden sich schwerlich

Die Worte fallen mit der Erzählung von La Planche zusammen und ein neues Moment der Glaubwürdigkeit fügen sie nicht hinzu.

[1] Mémoires de Castelnau 2, ch. 12. A. C. XLII, 79. Mergey, dessen Nachrichten sich auf die Duchesse d'Usez, qui possédait fort la reine mère, zurückbeziehen ibid. XLI, 51. Dem Cardinal Ippolyto d'Este sagte die Königin später, als man daran dachte, »far fare la confessione della lor fede a tutti i consiglieri e a tutti gli officiali reggii,« daß von diesen Dingen schon zur Zeit Franz II. die Rede gewesen sei.

jemals mit Sicherheit erkennen lassen, bevor sie in dem Erfolg selbst hervortreten. Dießmal aber sollte es so weit nicht kommen. Indem man alles von dem Cardinal erwartete, die Besorgniß vor ihm, der Haß gegen ihn den höchsten Grad erreichte, war es mit seiner Gewalt bereits am Ende. Der junge König, von dessen Verhältniß zu ihm alles abhing, und den er niemals zu eigener Thätigkeit hatte gelangen lassen, starb eines plötzlichen Todes, 5. Dec. 1560, noch ehe die Ständeversammlung eröffnet worden war.

Das war derselbe Fürst, dessen Geburt man vor siebzehn Jahren als das größte Glück von Frankreich begrüßt hatte. Aber der frühe Tod seines Vaters, und die Combination der Umstände, durch welche die strengkatholischen Ideen, die man gefaßt, mit Parteibestrebungen in Verbindung gesetzt wurden, ehe er noch zu einem selbständigen Eingreifen herangereift war, machten die Zeit seiner Regierung zu einer Epoche gegenwärtigen und künftigen Unglücks.

Dem Cardinal von Lothringen kam der Gedanke, den Einfluß, den er auf die Geistlichkeit und einen Theil der Stände gewonnen, die Idee der katholischen Einheit und die große Militärmacht, welche zu seinen Diensten war, kühn für sich selbst zu benutzen. Er rechnete dabei auf den Unternehmungsgeist seines Bruders und die Unterstützung der Königin Mutter, die bisher auf seiner Seite gewesen war, und der er sagte, sie sei als eine Fremde unbeliebt und würde sich ohne ihn und seine Freunde nicht behaupten können. Allein zuerst entzog sich ihm sein Bruder. Der Herzog von Guise kannte den Adel, und theilte auch selbst dessen royalistische Gefühle: er hielt es nicht für möglich, eine Staatsform, die nicht gesetzlich gerechtfertigt sei, festzuhalten. Noch mehr hatte der

Cardinal sich in der Königin getäuscht. Sie verlangte nach dem Augenblicke, wo das Uebergewicht der Guisen, das sie nur darum ertragen hatte, weil es bei der Stimmung Franz II. nicht zu vermeiden gewesen war, ein Ende nähme. Sie meinte den Guisen zeigen zu können, daß der öffentliche Haß, von dem die letzte Verwaltung betroffen worden, nicht ihr gegolten habe, sondern ihnen.

„Da Alles verloren war," sagte Beza, „siehe da wachte der Herr unser Gott auf."

Nicht auf einmal, aber nach und nach, und um so entschiedener erfolgte ein Umschwung der Dinge; die Ideen Calvins bekamen das Uebergewicht über die Ideen des Cardinals.

Ständische und parlamentarische Berathungen.

Der Unterschied gegen den letzten Thronwechsel lag darin, daß jetzt eine unzweifelhafte Minderjährigkeit eingetreten war, und alle die Rechte, die bisher bestritten werden konnten, nunmehr zur vollen Geltung gelangten.

Einen gewissen, wenn gleich nicht genau bestimmten Anspruch hatte die Königin Mutter selbst. Catharina Medici hielt sich nicht lange damit auf, den verstorbenen Sohn zu beklagen; mit dem ältesten der überlebenden, dem die Thronfolge zukam, an der Hand, erschien sie im Conseil: es war Carl IX., der damals im eilften Jahre stand; der Knabe wies die versammelten obersten Räthe der Krone auf die Befehle seiner Mutter an.

Ueber jeden Zweifel erhaben aber war nach den alten Gesetzen und Gewohnheiten des Reiches der Anspruch der Prinzen von Geblüt auf die Führung der Geschäfte. Das

Conseil beschloß, daß in allen Dingen die Meinung des ersten Prinzen, des Königs von Navarra, gehört werden sollte. Eben das hatte Calvin gewünscht, und durch eine große Demonstration herbeizuführen beabsichtigt; es war jetzt ganz von selbst geschehen. Der französische Adel sah nun wirklich den Prinzen an der Spitze, in den er von Natur, und um seiner Offenheit, Bravheit und Leutseligkeit willen sein Vertrauen setzte.

Nun erst — 13. Dec. 1560 — wurden die Stände eröffnet. Der Cardinal hatte ihnen ausdrücklich verboten, sich über die Religionsangelegenheit zu äußern; nachdem er seine Macht verloren, bildete eben diese den vornehmsten Gegenstand der Berathungen.

Die Vorschläge des dritten Standes zielten auf eine gänzliche Umbildung der geistlichen Verfassung. Die persönliche Verwerflichkeit so vieler Mitglieder des hohen und niederen Clerus erweckte den Gedanken, für die Besetzung der geistlichen Stellen ein System der Wahl, und zwar im weitesten Umfange, einzuführen. Die Pfarrer sollen von der Gemeinde gewählt, von dem Bischof nur bestätigt werden, ihre Prüfung soll durch gelehrte und würdige Männer öffentlich geschehen. An der Wahl der Bischöfe sollen die Pfarrer der Städte sammt den weltlichen Notabeln theilnehmen; die Erzbischöfe sollen von ihren Suffraganen, Domherren und Pfarrern gewählt werden. Die geistlichen Güter sollen keineswegs allein zum Genuß der Geistlichen dienen; ein Drittheil davon soll für die Armen, ein anderes Drittheil für den Bau der Kirchen und fromme Stiftungen, Spitale, Schulen bestimmt sein. Man sieht, es war gleichsam eine Civilconstitution des Clerus, was der dritte Stand vorschlug.

Noch um vieles weiter aber ging ein großer Theil des Adels. Aus den Aeußerungen, die in seiner Mitte verlauteten, nimmt man ab, in wie manchen Bezirken die protestantischen Meinungen die Oberhand hatten. Der Adel von Touraine fordert in den Ausdrücken des deutschen Protestantismus, daß die Kirche nach dem reinen Worte Gottes, ohne daß man etwas hinzufüge oder hinwegnehme, reformirt, und zu dem Ende eine freie Kirchenversammlung berufen werde, wo ein Jeder ohne Besorgniß einer künftigen Verantwortung seine Meinung äußern dürfe.[1] Es existirt eine Remonstranz des Adels aus 52 Amtsbezirken in Normandie, Guienne, Poitiers, Toulouse, ganz Bretagne, in welcher dieselben Ansichten vorherrschen. Alle Unordnung wird daher geleitet, daß der Clerus nicht mehr das heilige Gotteswort predige, und ein freies Concil gefordert, wo, wie es heißt, alle Streitigkeiten nach dem Worte Gottes, enthalten in den canonischen Büchern des alten und neuen Testamentes, entschieden werden sollen. Deputationen der reformirten Kirchen, durch die Drohungen des Cardinals bisher zurückgehalten, eilten herbei, um diese Forderungen durch die ihren zu verstärken. Sie verlangten ebenfalls eine freie Berathung, Loslassung der in den letzten Zeiten abermals Eingekerkerten und vor allem die Erlaubniß religiöser Zusammenkünfte zur Feier der Sacramente, so wie zur Predigt.

Hier am Orte konnte jedoch nichts ausgemacht werden.

[1] »Pour faire un bon accord sur les différends qui sont aujourd'hui en la doctrine de la religion et que toutes les disputes y soient décidées par la parole de Dieu, contenue aux livres canoniques du Vieux et Nouveau Testament.« Des Etats généraux Tom XI, p. 189. — Cahier du tiers état X, 279.

Alle Aufträge erschienen durch den Tod des vorigen Königs erloschen; Lhopital hielt für genug, daß die Regentschaft Catharina's, wie er versichert, nicht ohne seine eifrige Verwendung, von dem größten Theil anerkannt wurde.[1] Indem er die Stände entließ, kündigte er zugleich eine baldige neue Versammlung an, zu welcher, um die Kosten zu verringern, jedes von den dreizehn Gouvernements nur Einen Deputirten von jedem Stande zu schicken habe, und forderte zu vorläufigen Berathungen über die Instruction der Deputirten, innerhalb der Provinzen und Amtsbezirke auf.

Man kann denken, wie sehr dieser Umschlag der Dinge, in Bezug auf Personen und Maßregeln die Gemüther ergriff und in Gährung setzte.

Es waren vier Häupter, sagt der venetianische Gesandte Barbaro,[2] welche nun zu Ansehen gelangten: die Königin Mutter, begierig alles zu regieren und eifersüchtig darauf; der König von Navarra, von dem sie voraussetzte, daß er sie zu berauben, und die Regierung ausschließend in seine Hand zu bekommen denke; das Haus Guise, das durch die letzte Verwaltung zu Bedeutung gekommen war; endlich der Connetable, der als Oberhaupt des Kriegsvolkes, und wegen seiner Eigenschaften in großem Ansehen stand. Die Factionen, welche sich an die Oberhäupter anschlossen, alle unter einander heftig

[1] In seinem Testament sagt er: Etant donc iceux induits, ou par équité ou par nostre continuelle poursuite donnèrent à la reine mère la charge et tutelle du roi et de ses biens, luy associant pour ayde et conseil le roi de Navarre. Bei Duchesne Chanceliers, 645.

[2] Relatione di M. Marc Antonio Barbaro 27 Luglio 1564, Manusc. des Venetian. Archivs, wohl zu unterscheiden von der in Tommaseo's Sammlung gedruckten nicht authentischen Copie.

entzweit. In welchem Zustand befand sich Frankreich! Ein Knabe König, eine Frau an der Regierung, alle Großen unter einander in Feindschaft, das Volk wegen der Religion in Empörung.

Ich will hier nicht den Widerstreit der Factionen, das Gehen und Kommen der Häupter, die Abwechslung in ihrem Einfluß, das Neigen der Zunge in der Wagschale des Uebergewichts bald auf die eine bald auf die andere Seite schildern, zumal da die Ueberlieferungen darüber widersprechend und unzureichend sind; — nur daran kann etwas liegen, was in allen diesen Fluctuationen wirklich geschah.

Der Königin gelang es, durch die überlegene Energie ihres Charakters, sich mit den Prinzen von Geblüt zu verständigen. Anton von Navarra überließ ihr die allgemeine Leitung der Geschäfte, zufrieden, daß er als Generalstatthalter, der die Person des Königs in allen Ländern seines Gehorsams repräsentire, anerkannt wurde. Man verbot den Ständen, in denen Navarra eine sehr starke Partei hatte, über die Zusammensetzung der Regierung selbst zu berathen; dem Gesetze schien genug gethan, wenn in den Edicten die Prinzen von Geblüt aufgeführt werden konnten, die an der Abfassung derselben Theil genommen.[1] Condé ward freigesprochen, und erhielt Sitz und Stimme im Conseil. Auch der Admiral Coligny nahm da wieder seine Stelle ein: mit dem Kanzler, dem Bischof von Valence, zuweilen dem Bischof von Orleans vereinigt, gab er den gemäßigten Tendenzen eine starke Repräsentation. Aber darum waren die Guisen noch nicht vertrieben: Brissac, Thermes, St. André, der Cardinal von

[1] Lettres du roi, de la reine mère et du roi de Navarre. Fontainebleau 30. Mai. — Mém. de Condé II, 279.

Tournon setzten sich dieser Richtung entgegen. Zur Festigkeit eines entschiedenen Wollens in den höchsten Kreisen konnte es nicht kommen.

Indessen regten sich allenthalben die Protestanten; sie ließen sich nicht mehr abhalten, ihres Gottesdienstes öffentlich zu warten. Calvin selbst war erstaunt, wie man sich aus den verschiedenen Gegenden von Frankreich um seine Thüre dränge, und Prediger fordere, gleich als sei alles schon entschieden. Dagegen erhoben sich hier und da populäre Bewegungen; die Reformirten setzten sich zur Wehre. Angriff und Vertheidigung erfüllten das ganze Reich mit Unruhe und Kampf.

Unter dem Einfluß der neueingetretenen Elemente drangen im Conseil zuweilen mildere Beschlüsse durch. Ein in der Stadt Beauvais vorgekommener Auflauf, der zu blutigen Gewaltsamkeiten gegen die Protestanten geführt hatte, veranlaßte ein Edict, in welchem dieselben förmlich in Schutz genommen werden. Denn in seinem Hause oder bei seinen Freunden müsse ein jeder Sicherheit genießen; nur den Richtern und Beamten stehe es zu, in dieselben gerechterweise einzudringen, nicht aber Andern, unter dem Vorwand früherer Edicte über unerlaubte Versammlungen; der König wünsche vielmehr, daß alle, die sich der Religion halber aus dem Reiche entfernt, dahin zurückkehren.

Aber diese Erklärung erregte den lebhaftesten Widerspruch unter einheimischen und fremden Katholiken. Der spanische Gesandte wollte darin eine förmliche Erlaubniß protestantischer Zusammenkünfte sehen, „zum Aergerniß der gesammten Christenheit.“ [1]

[1] Lettre de Chantonnay à la reyne mère 22 Avril. Mém. de Condé II, 6.

Die Regierung hielt für gut, unter den veränderten Umständen die Frage noch einmal vor das Parlament zu Paris zu bringen (Juli 1561). Alle Mitglieder sprachen, auch die Pairs; mit besonderer Heftigkeit ließ sich der Herzog von Guise vernehmen, mit nicht viel geringerer der Admiral, man schrieb die Vota nieder und so viel sah man wohl, daß in dieser Corporation eine große Veränderung vorgegangen war. Was vor zwei Jahren als eine unerhörte Milderung angesehen ward, daß die einfache Ketzerei nicht an Leib und Leben, sondern bloß mit Verbannung bestraft werden sollte, das bekam jetzt das Uebergewicht und ward durch förmlichen Schluß genehmigt. Auch dafür war eine bedeutende Stimmenzahl, daß man den Protestanten das Recht religiöser Versammlungen zugestehen solle; durch eine Mehrheit, wie einige sagen von drei, nach Andern von sieben Stimmen, bei einer Anzahl von anderthalbhundert Stimmenden, wurde zuletzt das Gegentheil festgesetzt. Ein neues Edict, genannt vom Juli, verbot alle Zusammenkünfte, besonders zur Feier der Sacramente in einer andern als der katholischen Form, mit Waffen oder ohne Waffen, bei Strafe des Todes und der Confiscation.[1]

Indem aber versammelten sich die ständischen Abgeordneten aufs Neue. Die Geistlichen waren zu einer besondern Berathung nach Poissy beschieden. Die den Bestimmungen von Orleans gemäß erwählten wenig zahlreichen, aber mit den Instructionen der Provinzen versehenen Deputirten des Adels und des dritten Standes traten in Pontoise zusammen.

[1] Edit sur la religion, St. Germain en Laye, Juillet. Bei Isambert 14, 109. besonders Art. 4, 6. Ueber die Berathungen haben La Place (130) und Thuanus Einiges; besonders unterrichtend ist Languet, Epp. arcanae II, 126.

Wie ganz lief deren Sinn dem des neuen Edicts entgegen: fast unerwartet sind die Forderungen, welche sie aufstellten.

Was bereits in Orleans von einem Theile des Adels in Anspruch genommen worden, das erscheint in Pontoise als die allgemeine Forderung dieses Standes. Die adeligen Repräsentanten der Gouvernements verlangen sämmtlich, daß die Entscheidung der religiösen Streitfragen nach der Lehre des Evangeliums und Gottesworts aus dem alten und neuen Testamente erfolge. Bis dahin solle gegen Niemand, der sich auf dem Standpunkt des apostolischen und des athanasischen Symbols halte, Verfolgung gestattet sein.

Und selbst in den dritten Stand waren jetzt diese Meinungen eingedrungen. In einer Eingabe derselben wird der König ersucht, binnen drei Monaten ein freies Nationalconcilium zu berufen, darin selbst zu präsidiren, Niemand eine Stimme zu geben, der ein persönliches Interesse an der Sache nehme, alle in Zweifel gezogenen Artikel allein nach dem Worte Gottes entscheiden zu lassen, den Verfolgungen bis zu dieser Entscheidung Einhalt zu gebieten. Denn gegen alle Vernunft laufe es doch, Jemand zu Handlungen nöthigen zu wollen, welche er in seinem Herzen für böse halte. Aber noch weiter reicht das Verlangen dieses Standes. Er trägt darauf an, daß den Neugläubigen in jeder Stadt entweder von dem König eine Kirche eingeräumt, oder doch die Erlaubniß gegeben werde, sich selbst eine solche zu bauen. Da könne dann ein Jeder sehen und hören, was sie lehren und thun; ein königlicher Beamter möge Sorge tragen, daß weder durch sie noch gegen sie eine populäre Bewegung entstehe.

Man sieht leicht, was diese Beschlüsse auf sich haben. Die Bedingungen, welche Adel und dritter Stand für ein

Concilium stellten, enthalten schon selbst die Principien des Protestantismus und würden, wenn man sie angenommen hätte, in Frankreich eben so weit und bei der größeren Einheit des Landes vielleicht noch weiter geführt haben, als in Deutschland.

Es ist mir auffallend, daß von diesen Beschlüssen, die in den Handschriften der Bibliothek zu Paris urkundlich aufbehalten sind, bisher wenig oder niemals die Rede gewesen ist.[1] Wie sie selbst, so ist auch alles andere, was in Verbindung damit weiter beliebt ward, von großer Merkwürdigkeit, wenn nicht für die Folge der Ereignisse, doch für die Erkenntniß der Zeit und ihrer Tendenzen.

Der Adel dringt auf eine Umbildung des Gerichts und der Verwaltung. Er geht davon aus, daß das Gericht nicht zum Gewinn dienen müsse, sondern eine öffentliche Pflicht sei. Nach seiner Meinung sollte man in jeder Baillage von drei Jahr zu drei Jahr geeignete Personen, sowohl aus dem Adel als aus den andern Ständen wählen, um nicht allein die unteren Gerichte, sondern auch die Parlamente zu besetzen. Eine Pflicht, der Niemand das Recht haben soll sich zu entziehen, wenn gleich die Besoldung seiner Mühe und persönlichen Stellung nicht entspreche. Ein Amt auf immer

[1] »Au concile national vous plaira présider avecq' nos seigneurs les princes du sang gens doctes de bonne vie et moeurs vous assistans ainssy que soigneusement les empereurs et roys l'ont cy devant gardé, ne recevant aucun à donner voix délibérative, qui ayt aulcun interest particulier à la réforme et ferez ung souverain bien, en ordonnant que tous articles pour l'aujourdhui révoquez en doubte y soient décidés et résolus par la seulle parolle de Dieu.« Etats tenus à Pontoise, cahier général du tiers état du Royaume de France. Bibl. zu Paris 8927.

übertragen, mache nur nachläßig; bei einer Einrichtung wie diese, werde einer den andern zu übertreffen suchen.

Es hängt gut damit zusammen, wenn der Adel auch die Gouverneurs in Zukunft nur auf drei Jahre angestellt sehen will. Indessen erneuerte der dritte Stand die alten ständischen Forderungen, wie sie einst in Tours vorgekommen. Er verlangte regelmäßige Ständeversammlungen, jedes zweite Jahr, ohne deren Bewilligung keine neue Auflage ausgeschrieben, ja kein Krieg unternommen werden dürfe, und gab Regeln für die Zusammensetzung des Conseils an, in welchem unter andern keine Geistlichen, als welche dem Papst durch einen besondern Eid verpflichtet seien, sitzen sollten. Um seine Finanzen herzustellen, möge der junge König durch eine ständische Commission alles zurücknehmen lassen, was durch die unehrliche Gewinnsucht der Finanzbeamten oder durch übermäßige Besoldungen und Pensionen in Privathände übergegangen sei; eine Untersuchung, von der nur die Königin Mutter ausgenommen werden dürfe. Hauptsächlich aber wies man ihn auf die geistlichen Güter an. Entweder möge er verordnen, daß von keiner Pfründe mehr als 5000 Livres in die Hände ihres Besitzers kommen, alles übrige in die königlichen Kassen fließen solle, oder geradehin zu einem Verkauf der geistlichen Güter schreiten. Man setzte fest, daß das Gesammteinkommen der Geistlichen sich nicht über vier Millionen zu belaufen brauche, um vieles höher aber sei der Betrag der Rente, die sich aus dem Verkauf der Güter erwarten lasse. Jedermann trachte ohnehin nach Besitz von Grund und Boden; wolle der König vollends die größeren Güter zu Baronien erheben, so werde er alle Schätze, die man seit langer Zeit im Boden verborgen gehalten, an's Licht bringen. Kein Zweifel, daß er 120

Millionen Livres von dem Verkauf werde ziehen können; von diesen aber seien nur 48 nöthig nach dem gewöhnlichen Zinsfuß, um der Geistlichkeit ihre vier Millionen zu verschaffen, deren Zahlung ihr sicher gestellt werden müsse. Dem König werde ein Vortheil von 72 Millionen bleiben, wovon er 42 zur Bezahlung seiner Schulden, zum Wiederkauf seiner Domänen brauche, so daß er noch 30 Millionen übrig behalte. Diese würde er am besten den vornehmsten Städten des Landes leihen. Denn dadurch werde Geld unter die Leute kommen, der Handel werde sich vermehren, der Wohlstand und die Macht des Reiches wachsen. Die Zinsen werde er zur Befestigung der Gränzen, zur Erhaltung der Truppen anwenden; die Käufer der geistlichen Güter zu Herren erhoben, würden ihm auch Waffendienst leisten und die Pflichten wahrer Vasallen erfüllen.

In Augenblicken einer großen Bewegung pflegen alle Gedanken einer durchgreifenden Umgestaltung, welche der Anblick und das Gefühl der obwaltenden Mißbräuche lange im Stillen genährt hat, mit einemmale hervorzubringen. Die Bedeutung der Vorschläge, wie sie der dritte Stand in Pontoise machte, liegt vor Augen: eine wechselnde auf Wahl begründete Magistratur; Verkauf der geistlichen Güter in Masse zum Nutzen wie des Königs so auch des Adels und der Stände: ein auf die Staatskasse angewiesener besoldeter Clerus; die königliche Macht durch periodische Ständeversammlungen von zwei Jahr zu zwei Jahr beschränkt; alles dieß zusammen würde ein ganz neues Frankreich constituirt haben. Die Entwürfe haben eine Analogie mit dem was später durch die Revolution bewirkt worden ist: die Parlamente und die Geistlichkeit würden eben so gut zu Grunde gegangen sein; der dritte Stand

würde ebenfalls die größten Vortheile davon getragen haben; aber vor allem: der Adel wäre nicht gestürzt, sondern gestärkt worden; die Bewegung würde nicht von einer negativen Philosophie, sondern der protestantischen Idee ausgegangen sein. Nicht als ob diese eine so vollkommene Umbildung gefordert hätte: man sieht aus dem Beispiel von England wie wenig dieß der Fall ist; allein bei dem Zusammentreffen der finanziellen Unordnungen und einer allgemeinen politischen Gährung mit der religiösen Tendenz und mit der Abwesenheit einer mächtigen höchsten Gewalt würde in Frankreich eine noch durchgreifendere Umwandlung als dort nicht zu vermeiden gewesen sein.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als habe der Protestantismus durch diese Verbindung eine neue Stärke gewinnen müssen; näher betrachtet, erkennt man doch, daß die politischen Ideen zwar mächtige, aber höchst gefährliche Verbündete der religiösen waren. Ich finde nicht, daß ein großer protestantischer Name sich der politischen Tendenz mit Entschiedenheit angeschlossen, aber auch nicht, daß ein solcher sich von ihr mit Entschluß und Einsicht losgerissen hätte. Wie die Combination hervortrat, mußte sie den religiösen Bestrebungen Feindseligkeiten erwecken, die an sich vielleicht nicht nothwendig waren: in den corporativen Kräften des Clerus, die sich ihnen in England sogar günstig erwiesen haben, dem hier zu Lande so tief begründeten Ansehen des Parlaments, überdieß in den Großen, die man zur Herausgabe der von ihnen im Dienste und durch Gnade nach der bisherigen Verfassung, wie sie meinten, wohlerworbenen Besitzthümer nöthigen wollte. Die in Aussicht gestellten Reformen waren so unermeßlich, daß sie die Gemüther zurückschrecken mußten.

Eben damals kam es zu Poissy zu einer Abkunft, welche einen ganz entgegengesetzten Charakter an sich trug und die Regierung doch auch aus den dringendsten Verlegenheiten rettete. Gedrängt von den Forderungen der Krone, des dritten Standes und dem allgemeinen Geist der Zeit bot der Clerus auf sechs hinter einander folgende Jahre eine Beisteuer von jährlich 1,600,000 Livres an, unter der Bedingung, daß ihm dagegen der Besitz seiner Güter und seiner Freiheiten gesichert würde.[1] Die Königin und der Kanzler fanden die angebotene Summe im Grunde nicht genügend; aber zuletzt schien es ihnen doch besser, eine Hülfleistung anzunehmen, die unmittelbar flüssig gemacht werden konnte, als zu jener Veräußerung oder systematischen Besteuerung zu schreiten, deren Erfolg sich nicht voraussehen ließ, und die nothwendig das ganze katholische Element gegen sie aufgeregt haben würde. Es ward ein Contract geschlossen, der für die Verfassung von Frankreich überhaupt von der größten Wichtigkeit geworden ist. Die Krone, der Geistlichkeit ohnehin durch die Besetzung der Stellen nahe verbunden, bekam ein neues Interesse an dem Besitze der geistlichen Güter, die Corporation und deren Besitz ein neues Recht auf ihren Schutz.

In Poissy ward noch eine andere, freilich unendlich schwerere Vereinbarung versucht in Sachen des Glaubens selbst. Die Regierung stellte den versammelten Prälaten die vornehmsten Geistlichen der reformirten Kirche, darunter Männer, die einst das Mönchsgewand getragen oder die Priesterweihe empfangen hatten, gegenüber. An der Spitze der Prediger sah man Theodor de Beze, der Freund Calvins und

[1] Que V. M. feroit jouir les ecclésiastiques des biens de l'église et de leurs libertés. Collection des procès verbaux I.

Condé's, einen schönen Mann von würdiger Erscheinung, allgemeiner Bildung, guter Sitte, und vollkommen fest in seiner Sache; die Damen des Hofes bemerkten mit Vergnügen, daß er dem Cardinal von Lothringen in Scherz und Ernst die Widerpart zu halten wußte. Ich will nicht entscheiden, ob nicht eine Verständigung in der Auffassung der Lehre doch möglich gewesen wäre, wenn man sie nur ernstlich gewollt hätte. Auch über den bestrittensten zugleich und wichtigsten Punkt, die Eucharistie, kam man einander sehr nahe. In der Commission, zu der von katholischer Seite die gelehrtesten und gemäßigtsten Männer gezogen waren, vereinigte man sich wirklich zu einer Formel — über den geistlichen Genuß durch den Glauben, — die beiden Theilen genügte. Aber diese Formel fand bei dem großen Rath der Prälaten, an den sie zurückging und bei dem nun die Mitglieder der Commission einen schweren Stand hatten, keinen Beifall; die Prälaten stellten eine andere Formel auf, welche die Reformirten nimmermehr annehmen zu können erklärten. Hatten sie doch einige unterscheidende Lehrmeinungen nur vorläufig bei Seite gelassen; und es ist zweifelhaft, ob es dabei sein Verbleiben gehabt, namentlich ob Calvin sich damit einverstanden erklärt hätte.[1]

[1] Vgl. histoire ecclésiastique, 609. De la Place 199. Besonders auch die Fragmente aus den Berichten von Despence bei Rainaldus 1591 n. 99. Das Motiv fand ich allein in einem Briefe Beza's an Calvin. Mss. Genev. Quod mutaverant tolerabile non erat: quoniam verbo tribuebant, quod fidei erat; i. e. suo modo volebant praesentiam inculcare quae a verbis et syllabis penderet. Τῇ βασιλίσσῃ, fügt er hinzu, nihil mutabilius. Et nihil hic animadverto nisi ἀναρχίαν. Acres diligentes imperterriti sunt hostes, in nostris nihil simile.

In der That war es hier nicht mehr um einige Glaubenssätze und ihre Ausgleichung zu thun, sondern um zwei große Systeme des religiösen Lebens und Denkens. Wie hätte die Sorbonne, die auch in Poissy stark vertreten war, nachgeben sollen, nachdem sie noch vor Kurzem dem früher bekannt gemachten Bekenntniß die schärfsten Bestimmungen hinzugefügt hatte. Sie mußte ihre Lehre behaupten oder untergehen.

Damit war jedoch nicht gesagt, daß nun die alten Strafbestimmungen gegen die religiöse Abweichung wieder hätten erneuert werden können. Nicht allein, daß eben in dieser Zeit die neue Lehre, als deren eifrige Bekennerin sich Königin Johanna von Navarra darstellte, durch die Predigten und die gesellschaftliche Haltung Beza's auch am Hofe vielen Eingang gefunden hatte, die vornehmste Rücksicht verschaffte ihr ihre unaufhaltsame Ausbreitung im Lande. Man hat im Herbste 1561 bereits mehr als 2000 reformirte Gemeinden zählen wollen; das Gefühl ihres Wachsthums gab ihnen Trotz und Zuversicht. Als eines Tages die von einer kirchlichen Feier zurückkommenden Gläubigen von der Menge in Paris insultirt worden waren, faßte die Ritterschaft der benachbarten Landschaft den Beschluß, bei der nächsten Versammlung ein paar tausend Mann stark einzutreffen; wäre eine Beleidigung erfolgt, so würden die Kirchen eingenommen, die Mönche verjagt worden sein. Um ein Unglück zu vermeiden, ersuchte die Regierung die Protestanten, ihre Versammlung zu verschieben. Auch einen andern Grund gab sie an, welcher es unmöglich mache, auf die alten Befehle zurückzukommen. Das Volk, sagte sie, hänge nun einmal an diesen Predigern und würde, wenn man sie ihm nehme, zum Anabaptismus übergehen,

der einen Ruin auch des Staates bezwecke. Auch in Frankreich stellte sich der Protestantismus als eine Abwehr der durch die Verwirrung aller Zustände hervorgerufenen anarchischen und destructiven Bewegung auf.[1]

Um nun aber für die Milderung der Gesetze eine der Constitution des Reiches entsprechende Grundlage zu haben, beschloß man, Mitglieder aller Parlamente des Reiches zu einer neuen Berathung über die zu treffenden Maßregeln zusammenzurufen. Nach einiger Zögerung ward dieselbe am 5. Januar 1562 zu St. Germain eröffnet. Es fehlte nicht an Solchen, welche noch alles von Ernst und Strenge erwarteten. Der Kanzler Lhopital fragte, ob der König so viele von seinen Unterthanen, in jeder Beziehung ehrenwerthe Leute, umbringen lassen sollte; er wünsche zu hören, was die Strenge der bisherigen Edicte gefruchtet habe: nicht darauf komme es an, welches die wahre Religion sei, sondern wie man beisammen leben könne. Er überzeugte den bei weitem größten Theil der Versammlung, daß den Protestanten ein Zugeständniß gemacht werden müsse. Wenn man dann aber fragte, ob ihnen sofort der Besitz von Kirchen oder nur das Versammlungsrecht zu gewähren sei, so konnte man sich darüber nicht sogleich vereinigen. Es ist nicht ohne Interesse, das Verhältniß der Stimmen zu kennen, das sich bei der Abstimmung herausstellte. Von den 49 Anwesenden waren 22 für die Gewährung der Kirchen, 16 für das bloße Versammlungsrecht.

[1] Languet Epp. II, 150. Sta. Croce al Cl. Borromeo; aus dem Munde des Königs von Navarra 14. Una gran parte del popolo crede a costoro talmente che col mezzo loro si potranno ridurre alla via buona, come che altrimente siano per diventare Anabatisti o peggio.

Diesen gesellten sich dann die streng Katholischen bei, welche ursprünglich jedes Zugeständniß verworfen hatten und so ging sie durch.[1]

Auf den Grund dieser Berathschlagung ward nun im Januar 1562 ein Edict verkündigt, durch welches alle bisher auf Versammlungen der Protestanten auch außerhalb der Städte gesetzten Strafen aufgehoben, ihre Predigten, Gebete und Religionsübungen ihnen förmlich erlaubt werden. Sie sollten sich jedoch durch Eidschwur verpflichten, keine andere Lehre, als die in den Büchern des alten und neuen Testamentes und in dem Symbol des Concils von Nicäa enthalten sei, zu lehren; sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen, ihre Synoden nicht ohne Erlaubniß der königlichen Beamten zu halten.

Mit Freuden nahmen die Prediger dieß an; sie gaben eine besondere Erläuterung heraus, in welcher sie Punkt für Punkt bestätigten.

Es war nicht alles, was sie wünschten oder verlangten: aber verglichen mit dem Zustande der Ungesetzlichkeit, in dem sie sich bisher befunden, unendlich viel. Sie wurden wirklich unter gewissen Bedingungen, in den Frieden des Reiches, wie einst die deutschen Protestanten, aufgenommen. Es gab keine Provinz, keinen Ort, von dem sie ausgeschlossen gewesen wären.

[1] Aus den Briefen des Cardinal-Legaten Ippolyto d'Este sieht man, wie sehr diese Entscheidung seine Erwartung übertraf; er sagt, sie sei hauptsächlich durch die Mitglieder des Conseils herbeigeführt worden, »non ostante, che la maggior parte di questi huomini di robba lunga havessero tirati nella sinistra parte;« er theilt sie als eine gute Neuigkeit mit.

Das Parlament zu Paris weigerte sich eine Zeit lang das Edict zu verificiren. Allein ein anderes Mittel, die vor seinen Augen zunehmenden Unruhen zu beschwichtigen, konnte es auch nicht ausfindig machen. Auf das dringende Verlangen des Hofes gab es endlich nach; doch haben sich einige Mitglieder bei dem Act der Verification entfernt, um nicht daran Theil zu nehmen. So geschah es nun doch, was vor dritthalb Jahren durch das gewaltsame Eingreifen Heinrichs II. verhindert worden war. Die große Corporation, welche die Gewähr der Gesetzlichkeit in sich schloß, hatte schon damals eine Milderung der canonischen Satzungen gegen die Ketzer für nothwendig gehalten; obwohl von allen zu dem Protestantismus hinneigenden Elementen gereinigt, hatte sie vor sechs Monaten einen neuen Anlauf dazu genommen und war nur durch eine geringe Mehrheit davon zurückgehalten worden; jetzt endlich, nachdem das Gutachten aller übrigen mit ihr verwandten Körperschaften vorausgegangen, schritt sie dazu. Den Protestanten ward eine Erlaubniß verwilligt, von der sie meinten, daß das Papstthum dabei schwerlich werde bestehen können; so viel, ohne Zweifel zu viel erwarteten sie von der unwiderstehlichen Kraft des Bekenntnisses, wenn man ihm nur seine Freiheit lasse. Aber auch abgesehen hiervon, war der Erfolg ihrer Sache von unermeßlicher Bedeutung.

Die zuerst ausgestoßene, dann gewaltsam niedergehaltene religiöse Abweichung, von Außen her angeregt, im Innern um so heftiger bekämpft, gelangte damit zu einem gesetzlich anerkannten Bestehen.

Ein von den Ständen gefordertes, von der Regierung bewilligtes, von den Parlamenten angenommenes Edict gewährte den Reformirten zwar nicht alles das, was sie wünschten,

oder auch nur zu ihrem religiösen Leben bedurften, aber doch eine gesicherte Existenz; es entwand ihren Feinden die Waffe, die sie vernichten sollte.

Damit war ein neues Lebenselement in die französische Nation aufgenommen, im Zusammenhang allgemeiner geistiger Bestrebungen, namentlich der germanischen Völker, welches vordringend oder zurückgeschlagen, anerkannt oder besiegt, einen unendlichen Einfluß auf ihre Geschicke haben mußte.

Viertes Buch.

Funfzehn Jahre religiösen Bürgerkrieges.

Nicht allein eine kirchliche, sondern wie angedeutet eine große politische Neuerung lag in dem Emporkommen der religiösen Reform in Frankreich. Von jeher war es als die Pflicht der Krone betrachtet worden, die hierarchischen Satzungen gleichsam als die göttlichen Gebote aufrechtzuhalten und mit dem Schwert auszuführen: diese Einheit der Kirche und des Staats war jetzt durchbrochen; die Anerkennung einer abweichenden Kirchenform schloß, wenn nicht eine bewußte, doch eine factische Modification der Idee der höchsten Gewalt in sich ein. Verkennen wir nicht, es mußte der Natur der Sache nach die größten Schwierigkeiten haben, sie durchzusetzen.

Der protestantische Gedanke hatte eine gleichsam eingeborene Beziehung zu den Befugnissen der weltlichen Macht, und ein nahes Verhältniß zur französischen Politik. Wohl verstand das Franz I. in seiner Zeit; aber in einem gefährlichen Kampfe für die Integrität seines Gebietes begriffen, wollte er nicht wagen, mit den einheimischen oder den allgemeinen hierarchischen Gewalten zu brechen. Heinrich II. verdankte eine der großartigsten Stellungen, die je ein französischer König eingenommen hat, seiner Verbindung mit dem

protestantischen Element; aber auch das entgegengesetzte leistete ihm große Dienste und hatte um ihn her eine starke Vertretung; er ließ sich zuletzt bewegen, den hierarchischen Satzungen, welche die abweichenden Meinungen auszurotten bestimmt waren, in seinem Reiche neue Geltung zu verschaffen.

Wenn es nun jetzt den Reformirten gelungen war, sich gegen diese Gesetze der Verfolgung zu sichern, so gab es doch noch mächtige Kräfte, unabhängig von der Regierung, welche sich gegen ihre Zugeständnisse setzten und sie rückgängig zu machen suchten.

Das alte System beherrschte den bei weitem größten Theil der Bevölkerung, war mit allem, was eine anerkannte Autorität im Reiche besaß, verbündet, mitten im letzten Sturm durch finanzielle Bewilligung mit der Krone selbst in ein neues festes Verhältniß getreten; dem eingedrungenen Glauben erkannte es nicht einmal die allgemeinste Eigenschaft der Religion und Kirche zu; in seiner Aufnahme sah es eine Beleidigung der Gottheit; wie hätte es da nicht alle seine Kräfte vereinigen, zusammen nehmen sollen, um sich des verhaßten Feindes wieder zu entledigen?

Man verkennt das Wesen der Sache, wenn man die Erhebung der religiösen Neuerung von der politischen Faction herleitet; aber unleugbar ist: sie war mit derselben in Verbindung getreten, von ihr gefördert worden; sie trug so zu sagen ihre Farben. Man sah es in der Haltung, die jetzt ihr vornehmster Führer, der Prinz von Condé, in der Hauptstadt annahm. Die Bürger waren entwaffnet, denn man befürchtete von ihnen tumultuarische Bewegungen; der Prinz war von Schaaren bewaffneter Glaubensgenossen umgeben, die ihn in Reih und Glied durch die Straßen begleiteten,

wenn er zur Predigt ging, oder von der Predigt kam.[1] Man wollte 20,000 Hugenotten in der Stadt zählen, und fürchtete wohl, daß er sich, in Verbindung mit ihnen, durch einen plötzlichen Handstreich zum Meister derselben machen und dann etwas Aehnliches auch in andern Städten versuchen werde. So wenig er, aller Wahrscheinlichkeit nach, daran gedacht hat, so ward doch die Eifersucht der Gegner schon dadurch mächtig angeregt, daß man es glaubte und sagte; religiöser Eifer und politische Antipathie verbündeten sich zur gemeinschaftlichen Feindseligkeit.

Nicht allezeit ist böser Wille daran Schuld, wenn die elementarischen Kräfte mit einander in Kampf gerathen: aber in der Art und Weise, ihn zu führen, bewährt sich die Gesinnung der Menschen.

Wenn Calvin von seinem Genf aus den Zustand überschaute, so ward ihm nicht ganz wohl zu Muth. Er warnte die Seinen vor dem ersten Blutvergießen; denn es werde Ströme von Blut nach sich ziehen; Frankreich und Europa werde davon überfluthet werden: — und noch andere Handlungen als er ahnen konnte, schliefen im Schooße der Dinge — aber in seiner Macht stand es nicht, sie zu verhindern. Er und die Seinen mochten den Frieden wollen; die Gegner bedurften, forderten und begannen den Krieg.

[1] M. A. Barbaro Relatione 1564: avendo egli già col mezzo che teneva nel consiglio del re quale la maggior parte favoriva questa nuova religion ottenuto di levar l'arme al popolo di Parigi e poi sotto pretesto che non avrebbe a seguir qualche seditione ottenuto che gli Ugonotti la portassero per sicurtà sua.

Erstes Capitel.

Unruhen von 1562 und 1563.

Vor allem wurden die Oberhäupter, welche einst unter Heinrich II. die höchste Gewalt inne gehabt hatten, der gemeinschaftlichen Gefahr inne, in welche sie durch ihre Entzweiung gerathen waren. Die Beschlüsse der Stände in Pontoise waren eben so drohend für die einen wie für die andern; das Emporkommen und stolze Gebahren der Hugenotten war dem Connetable Montmorency nicht minder widerwärtig als den Guisen; leicht ward zwischen ihnen und dem Marschall St. André das alte Verständniß hergestellt.

Man hat einen Augenblick den Gedanken gehabt, daß die mächtigen Häupter, auch ohne die Theilnahme der königlichen Gewalt und ihr gegenüber, die Unterdrückung der neuen Meinungen versuchen sollten:[1] allein es liegt überhaupt nicht in dem Charakter französischer Parteien, der herrschenden Autorität zur Seite ein Unternehmen durchzuführen; sie suchen vielmehr mit derselben in Verbindung zu stehen, sie auf die eine oder die andere Weise unter ihren Einfluß, in ihre Hände zu bringen. Wie viel leichter ward Alles, wenn es damit auch dießmal gelang?

Das vornehmste Mittel, der Regierung eine katholische Tendenz zu geben, bot die Mitwirkung von Spanien dar.

Um keinen Preis durfte und wollte Philipp II. das Emporkommen der protestantischen Meinung in Frankreich gestatten. Außer seiner allgemeinen Weltstellung, der Rückwirkung, die

[1] So versichert der Cardinal-Legat Ippolyto d'Este, der dagegen war, in einem seiner ungedruckten Briefe.

auf die Niederlande davon erwartet werden mußte, lag ein anderes zwingendes Motiv für ihn in seinem Verhältniß zu Navarra. Wie dieß einst durch päpstlichen Spruch an seine Vorfahren gekommen war, so berechtigte die protestantische Idee, die nur das Erbrecht anerkannte, und der päpstlichen Gewalt die Befugniß, dasselbe aufzuheben, nicht zugestand, zu einer Wiederaufnahme dieses Streites und der Losreißung der Landschaft. Ein protestantischer Fürst, der den Anspruch auf Navarra besaß, Generalstatthalter des Königs von Frankreich, von einer gleichgesinnten Menge vorwärts getrieben, war dem König von Spanien an und für sich gefährlich. Die Räthe desselben verbargen sich das nicht; aber sie sahen wohl ein, daß ein offenes Eingreifen in die französischen Angelegenheiten, auch in Verbindung mit den Magnaten, die größten politischen und selbst religiösen Gefahren in sich schließe. In dieser Verlegenheit faßte Granvella den Gedanken, sich an König Anton von Navarra selbst zu wenden. Welch ein Vortheil, wenn man eben den Mann, von welchem Spanien das Meiste zu fürchten hatte, und der als das Oberhaupt der Protestanten in Frankreich, so nahe dem Throne, betrachtet werden konnte, von diesen abwendig machte und auf die katholische Seite herüberzog. Bemerken wir es wohl: Granvella rieth nicht etwa, ihm eine Entschädigung für Navarra zu gewähren, sondern nur ihm Hoffnung darauf zu erwecken, ihn damit hinzuhalten;[1] dann werde er sich zu Dingen bringen lassen, durch die er mit seinen Anhängern zerfallen müsse. Anton von Navarra war sein ganzes Leben hindurch dafür bekannt, daß er an seinen Meinungen, wenn er sie auch mit Lebendigkeit

[1] Entretenerlo con esperanças. Granvella an Philipp 15. Dec. 1561. Pap. d'état VI, 461.

ergriffen, doch nicht mit Strenge festhalte. In besonderes Schwanken brachte ihn damals der Widerspruch zwischen den beiden Auffassungen der Abendmahlslehre, die Vorliebe, die er für den Begriff der Augsburgischen Confession hatte, von dem man ihm sagte, daß er auf dem so eben erneuerten Concilium von Trient durchdringen und alles versöhnen werde. In Kurzem finden wir ihn in voller Unterhandlung mit dem päpstlichen Legaten und dem spanischen Botschafter über die für seinen Verlust ihm zu gewährende Entschädigung, wobei man ihm Sardinien oder eine Eroberung an der afrikanischen Küste hoffen läßt. Aber um zu einem Abschluß zu gelangen, muß er sich der katholischen Bewegung zuwenden. Die sämmtlichen Gesandten der katholischen Höfe fordern ihn dazu auf; der Connetable und St. André reißen ihn fast wider seinen Willen[1] mit sich fort; er gibt nach, daß das eben ergangene Edict wieder verändert werden müsse.

Wohl war das noch weit entfernt von einer gesetzlichen Berechtigung, aber denen, welche ohnehin zu einer entscheidenden Handlung drängten, genügte es.

Einst, bei jenen früheren Parlamentsverhandlungen, wo es wiewohl mit schwacher Majorität zu einer Erneuerung der Strafedicte kam, hatte Franz Guise ausgerufen, über diesen Beschluß müsse man halten, sein Schwert solle nicht in der Scheide bleiben, wenn es gelte, denselben auszuführen. Jetzt machte er sich auf, dieß sein Wort zu erfüllen.[2]

An und für sich war der tapfere Kriegsmann nicht zu Gewaltthaten aufgelegt; er wird eher als ruhig, sogar als

[1] Era persuaso da essi, contra però la sua natural volontà. M. A. Barbaro, der selbst mit ihm in der Sache verhandelte.

[2] Lettres de Pasquier IV, 10.

phlegmatisch geschildert; man lobt die Milde, die er gegen besiegte Feinde bewies, die Selbstbeherrschung, mit der er begangenes Unrecht wieder gut zu machen suchte; er glaubte vor Vielen zu wissen, was Mann gegen Mann schicklich sei und sich gezieme. Aber dabei hatte man doch von jeher eine gewisse Abhängigkeit von Andern in ihm bemerkt; er schien mehr einen Arm zu haben, um auszuführen, als einen Kopf, um etwas zu ersinnen. Jetzt ergriff ihn die allgemeine Entrüstung, welche der Vollzug des Edictes in der katholischen Welt erregte; schon begegnete auch ihm in seinem Gouvernement eine ungewohnte Widersetzlichkeit; durch das ausgesprochene Wort mochte er seine Ehre verpfändet glauben.

Gleich sein erster Schritt führte zu einem unheilvollen Ereigniß. Als er von Joinville nach dem nahen Vassy kam, fand er da eine calvinistische Gemeinde, zu der sich viele von seinen Unterthanen hielten, die eben unter dem Schutze des Edictes ihren Sonntagsgottesdienst in einer Scheune beging. Guise sagt, er habe nur mit den Leuten von Joinville reden wollen, die sich in der Versammlung befanden: aber indem er, mit seinem von Haß erfüllten Gefolge, das Schwert an der Seite, auf die Versammelten losging und diese das Thor schließen wollten, kam es zu einem Zusammenstoß, der mit einem blutigen Hinwürgen der armen Leute endigte.[1] Mag

[1] In dem Discours entier de la persécution et cruauté exercées en la ville de Vassy par le duc de Guise le 1r mai findet sich der ausführliche Bericht von hugenottischer Seite. Mém. de Condé III. 124. In dem Discours au vrai, der unmittelbar vorhergeht, findet sich ein Brief von Guise selbst darüber. Der Unterschied ist, daß er behauptet, er sei zuerst mit Steinen geworfen worden: daß er mit seinen Leuten auf die Scheune losgegangen, erkennt er an. Ueber die Darstellung Davila's habe ich mich in einer akademischen Abhandlung im Zusammenhang geäußert.

der Herzog es gewollt haben oder nicht, genug er verhinderte es nicht, sein war die That; ihn mußten Lob und Tadel und die Folgen treffen. Aber noch war die öffentliche Moral so wenig ausgebildet, daß das blutige Ereigniß von den eifrig Katholischen als eine große Handlung begrüßt wurde. Als Guise in Paris erschien, wo die städtische Menge nur durch Vorkehrungen der Regierung von ähnlichen Thaten abgehalten worden war, was sie fast als eine Verletzung ihrer municipalen Freiheit betrachtete, empfing man ihn, wie ein Venetianer sagt, gleich als wäre er der König selbst. Bald ward Condé mit seinen Predigern und seinen Bewaffneten inne, daß sie sich gegen diese Verbindung nicht würden behaupten können, und verließ die Stadt. Hierauf trat unter der Leitung der städtischen Behörde eine vollkommene Veränderung ein. Alles, was eine Neigung zu den neuen Meinungen kundgegeben, mußte die Stadt verlassen. Der Connetable machte sich das für den Aerger eines polternden Alten bezeichnende Vergnügen, die Kanzeln der Prediger und die Bänke ihrer Zuhörer verbrennen zu lassen. Dagegen begann der Cardinal von Lothringen in altkatholischem Sinne zu predigen, und ward wieder als der Mann gepriesen, der an Beredtsamkeit und Wissenschaft alle andern übertreffe. Zahlreiche Processionen durchzogen die Straßen; die Mitglieder des Parlaments beschworen das von der Sorbonne vor einigen Jahrzehnten aufgestellte Glaubensbekenntniß; die Bürger, denen man die Waffen genommen, empfingen sie wieder, und in Kurzem sah man sie, 24,000 Mann stark, die sich alle katholischer Gesinnung rühmten, militärische Uebungen vornehmen.

An sich ein großes Ereigniß, daß die Hauptstadt, die seit Ludwig XI. an Menschenzahl und Einfluß auf das Land

unaufhörlich gewachsen, schon zu dem Range der geistigen Metropole des Reiches aufstrebte, gleichsam ihr municipales Selbstgefühl mit dem Katholicismus vereinigte, und sich den exclusiven Ideen der verfolgenden Religion hingab.

Noch waren aber die Verbündeten nicht Meister, so lang die Königin nicht in ihren Kreis gezogen war.

An der Gesinnung Catharina's in diesen Zeiten läßt sich nicht zweifeln. „Ihr Augenmerk", sagt der päpstliche Legat, Ippolyto d'Este, „ist nicht allein auf die Religion gerichtet, sondern auch auf die Regierung." [1] Sie begünstigte die Reformirten, weil sie mit den Führern derselben gut zu stehen, sie auf ihrer Seite zu haben wünschte. In einer Sitzung des Conseils hatte sie einmal St. André, dessen Verbindung mit dem König von Navarra ihr widerwärtig wurde, aufgefordert, die Hauptstadt zu verlassen und sich in sein Gouvernement zu begeben; und es ist darüber zwischen ihnen zu einem lebhaften Wortwechsel gekommen. Jetzt war sie mit ihrem Sohne und dem Hofe nach Fontainebleau gegangen: die Briefe sind übrig, in denen sie Condé anfleht, die Kinder, die Mutter und das Reich gegen die in seinen Schutz zu nehmen, welche Alles zu Grunde richten wollen. Aber ehe sich Condé entschloß, langten die verbündeten katholischen Großen bei ihr an, um sie nach Paris zurückzuführen. Es scheint, als habe sie noch in Melun zu entfliehen gedacht; aber man hatte Vorsichtsmaßregeln dagegen ergriffen. [2] Nach der Ankunft in der Hauptstadt sagte man ihr, man werde ihr ihren Antheil an der Regierung nicht

[1] Che ha reso, fügt er hinzu, tutti questi negotii tanto più travagliosi.

[2] Thuanus lib. XXIX; Bearbeitung der gleichzeitigen Schrift, die in den Mém. de Condé III, 195 steht, aber mit guten eigenen Zusätzen.

entreißen, so lange sie zur Aufrechthaltung der Religion die Hand biete.[1] Sie fügte sich in das Unvermeidliche. Der energisch katholischen Combination, die sich im Widerspruch mit ihr gebildet hatte, mußte ihr und ihres Sohnes Name fortan Autorität verleihen.

Noch hielten die Verbündeten nicht für rathsam, das Edict vom Januar geradehin zu widerrufen; aber sie nahmen ihm unverzüglich seine Geltung für die Hauptstadt und den städtischen Umkreis.

Ihre Absicht war, dieses Verbot nach und nach auf die vornehmsten Städte und alsdann über das ganze Reich zu erstrecken. Der König von Navarra hat das dem spanischen Gesandten ausdrücklich gesagt,[2] und dabei den König Philipp an die ihm versprochene Gnade, den Ersatz für Navarra, erinnern lassen. Abermals war davon die Rede, — denn die meisten Gouverneurs hielten sich zu den Guisen, denen sie ohnehin verpflichtet waren, — die gesammte bewaffnete Macht zur Erdrückung der Hugenotten zu verwenden.

Um aber diesen Zweck desto leichter zu erreichen, versäumten sie nicht, auch einen Versuch auf die Standhaftigkeit des Prinzen von Condé zu machen.

Wenn man Prinz Louis von Condé sah, bemerkte man vor allem seine Lebenslust und Beweglichkeit. Er liebte zu scherzen und zu lachen; sinnlicher Verführung war er nicht

[1] Chantonnay (Mem. de Condé II, 33): ont promis et juré que oncques ne l'avoient pensé (de lui ôter le gouvernement) ne le feroient, tant qu'elle tiendroit la main à la conservation de la religion et autorité du roi; da das letzte sich von selbst versteht, so liegt der Nachdruck auf dem ersten.

[2] Chantonnay 29. Mai a. a. O. 29.

unzugänglich, und nicht selten kam er mit der Strenge der hugenottischen Moral in Conflict. Man setzte voraus, daß für den wenig Begüterten das Anerbieten eines Fürstenthums, das man ihm machte, unwiderstehlich sein und ihn zum Rücktritt zu dem Papstthum vermögen werde: aber in ihm täuschte man sich. Die Lehre, zu der er sich hielt, hatte für ihn auch jenseit der äußeren Macht, die sie ihm für den Moment allerdings verlieh, Bedeutung, und er wies jedes Anerbieten zurück. Ueberhaupt war in ihm ein gewisser Schwung des Geistes, der sich in der natürlichen Beredtsamkeit offenbarte, welche die Freunde bewunderten. Er war eine von den Naturen, für welche Bedrängnisse und Gefahren heilsamer sind als Wohlergehen. Den angebotenen Kampf nicht aufzunehmen, hätte er für einen Schimpf gehalten.

Wenn aber früher, als die Guisen im Namen Franz II. die Regierung führten, die Gesetzlichkeit ihrer Stellung bezweifelt und ein Widerstand gegen sie für gerechtfertigt geachtet worden war, wie viel mehr mußte das jetzt der Fall sein, da sie sich eigenmächtig gegen ein in aller Form durchgeführtes Gesetz erhoben, Handlungen einer blutigen Gewalt begingen, den König und die Königin nicht ohne Zwang in ihre Hände gebracht hatten. Der Prinz von Condé erklärte: die Königin Mutter und der junge König seien in die Gefangenschaft der guisischen Partei gerathen; er werde ihnen die besten Dienste leisten, wenn er die Waffen in den Händen behalte: verhielte es sich anders, so würde er sich selbst vor ihnen zu Boden werfen.

In dieser Gesinnung sammelte sich nun der Adel aus allen Provinzen des Reiches um ihn.

Die Führer waren seine nächsten Verwandten: die Oheime seiner Gemahlin die drei Chatillons, der Graf Porcian, der

mit seiner Nichte, Franz von Rochefoucault, der mit seiner Schwägerin vermählt war; von diesem sagte man, er könne aus seinen Freunden und Vasallen in Poitou allein eine Armee ins Feld stellen. Vicomte René von Rohan führte die Bretagner, Anton Graf Grammont die Gascogner; aus der Normandie war Montgommery, aus der Picardie Hangest von Genlis zugegen; in Orleans, wo der Prinz seine Stellung nahm, zählte man bald 3000 Edelleute; „kämen sie um," sagte Languet, „so würde der Same männlicher Tugend im Reiche vernichtet sein." Eine Association ward unter ihnen geschlossen, auf so lange bis der König selbst die Zügel der Regierung ergreife, dann werde man rechtfertigen, was man gethan habe.

Die protestantischen Geistlichen untersuchten, ob man in dieser Lage die Waffen gebrauchen dürfe; sie urtheilten, es sei nicht allein erlaubt, sondern Pflicht: um den König und die Königin zu befreien, die Religion zu vertheidigen, und die feierlich zu Stande gebrachten und verkündigten Edicte aufrecht zu erhalten.

Wie der Adel, so erhoben sich überall die Städte zweiten Ranges oder wurden leicht in Besitz genommen; dort in der Nähe: Blois, Tours, Bourges, Angers; in Poitou Poitiers; Rochelle in Aulnis; in der Normandie: Havre, Dieppe, Caen; ferner Chalons an der Saone, Macon, Lyon; die Hauptstädte des Dauphiné, Gap und Grenoble, das ganze Venaissin und Vivarais, die Ortschaften der Sevennen; bedeutende Plätze in Languedoc, Montauban, Nismes, Montpellier. Während in Paris das Edict vom Januar zurückgenommen ward, verkündigte es der Prinz von Condé in allen Orten, die ihn anerkannten, — denn eine Art von Gegenregierung richtete er sich ein, — als ein unverbrüchliches Gesetz.

So stellten sich die beiden Parteien einander gegenüber, um ihren Streit in vollen Waffen auszufechten; zwischen ihnen verschwand die Regierung eines Knaben und einer Frau.

In England und Deutschland nahm man die Beweisführung des Prinzen von Condé als vollgültig an. Der alte Landgraf Philipp von Hessen gab dem Marschall Rollshausen Urlaub, mit ein paar tausend Reitern und ein paar tausend Hakenschützen nach Frankreich zu gehen; denn es sei gewiß, daß es die Befreiung des Königs und seiner Mutter gelte; man könne das mit gutem Gewissen thun. Königin Elisabeth sah überdieß eine Gefahr für sich selbst darin, wenn das ihr so besonders feindlich gesinnte Haus Guise über die nahen Häfen in der Normandie gebieten sollte. Die Hugenotten mußten ihr versprechen, ihr Havre de Grace einstweilen zu überlassen, wenn sie Hülfe an Geld oder Mannschaft von ihr haben wollten. Im November 1562 war Condé durch einheimische und fremde Streitkräfte stark genug, um im offenen Felde zu erscheinen. Der Tod seines Bruders Anton, an einer bei einem Angriff auf Rouen erhaltenen Wunde, gab ihm noch größere Ansprüche als bisher; an dessen Stelle forderte er jetzt als Generalstatthalter des Königs anerkannt zu werden. Sein Sinn war, gerade auf Paris loszugehen, und die Sache durch einen großen Schlag zu entscheiden: bei dem guten Aussehen und dem Muthe der Truppen glaubten seine Freunde, es müsse ihm gelingen.[1]

Indessen hatten auch die Guisen Hülfsvölker an sich

[1] Literae Bezae ex pago St. Arnolphi 14 Dec. (Ms. zu Genf) nullae usquam copiae instructiores vel alacriores; die Unterhandlungen geschahen multis frementibus et nostris reclamantibus sed frustra.

gezogen; deutsche Reiter, die dem Solde nachgingen, Eidgenossen aus Luzern und den Waldstätten, welche kamen, wie die Inschriften ihrer Fahnen sagten, um den König von Frankreich „bei der alten Religion zu behalten". Auch ein paar tausend Spanier zogen heran, und die Guisen wußten den Prinzen durch geschickte Unterhandlungen aufzuhalten, bis Alle beisammen und auch die Befestigungen von Paris einigermaßen hergestellt waren.

Der Prinz, dessen Umgebung von Anfang an seine Unterhandlungen gemißbilligt hatte, erkannte endlich, daß er damit nichts ausrichten werde, und wendete sich nach der Normandie hin, wo der Kampf am heftigsten entbrannt war. Zum Theil war die Provinz wieder in die Hände seiner Gegner gefallen, aber schon langten auch die Engländer an, welche Geld für ihn mitbrachten. Er dachte Chartres zu überraschen, sich dann auf Pont de l'Arche zu werfen und die Plätze und Städte an den beiden Ufern der Seine einzunehmen. Der englische Gesandte, der bei ihm war, bestärkte ihn in diesem Vorhaben und trieb ihn dazu vorwärts.

Aber eben dieß wollten die katholischen Verbündeten ihm am wenigsten gestatten: gerade auf seinem Wege, in der Ebene von Dreux, stellten sie sich ihm entgegen: am 19. December 1562 kam es dort an der Eure zu einem Zusammentreffen, dem ersten zwischen den beiden Parteien im offenen Feld, welches wohl verdient, daß wir uns seine Physiognomie vergegenwärtigen.

Eine Zeitlang, als das Geschütz zu spielen begann, ohne jedoch viel zu wirken, wie sich denn besonders die Geschützmeister Condé's ganz unbrauchbar zeigten, standen die beiden Haufen in ruhiger Haltung einander gegenüber. In den

französischen Edelleuten hat sich auf beiden Seiten die Betrachtung geregt, daß sie jetzt Waffengefährten, Landsleute, Blutsfreunde, bewährt in manchem gemeinschaftlichen Kampfe, wider sich hätten. Aber die neuen, großen Fragen, welche sie entzweiten, waren nun nicht anders zu entscheiden; sie mußten mit einander schlagen. Zuerst griff Condé mit der glaubenseifrigsten und waffengeübtesten Schaar seiner Reiter das Mitteltreffen der Katholischen an, das der Connetable befehligte und rannte es über den Haufen. Der Connetable stürzte vom Pferd, ließ sich wieder hinaufheben, erneuerte den Kampf und ward gefangen. Indem rückten Condé's Landsknechte gegen die schweizerischen Bataillone desselben Mitteltreffens an, diese aber, ohne sich von der Flucht der Reiterei irren zu lassen, gingen ein paar hundert Schritte vorwärts auf die Landsknechte los und warfen sie mit Macht zurück; wiederholten Angriffen setzten sie ihren unnahbaren Lanzenwald entgegen. Indem man hier schlug, hielten sich Franz Guise, dem die Vorhut, und St. André, dem die Arrieregarde anvertraut war, noch unbeweglich; und gar mancher wurde an Guise irre. Aber er hatte die Auffassung des wahren Feldherrn, daß es nicht auf einzelne Vortheile, sondern auf den Sieg im Ganzen ankomme.[1] Als die Hugenotten durch den Widerstand der Schweizer und die Verfolgung der Zersprengten in Unordnung gerathen waren, erhob auch er sich; dann ergoß sich die schwarze Wolke seiner spanischen und französischen Bataillone über das Gefilde und warf Alles vor sich nieder. Indem Condé immer neue Truppen heranführte, um ihm zu widerstehen, ward er selbst verwundet und gefangen.

[1] Montaigne, der, wie man weiß, in seinem Plutarch fest war, vergleicht seine Haltung mit der Philopömens gegen Machanidas I, 45.

Doch war die Sache auch damit nicht entschieden. Jenseit eines Holzschlages, der für die Zurückweichenden vortheilhafter war, als für die Angreifenden, sammelten sich die Schaaren, die noch nicht ganz zersprengt waren, unter dem Admiral. „Wer sich zuletzt zusammenhält," sagte Coligny, „trägt die Frucht der Schlacht davon." Er wußte sich hier gegen die Angriffe Guise's und St. André's tapfer zu behaupten: unter vielen andern namhaften Männern ist da der Marschall St. André gefallen. Das Schlachtfeld war verloren, aber Coligny konnte seinen Weg fortsetzen.

Die Protestanten waren weit entfernt sich für besiegt zu halten.

„Unsere Infanterie," sagt der Admiral in einem Schreiben an die Königin von England, „hat eine Niederlage erlitten, ohne zu schlagen; unsere Reiterei, welche allein die Schlacht geliefert hat, ist unverletzt, und wünscht nichts mehr, als die Feinde Gottes und des Königreichs bald wiederzusehen; diese werden sich besinnen uns anzugreifen oder den Angriff von unserer Seite zu erwarten.[1]

Nachdem die Gefangenen in Sicherheit gebracht waren, sehen wir den Admiral in kurzem wieder die Loire überschreiten und den Krieg in der Normandie erneuern.

Aber auch Guise war stark und mächtig im Feld; er unternahm die Belagerung von Orleans, ohne Zweifel des wichtigsten Platzes, den die Hugenotten inne hatten.

Hier aber sollte man an ihm selber erleben, daß es

[1] Du camp a Mem. 2. Jan. 1563 bei Forbes II, 247. Beza 27. Dec. 1562 (Ms. Gen.) noster equitatus est integer exceptis equitibus ad summum 150, partim captis partim interfectis; apud hostes infinita sunt vulnera et caedes maxima.

keineswegs das schlimmste ist, wenn sich bürgerliche oder religiöse Leidenschaft in offenen Schlachten entladet.

Was sich bis auf den heutigen Tag in andern romanischen Nationen erhalten hat, war damals auch in der französischen gäng und gebe; man suchte Gewaltthat durch Gewaltthat zu erwiedern. Der Herzog von Guise hatte eine Anzahl Engländer und französische Protestanten, die in der Normandie in seine Hände gefallen waren, erschießen lassen; dafür ließ der Prinz von Condé alle die hinrichten, welche in Pluviers, das er eroberte, die Waffen gegen ihn getragen. Wenn in Paris protestantische Parlamentsräthe vom Leben zum Tode gebracht wurden, so mußte dafür in Orleans ein katholischer sterben.[1] Nun aber richtete sich diese Wuth, erlittene Unbill mit einer gleichen zu vergelten, gegen Franz Guise selbst. Seine That in Vassy ward als der Gräuel aller Gräuel angesehen, Guise als ein Menschenwürger bezeichnet; man betete in den Versammlungen, daß Gott sein Volk von demselben befreien möge. Calvin versichert, vorlängst sei ihm von entschlossenen Leuten das Anerbieten vorgetragen worden, diesen Feind aus der Welt zu schaffen, durch seine Ermahnung habe er sie zurückgehalten. Jetzt aber erschien Guise, die vornehmste Burg des damaligen Protestantismus und zwar mit allem Anschein von Erfolg belagernd, gefährlicher als je. Da hat ihn ein fanatischer Hugenott, ein junger Mensch, der im Dienste des Herzogs von Soubise stand, des Namens Poltrot von Merey, meuchelmörderisch getödtet. Er hatte den Predigern von der particularen Mission gesprochen, die er zu einer solchen That zu haben glaubte; sie haben ihn auf die geistliche Gefahr

[1] Throkmorton an Königin Elisabeth bei Forbes II, 197.

aufmerksam gemacht, in die er sich stürze, und ihn abgemahnt, aber nicht so kräftig, daß er andern Sinnes geworden wäre. Da man zu wissen behauptete, daß Mörder gegen den Admiral und seinen Bruder, so wie gegen den Prinzen gedungen worden, so wagte es Poltrot, dem Admiral selbst eine Andeutung von seinem Vorhaben zu machen. Coligny hütete sich ihn darin zu bestärken, aber auch abgehalten hat er ihn nicht; er hielt es für genug, daß er den Herzog früher vor einem ähnlichen Attentat gewarnt hatte. Poltrot blieb dabei, daß er den vom Herzog an den armen Christen begangenen Frevel rächen und andere noch zu begehende aus Eifer für die Religion habe verhüten wollen. Auch in den Kirchen sprach man nach der Hand von den gerechten Gerichten Gottes.

Vor der religiösen Idee traten die Principien der Moral zurück, welche aller Gesittung und der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegen; eine Mischung von Hingebung und Feindseligkeit, von Religion und Haß bildete sich aus, die noch nie so in der Welt gewesen; es war wie eine religiöse Blutrache, in der sich das Bekenntniß wie eine Familie betrachtete. Wohin konnte das mit der Zeit noch führen!

Damals ließ sich, nachdem der Führer gefallen war, an eine Fortsetzung des Krieges nicht weiter denken. Auch den andern, welche die Waffenerhebung veranlaßt hatten, war nur Unheil daraus erwachsen: Navarra und St. André waren umgekommen, Montmorency gefangen. Die Königin konnte jetzt, was sie immer gewünscht hatte, den Frieden herbeiführen.

Sie veranlaßte, daß Montmorency aus dem hugenottischen und Condé aus dem katholischen Gefängniß hervorgehend auf einer Insel der Loire — aux Bouviers — nahe bei Orleans mit einander zusammen kamen. Auf einer Barke

war eine Art von Zimmer für sie hergerichtet: sie zogen jedoch vor, unter freiem Himmel auf- und abgehend sich über Vergangenheit und Zukunft zu unterreden. Erst hierauf ward die Freiheit der Gefangenen ausgesprochen; am andern Tage erschien auch die Königin auf der Insel, und es erfolgte nun eine ernstliche Conferenz über die Herstellung des Friedens. Condé bestand auf der Erneuerung des Edictes vom Januar, das in Folge einer überaus feierlichen Berathung gegeben worden sei; Montmorency antwortete, von den Anhängern des Papstes werde eine solche niemals angenommen werden. Man kam auf Vorschläge zurück, wie sie die Königin bei den letzten Unterhandlungen, in der Nähe von Paris, gemacht hatte; gegenseitig nachgebend brachte man es endlich zu einer Abkunft, die am 19. März 1563 zu Amboise in Form eines Edictes verkündigt ward. Darin wurde dem protestantischen Gottesdienst für die Städte, in denen er in Uebung sei, Duldung zugesagt: überdieß sollte den Hugenotten in jedem Amtsbezirk ein Ort zur Ausübung ihres Gottesdienstes angewiesen werden; alle Edelleute sollten das Recht haben, in ihren Häusern nach dem Bekenntniß zu leben, die Barone und Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit zugleich mit ihren Unterthanen. Nur Eine Ausnahme hielt die Königin fest: in der Hauptstadt Paris und ihrem Bezirk sollte die Ausübung der reformirten Religion verboten bleiben. Unter denen, die sich zum Krieg erhoben, spielte die Stadt Paris fast die vornehmste Rolle; sie hatte sich selbst bewaffnet, und das Geld für das Kriegsheer hauptsächlich aus ihren eigenen Mitteln aufgebracht: sie war unbesiegt, und ließ sich die Wiederaufnahme der Hugenotten nicht aufdringen. Wie viel hätte Condé darum gegeben, an deren Spitze noch einmal daselbst erscheinen zu können.

Er sagt, die Gefahr der königlichen Krone habe ihn bewogen davon abzustehen.

So kam diese Pacification zu Stande, wie ein Friedensschluß zwischen zwei feindseligen Mächten, der den Punkt festhält, zu dem das wechselnde Glück der Waffen geführt hat. Sie gewährte nicht das, was die Protestanten bereits besessen hatten und was sie fortwährend in Anspruch nahmen, aber doch bei weitem mehr, als ihre Gegner ihnen zugestehen wollten. Noch waren sie so stark, daß das Parlament die Verification und Abkündigung des Edictes nicht verweigern durfte. Unter dem Schutze der gesetzlichen Gewalt, in den Frieden der Krone wiederhergestellt, konnten sie nun ihre Kirchen errichten, und ein ruhiges kirchlich bürgerliches Leben nach dem Muster von Genf zu führen versuchen.

Zweites Capitel.

Der allgemeine Religionskrieg in Frankreich 1567 bis 1570.

Noch ein anderes Moment, von mehr politischer Natur, trat in diesen Ereignissen hervor: es gab wieder eine königliche Gewalt in Frankreich.

Wir wissen wie dieselbe von der Partei gleichsam in Besitz genommen ward; Königin Catharina hatte nicht wagen dürfen, dem Herzog von Guise zu widersprechen.[1] Sie

[1] M. A. Barbaro: né gli si poteva la regina apertamente contraporsi dubitando ella non si far nemica la parte cattolica, la (qual) s'appoggiava e dipendeva da esso duca totalmente come suo capo.

beklagte seinen Tod, wie ihr geziemte; aber bald darauf hörte man sie sagen, wäre derselbe früher erfolgt, das würde für das Wohl von Frankreich besser gewesen sein. Auch Navarra und St. André waren todt. Der Krieg hatte die Häupter gestürzt, welche ihr ihren Willen aufgelegt hatten; sie konnte, so viel es die Verwirrung der Dinge möglich machte, nun denken wieder selbst zu regieren.

Ihre erste That war, daß sie den Frieden zu Stande brachte; die Häupter der entgegengesetzten Parteien, Montmorency und Condé, mußten ihr dazu die Hand bieten.

Hierauf erwarb sie sich das Verdienst, die wieder vereinigten Kräfte des Königreichs gegen Havre de Grace zu führen. Die Engländer hatten glänzende Hoffnungen an diesen Besitz geknüpft, wenigstens Calais meinten sie dagegen wieder zu erlangen; aber die Mangelhaftigkeit der Befestigung, eine verderbliche Krankheit, welche einriß, der Zug und die Natur der Dinge machten es unmöglich, den Ort zu behaupten. Newhaven, wie die Engländer Havre nannten, fiel in die Hände der Franzosen zurück; zu nicht geringer Ehre der Königin, von der man wußte, daß sie auf die Unternehmung gedrungen hatte.[1]

Um jeder andern Einrede bei der Regierung überhoben zu sein, ließ sie den jungen König, der nun in sein vierzehntes Jahr trat, für volljährig erklären. Diese Erklärung war mit einer Erneuerung des Pacificationsedicts verbunden, das in allen seinen Punkten bestätigt ward. Die Erinnerungen des Pariser Parlaments dagegen wurden nicht ohne eine gewisse Schärfe zurückgewiesen.

[1] Barbaro: essendo seguita questa impresa quasi per sola volontà sua.

Eine große Schwierigkeit erwuchs ihrer Regierung aus der von Zeit zu Zeit aufflammenden Feindschaft der Parteien. Die Wittwe des Herzogs von Guise flehte um Rache wegen des Todes ihres Gemahls; überdieß gab es die mannigfaltigsten Streitigkeiten über Besitzthümer und Rechtsansprüche. Die Königin suchte beide Theile wenn nicht zu befriedigen, doch in Ergebenheit festzuhalten. Mit kluger Ueberlegung, sagt der Venetianer Barbaro, verfährt sie gegen die Einen und die Andern, faßt ihre Beschlüsse nach der Lage der Umstände und führt sie aus nach neuen Rücksichten; sie weiß die Einen und die Andern bald mit Hoffnungen, bald mit Besorgnissen zu erfüllen. Die durch Guise's Tod erledigten Aemter theilte sie unter die Verwandten desselben, ohne die Beschwerden des Connetable, der die Würde eines Grandmaître für sich in Anspruch nahm, zu berücksichtigen. Bald darauf aber stellte sie diesen durch eine außerordentliche Begünstigung seines Sohnes zufrieden. Im December 1563 kamen der Connetable und der Admiral nach Paris; sie hatten ein größeres Gefolge als der König selbst; mit Ingrimm bemerkten die Einwohner, daß dabei Leute seien, welche einst die Stadt haben erobern und plündern wollen; die Königin that nichts dagegen.

Der Prinz von Condé, der es bei der Belagerung von Havre nicht an sich hatte fehlen lassen, erschien im Anfang 1564 am Hofe zu Fontainebleau und ward auf das beste empfangen. Wie durch Tapferkeit im Feld, so wünschte er bei den ritterlichen Festlichkeiten — in denen man sich damals die griechische Heldenfabel darstellend vergnügte — durch Gewandtheit zu glänzen. In die Wollüste, die dort an der Tagesordnung waren, ließ er sich nur allzuleicht verstricken.

Während der Hof sich von Fontainebleau auf jene Rundreise

durch das Reich begab, welche ihn auch nach Bayonne führte, war die Sorge für die Ruhe der allezeit gährenden Hauptstadt dem Sohne des Connetable, Franz von Montmorency, anvertraut. Unentbehrlich war ihm dazu ein vor kurzem ergangenes Verbot, Feuerwaffen zu tragen. Auch gegen den Cardinal von Lothringen, der, auf ein von der Königin ihm gewährtes Vorrecht trotzend, mit bewaffnetem Gefolge seine beiden Neffen Guise und Mayenne in Paris einführen wollte, machte er es geltend; er meinte, nicht dulden zu dürfen, daß die allgemeinen Gesetze in seinem Gouvernement übertreten würden, uud gar vieles hatte er gegen jenes Privilegium und die Art und Weise des Cardinals, sich desselben zu bedienen, einzuwenden; er entwaffnete den Cardinal bei seinem Einzug. Die Welt sah darin doch wieder eine Regung der alten Parteien, von denen die eine der andern einen Streich zu versetzen vorhabe. Die Königin ruhte nicht, bis bei ihrer Rückkehr zu Moulins der Streit wenigstens äußerlich beigelegt wurde. Der Admiral Coligny erklärte vor dem geheimen Rath des Königs, gleich als vor Gott, daß er an der Ermordung des Herzogs keinen Theil gehabt habe, und ward von aller Schuld freigesprochen. Es kam zu einer Scene der Versöhnung, die wenigstens auf einige Zeit Ruhe verbürgte.

Und so hätte sich wohl weiter leben lassen, hätte nicht die allgemein europäische Natur des großen religiösen Gegensatzes unaufhörlich aufregend auch auf Frankreich zurückgewirkt.

Das Concilium, das die Bekenner der neuen Meinungen so oft gefordert, war endlich, freilich in ganz andern als den von ihnen vorgeschlagenen Formen, gehalten worden, und

hatte damit geendigt, jede Abweichung von dem alten System zu verwerfen; es gab diesem eine haltbarere Fassung und der Hierarchie überhaupt einen Zusammenhang und eine Disciplin, wie sie noch niemals gehabt hatte.

In Frankreich war man nicht gemeint, sich den Satzungen des Conciliums in Bezug auf Verfassung und Reform so geradehin zu unterwerfen. Eine Anzahl Präsidenten und Mitglieder des Parlaments, denen der Hof sie vorlegen ließ, erklärten, daß sie mit den Rechten der Krone und den Prärogativen der gallicanischen Kirche unverträglich seien.[1]

Wie hätte auch die französische Gesetzgebung, die eben damit beschäftigt war, die Gerichtsbarkeit von allem fremdartigen Einfluß zu befreien und sie in den Händen der höchsten Gewalt zu centralisiren, sich mit Decreten vereinbaren sollen, welche dem geistlichen Gericht seine alte volle Unabhängigkeit vindicirten. Das Bestreben des Kanzlers Lhopital war vielmehr, die Geistlichkeit der weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen; wie er, so waren vier Fünftheile seiner Collegen im Conseil gesinnt. Die Königin hatte den Gedanken, da sich von den Artikeln des Conciliums nichts Gutes erwarten lasse, eine Zusammenkunft der vornehmsten Fürsten zu Stande zu bringen, um den Papst zu mancherlei Dingen zu nöthigen, in denen er sich bisher sehr hart zeige; denn der Autorität so großer Fürsten werde er nicht widerstreben können.

So weit wir authentische Kunde von ihren Gesinnungen

[1] Die von Matthieu Histoire de France I, 279 mitgetheilten und auch sonst vorkommenden Artikel einer Legation, die im Februar in Fontainebleau eingetroffen sein soll, kann ich nicht für ächt halten. Sie sind mit den Briefen der Königin 28. Febr. und von Morvilliers 3. März 1564 unvereinbar.

in dieser Zeit haben, können wir nicht zweifeln, daß sie diesen Zustand des Friedens, nach welchem sich wohlgesinnte Männer, wie der Geschichtschreiber de Thou, später zurücksehnten, alles Ernstes zu erhalten wünschte. Durch das Unglück des letzten Krieges, sagt sie in einem Schreiben an ihren Gesandten in Wien, habe man gelernt, daß die Religion nicht mit Gewalt der Waffen herzustellen sei; sie habe sich von vorn herein einem solchem Beginnen widersetzt, aber es damals nicht verhindern können; nachdem die Pacification einmal nicht ohne die äußerste Mühe zu Stande gebracht sei, wolle sie, wenn es nöthig werde, ihr eigenes Leben dafür einsetzen.[1]

Welche Haltung aber auch der Hof annehmen mochte, der in der Tiefe wirksame, niemals beschwichtigte Geist der Parteiung, verbünden mit der religiösen Agitation, besonders der jesuitischen Predigt und Lehre, die sich trotz allen Widerspruches in Frankreich befestigten, brachten eine entgegengesetzte Bewegung in der Nation hervor. Der den Bekennern einer anerkannten und herrschenden Doctrin natürlich inwohnende Widerwille gegen jede Abweichung ward zum glühenden Hasse angefacht. Man vernahm aus der Menge Aeußerungen von Blutgier, die in Erstaunen setzten.

Als der Hof nach Lyon kam, ist ihm gesagt worden, wenn der König mit seinen Räthen der bevorstehenden allgemeinen Erhebung gegen die Hugenotten widerstreben sollte, so werde sich diese gegen ihn selbst wenden. Schon regte sich wieder die Begierde nach den zu confiscirenden Gütern. Im

[1] Je veux conserver la tranquillité d'aujourd'hui jusques à employer ma propre vie. Bei le Laboureur Additions zu Castelnau II, 329.

südlichen Frankreich wurden antiprotestantische Verbindungen geschlossen, die der Hof weit entfernt war zu billigen.

Dazu kam aufs neue der Einfluß der Spanier, welche jedes Zugeständniß für sich selbst verwarfen, und auch in Frankreich rückgängig zu machen suchten.

Es ist ganz wahr, was man immer erzählt hat, daß bei der Zusammenkunft der Königin Mutter und ihrer Tochter von Spanien, die im Juni 1565 zu Bayonne stattfand, der Herzog von Alba nichts unversucht ließ, um den französischen Hof zu stärkeren Vorkehrungen gegen die Hugenotten zu veranlassen. Auch fand er darin bei einigen Franzosen, welche ihren Hof begleiteten, lebendige Beistimmung. Der Herzog von Montpensier, der sich eben selbst an die Spitze eines katholischen Bundes hatte stellen wollen, Blaise Montluc, der einen ritterlich religiösen Ruhm im Kampfe mit den Hugenotten suchte, der Cardinal von Guise und dessen Anhänger urtheilten, daß man zwei große Mittel gegen die Hugenotten in Anwendung bringen müsse: das eine sei, ihre sämmtlichen Prediger aus dem Lande zu jagen, das andere aber, die vier bis sechs Unglückseligen, die sich an die Spitze der Faction gestellt und von denen Alles abhänge, entweder geradezu umzubringen, oder auf eine andere Weise unschädlich zu machen. Wenn man aber geglaubt hat, daß auch der junge König oder die Königin Catharina mit diesen Rathschlägen einverstanden gewesen, daß Pläne gefaßt worden seien, sie auszuführen, so ist das ein großer Irrthum. Karl IX. drückte eines Tages seinen Widerwillen gegen Gewaltsamkeiten, die nur den Krieg erneuern würden, so lebhaft aus, daß Alba ironisch bemerkte, er scheine seine Lection gut gelernt zu haben. Catharina wies die Anmuthung, Lhopital abzusetzen, mit

Entschiedenheit von der Hand; sie sprach sogar noch einmal von einer kirchlichen Nationalversammlung, wo man die Annehmbarkeit der Decrete von Trient prüfen werde.[1] Auch die Spanier gingen nun auf die Vorschläge der Franzosen, zu einer neuen Allianz der beiden Häuser durch anderweite Vermählungen, nicht ein. Man schied sehr kalt von einander.

Alba ließ darum die Summe seiner Ideen nicht fallen. Er äußerte den weitaussehenden und verwegenen Gedanken, wenn die französische Regierung ihre Theilnahme versage, mit den Häuptern der Katholiken in Verbindung zu treten, in denen sich bereits eine Anhänglichkeit an König Philipp zeige, die mit dem Vertrauen der eigenen Unterthanen wetteifere. Montpensier hatte gesagt, wenn man sein Herz öffne, werde man den Namen Philipp darin geschrieben finden.

Noch einige Zeit nachher finden wir Catharina ihren

[1] So enthalten die Briefe Alba's an König Philipp vom 13. Juni bis 4. Juli, von denen H. Martin X, 682 einen Auszug mitgetheilt hat. St. Sulpice (bei Raumer Briefe aus Paris I, 117) war nicht wohl unterrichtet. Die unzähligemale wiederholte Behauptung, daß hier in Bayonne eine Ermordung sämmtlicher Hugenottenführer, eine sicilianische Vesper angerathen und beschlossen worden sei, die gleich damals in Gang kam, ist mit Nachdruck von Gio. B. Adriani Storia di suoi tempi 1583. III, 740 aufgestellt worden: man habe die noch bevorstehende Zusammenkunft von Moulins dazu benützen wollen, aber es aufgeschoben, per alcuni sospetti, che apparivano nelli Ugonotti. Er sagt nicht, daß er das aus besondern Nachrichten habe; questo fatto non si seppe allora per alcun principe ma il tempo l'a poi scoperto. Dieser Erzählung verschaffte Thuanus dadurch Credit, daß er andeutet, sie möge wohl aus den Papieren des Herzogs Cosmo von Florenz stammen: ex Cosmi Etruriae ducis, ut verosimile est, multa hausit (die Worte Adrians erinnern an die Ausdrücke, die in der schon 1575 herausgegebenen Lebensbeschreibung des Admirals vorkommen); sie hat dann späterhin die Geschichte beherrscht.

Grundsätzen getreu. Als es in Folge der Strenge der spanischen Maßregeln zum Ausbruche von Unruhen in den Niederlanden kam, pries sie Frankreich glücklich, das so große Uebel nicht erfahre: nur müsse man auch darauf denken, den friedlichen Zustand aufrecht zu erhalten.[1]

Eben das aber gehört zu den schwersten Aufgaben aller Politik, in Zeiten allgemeiner Parteiungen, die durch Europa hin und wieder wogen, in mannichfaltigem Kampfe auf einander treffen, daß ein Staat, in dessen Innerem die nämlichen Elemente gähren, eine unabhängige Stellung bewahre. Nicht ohne eine sichere und willensstarke Festigkeit der allgemeinen Führung wird dieß zu erreichen sein.

In Catharina, deren persönliche Eigenschaften wir später vergegenwärtigen wollen, lebte so viel Bewußtsein von den Bedingungen der Macht, daß sie die Parteien niederzuhalten suchte; ihre Friedensliebe hatte keinen andern Grund, als daß es mit Krieg nicht gehe; tausendmal sagte sie dem päpstlichen Nuntius, dem spanischen, dem venetianischen Gesandten, daß sie dennoch den alten Zustand herzustellen hoffe. Die Meinung, daß sie eine Hinneigung zu den Hugenotten oder ihrer Lehre hege, wies sie immer mit einer Art beleidigter Entrüstung von sich. Man sah sie wieder mit ihren Söhnen kirchlichen Processionen beiwohnen; sie entfernte die Damen des Hofes, die sich den katholischen Diensten und Ceremonien entzogen; wo der Hof erschien, sollte auf mehrere Meilen

[1] **Qu'il se falloit mettre en peine de s'y conserver (en repos) e d'y demeurer hors des maux, que havoient les aultres.** Aus einem ihrer Schreiben bei Bouillé II, 383. Eine unentbehrliche Vorarbeit für eine ausführliche Geschichte dieser Zeit wäre eine Sammlung der Briefe Catharinas.

in der Runde kein protestantischer Gottesdienst gestattet sein. Das Pacificationsedict wurde durch einseitige Verfügung bald auf die eine, bald auf die andere Weise beschränkt, auf die Beschwerden der Hugenotten keine Rücksicht genommen, wenn sie auch noch so begründet waren; sie knirschten mit den Zähnen, aber sie rührten sich nicht, da die allgemeine Haltung zufriedenstellend war.

Dafür daß mit König Philipp, als er ein italienisch-spanisches Heer unter dem Herzog von Alba nach den Niederlanden vorrücken ließ, ein Verständniß obgewaltet habe, ist nie ein Beweis zum Vorschein gebracht worden. Vielmehr finden wir, daß man Städte befestigte, weil sie dabei von den Spaniern, wiewohl man es nicht vermuthen wolle, möglicherweise angegriffen werden könnten; daß so wie vor Kurzem der Bund mit der Schweiz recht eigentlich im Gegensatz mit Spanien erneuert worden war, auch im Jahr 1567 in unaufhörlicher Reibung mit der spanischen Faction eine neue Werbung schweizerischer Truppen ausgeführt wurde.

Dahin konnten es doch auch die Häupter der Hugenotten, wiewohl sie es versuchten, nicht bringen, daß sich die Regierung der niederländischen Bewegung zum politischen Vortheil von Frankreich bedient, oder dem Heereszug Alba's entgegengesetzt hätte. Condé schien daran ehrgeizige Hoffnungen zu knüpfen; zwischen ihm und dem zweiten Sohne der Königin, den diese jetzt an die Spitze der bewaffneten Macht zu stellen suchte, weil sie ihn persönlich selbst zuverlässiger fand als den König, dem Herzog von Anjou, ist es einst bei ihrem Abendessen zu einer leidenschaftlichen Erklärung gekommen. „Vetter,“ sagte der Herzog, „wenn ihr nach Dingen strebt, die mir gebühren, so werde ich euch in dem Grade klein machen, als ihr groß

zu werden gedenkt.“[1] Wo waren die Zeiten hin, da der Prinz auf die allgemeinen Angelegenheiten einen leitenden Einfluß zu gewinnen und die den Glaubensgenossen mißfälligen Bestimmungen der Pacification zu mildern sich geschmeichelt hatte. Gerade seine Ansprüche erweckten in der Königin eine Abneigung gegen ihn.

Während aber der Vorkämpfer der Hugenotten von dem Hofe wich, erschien der Cardinal von Lothringen daselbst, und nahm seinen alten Platz im Conseil ein. Bei aller äußern Mäßigung und mancherlei Schwanken in seinem momentanen Bezeigen, war er doch immer derselbe, unwandelbar in seinen Absichten, trotz aller Versöhnung unversöhnlich. Noch war er nicht Meister im höchsten Rath, aber jeden Augenblick konnte er es werden.

Und indem erschallte die Nachricht von der Ankunft Alba's in den Niederlanden, den gewaltsamen Maßregeln, die er gegen Alle ergriff, die daselbst Macht besaßen und die er für feindselig oder doch nicht einverstanden hielt. Die Protestanten in ganz Europa sahen in seiner Sendung eine allgemeine Gefahr, den Beginn eines ihnen insgesammt geltenden feindlichen Unternehmens. Wem aber wäre diese Gefahr näher gewesen, als den Hugenotten in Frankreich?

Auch die französische Regierung bewaffnete sich. Der Pariser Bürgermiliz wurden neue Capitäne gegeben, die Compagnien der Hommes d'Armes ergänzt, die neugeworbenen Schweizer, welche die Gränzen hatten beschützen sollen, in

[1] Was Brantome im Leben Condé's (Hommes illustres III, 218) hierüber erzählt, empfängt eine eigenthümliche Erläuterung aus den nach Deutschland gelangten Nachrichten bei Schardius de rebus gestis sub Maximiliano II, 64.

das Innere des Landes gezogen, sechstausend an der Zahl, sämmtlich eifrig katholisch. Das waren die alten Gehülfen der höchsten Gewalt bei ihren innern, so wie ihren äußern Kriegen; der Untergouverneur von Champagne, Barbezieur, ließ verlauten, daß sie eben gegen die Hugenotten bestimmt seien. Aus der Mitte des Conseils sind diese von denen, die mit ihrer Hülfe dem Cardinal noch Widerstand zu leisten hofften, gewarnt worden. Wie hätten sie aber nicht selbst sich gefährdet fühlen sollen? Der König war ein Kind, die Königin eine unzuverlässige Frau, der niemand traute: wie leicht, daß man diese jetzt überredete, was sie für unausführbar gehalten habe, werde recht wohl durchzuführen sein, oder auch daß sie wie im Jahr 1562 von einer feindseligen Faction fortgerissen wurde, deren Handlungen wenigstens scheinbar zu billigen. Dahin wollten es die Hugenotten jetzt nicht wieder kommen lassen. Könne man, sagten sie, von ihnen verlangen, ruhig zuzusehen, bis das Uebergewicht ihrer Gegner am Hofe eine neue Verurtheilung und Verfolgung über sie bringe, bis man sie ins Gefängniß werfe oder auf die, welche flüchtig geworden, in den Wäldern Jagd mache? Bei der Macht, die in ihren Händen sei, würde diese Kleinmüthigkeit sie unter allen Kriegsleuten der Welt in Verachtung bringen. Sie faßten den Gedanken, ihren Gegnern dießmal zuvorzukommen, und den Hof zur Entfernung des Cardinals und zur Entlassung der Schweizer zu nöthigen. Denn das lehre nun einmal die französische Geschichte, daß nur die Partei etwas vermöge, die des Hofes mächtig sei.[1]

Hätte Calvin gelebt, der würde, denke ich, ein Abweichen von dem Weg der formellen Gesetzlichkeit, an dem

[1] La Noue Mémoires Anc. Cl. XLVII, 169.

die Gläubigen immer festhalten sollten, so wenig gebilligt haben, wie einst das Vorhaben von Amboise. Auch war der einsichtsvollste und ruhigste der französischen Führer, Admiral Coligny, ursprünglich dagegen. Aber dem Andrang der leicht entzündlichen, von protestantischen Sympathien ergriffenen, durch dunkle Besorgnisse aufgeregten Edelleute, denen alles gerechtfertigt schien, wenn sie einen Prinzen von Geblüt an der Spitze hatten, wie Condé, der jetzt so eifrig war, wie irgend ein anderer, konnte er nicht widerstehen. Sie beschlossen, denn immer waren sie vorbereitet, zu den Waffen zu greifen.

Auf Einen Tag, 27. Sept. 1567, brach allenthalben die Bewegung aus; während die entferntern Provinzen sich jede für sich selbst erhoben, trafen die Hugenotten aus den nächsten in Roye en Brie zusammen und nahmen ihren Weg nach dem königlichen Hoflager — damals in Monceaux bei Meaux — das sie bei der Vorbereitung zur Feier des Ordens vom heil. Michael zu überraschen hofften.

In Geheimhaltung des Planes, Raschheit und Präcision der Ausführung fanden die gelehrten Zeitgenossen nichts, was mit diesem Unternehmen zu vergleichen wäre, im ganzen Lauf der Geschichte, bis auf den pontischen Mithridates zurück.

Der Hof, noch zur rechten Zeit gewarnt, gelangte unter dem Schutze der Schweizer nach Paris; insofern war das Unternehmen der Hugenotten mißlungen; aber sie beherrschten allenthalben das Land, bedrohten die Hauptstadt, und den Cardinal von Lothringen hatten sie wirklich vom Hofe entfernt; während des Tumultes fand er Gelegenheit, zu entfliehen und sich nach Rheims zu begeben.

Ihm schien es sehr möglich, daß die Hugenotten doch

noch Meister im Kampfe bleiben, die Krone zu einer Abkunft nöthigen, und dabei ihn und sein Haus aus Frankreich verjagen möchten.

Ueberaus merkwürdig und, zwar nicht für den Augenblick, aber für die spätern Zeiten folgenreich sind die Anerbietungen, welche er von dieser Besorgniß getrieben an den König von Spanien richtete. Er machte denselben aufmerksam auf die Ansprüche, die er kraft des Rechtes seiner Gemahlin an die Krone von Frankreich erheben könne; zunächst bot er ihm an, sich ganz unter seinen Schutz zu begeben, und ihm einige feste Plätze an der französischen Gränze zu überliefern. Nicht auf das übrige, aber auf die Besetzung dieser Plätze waren der König und sein Feldherr damals geneigt einzugehn.[1] Sie fürchteten wirklich, daß es den Hugenotten gelingen könne, den Hof sich zu unterwerfen; in diesem Falle waren sie entschlossen, den Krieg zur Herstellung des Katholicismus in Frankreich selbst zu führen.

Nachdem aber den Hugenotten der erste Anlauf mißlungen war, dachten sie nicht mehr an eine Ueberwältigung des Hofes; sie begnügten sich, diejenigen Zugeständnisse zu fordern, die ihnen zu ihrer Sicherheit unentbehrlich schienen.

Zuerst brachten sie die so oft vorgetragenen Anliegen der Nation mit ihrer besonderen Sache in Verbindung. Es waren Beschwerden über unwürdige Besetzung der Aemter, die immerfort auch im Frieden steigenden Auflagen, durch die sich nur die größtentheils italienische Finanzwelt bereichere, die

[1] Man erfährt dieß aus einem Schreiben Alba's an den König Philipp **II.**, 1. Nov. 1567, bei Gachard **Correspondance de Philippe II, I, 593 nr. 673.**

Anwesenheit fremder Truppen; sie verlangten abermals eine Einberufung der Stände. Aber sie hatten Sinn dafür, als man ihnen sagte, daß da vieles vorkomme, was sie an sich nichts angehe,[1] womit in das königliche Amt gegriffen werde; in einer zweiten Eingabe ließen sie das Alles fallen; sie verlangten nur „Gott nach der Reinheit des Evangeliums öffentlich anrufen zu dürfen, ohne Unterschied des Ortes und der Personen, um dann dem König den Gehorsam beweisen zu können, den sie ihm zunächst nach Gott schuldig seien." Ihr Wunsch ging ohne Zweifel auf volle Gleichberechtigung; ausdrücklich aber forderten sie nichts weiter, als die Zurücknahme der dem Pacificationsedict hinzugefügten Beschränkungen.

Schon fühlte sich aber der Hof inmitten seiner rechtgläubigen Hauptstadt nicht so schwach, um ihnen nur auch dieß sofort nachgeben zu müssen; von der Geistlichkeit, die eben in Folge des Vertrags von Poissy versammelt war, mit einigem Geld unterstützt, konnte er in Kurzem eine Streitmacht aus den Mauern von Paris gegen die Hugenotten ins Feld schicken. Der alte Montmorency hatte sich noch einmal dem König zur Verfügung gestellt, denn für die Krone wolle er zu seinen Füßen sterben; er führte die Truppen an. Am 10. November kam es zu einem heftigen, kurzen, blutigen Zusammentreffen bei St. Denys, wo die Hugenotten das Schlachtfeld verloren, aber auch die Katholischen die empfindlichsten Verluste erlitten. Montmorency starb wenige Tage darauf an den Wunden, die er hier erhalten hatte.

Es wäre nur auf die Königin angekommen, bedeutendere

[1] Bei Popeliniere XII, 21, 23 finden sich beiderlei Artikel. Serranus bemerkt, daß die Königin »caput illud de onerum levatione« für aufrührerisch erklärt, und dadurch die Veränderung veranlaßt habe. III, 92.

Streitkräfte in den Kampf zu führen. Der Herzog von Alba bot ihr an, mit einem Heer von 5000 Mann zu Pferd und 15,000 Mann zu Fuß in Frankreich einzurücken[1] und der ganzen Sache ein Ende zu machen. Man begreift es, wenn sie Bedenken trug, eine Gewalt nach Frankreich zu berufen, die ihr selbst Gesetze vorgeschrieben hätte. Aber was soll man sagen, wenn sie sogar nichts dagegen hatte, daß indeß in Deutschland für die Hugenotten geworben wurde,[2] und diejenigen welche mit den Rüstungen beschäftigt waren, aufforderte, solche, als zu dem Frieden dienlich, zu beschleunigen.

Achthalbtausend Reiter und ein paar tausend Mann zu Fuß drangen unter dem glaubenseifrigen und allezeit schlagfertigen Johann Casimir von der Pfalz in Frankreich vor; nicht, wie er sagte, um den König zu bekämpfen — würden seine Glaubensgenossen das thun, so würde er die Waffen gegen sie selber richten — sondern nur um sie gegen ihre religiösen und persönlichen Widersacher zu schützen. Als hierauf, mit diesen Deutschen vereinigt, die Hugenotten sich gegen Chartres wandten und die Stadt ihren Angriffen erliegen zu müssen schien, entschloß sich der Hof wirklich zum Frieden (28. März 1568); er bewilligte ihnen, was sie von Anfang gefordert hatten, die Herstellung des Pacificationsedictes in seine unbeschränkte Wirksamkeit.

Ein Verlangen, das damit in Verbindung stand, Sicherheiten für die Erfüllung der gemachten Zusagen zu geben, lehnte die Regierung ab, weil es eine Unwürdigkeit enthalte; und die Hugenotten beschlossen nicht darauf zu bestehen. Denn

[1] Schreiben Alba's Dec. 1567 bei Gachard a. a. O. 608.

[2] So berichtet Hubert Languet. Epp. arc. I, 43.

schon sehnten sich die Edelleute nach den Mühen des Winterfeldzuges nach Hause; sie meinten ihren Zweck erreicht zu haben, und hofften nun im Frieden „Gott verehren und dem Könige dienen zu können.“ Wie sie, so zogen die Deutschen in ihre Heimat zurück. Es ließ sich an, als ob das Gleichgewicht der Parteien sich auch unter den allgemeinen Stürmen wiederherstellen würde.

Durfte man aber bei der Natur der französischen Verhältnisse und Persönlichkeiten dieß in der That erwarten?

Ich möchte nicht wiederholen, was man oft behauptet hat, der Friede sei in der bewußten Absicht geschlossen worden, ihn sofort zu brechen. Eben die gemäßigten Mitglieder des Conseils, welche Zugeständnisse nothwendig fanden, und ihr ganzes System darauf gründeten, der Kanzler Lhopital, die Bischöfe von Limoges und Orleans haben ihn zu Stande gebracht, und diesen wäre ohne Zweifel nichts lieber gewesen, als daß er auf das genaueste beobachtet worden wäre. Aber den Friedliebenden zur Seite saßen andere Männer, welche jede Nachgiebigkeit grundsätzlich verwarfen; der Cardinal von Lothringen hatte, als die Gefahr vorüber war, seine Stelle darin wieder eingenommen. Und diese fanden jetzt mehr Anklang als früher bei der Königin, da sie, wie sehr auch ihre Aeußerungen schwanken mochten, den Hugenotten ihre letzte Erhebung, die Nichtachtung der königlichen Würde, die sie dabei kundgegeben, die Verlegenheit, in welche sie den Hof gebracht hatten, nicht vergeben konnte. Der Cardinal war ihr ohnehin unentbehrlich, da sein Ansehen die auf ihn besonders trauende katholisch gesinnte Hauptstadt am leichtesten zu Geldbewilligungen vermochte. Aufs Neue hatte König Philipp in rücksichtsvollen Ausdrücken seine Hülfe angeboten. Er hob

besonders das politische Motiv hervor, den Akt der Rebellion, welcher bei Meaux begangen worden. Man möge nicht glauben, sagte er, daß er aus eigennützigen Rücksichten in Frankreich Entzweiungen zu säen suche, er sei ferne von diesen Künsten, ein Mann von Ehre und ein Ritter; mit Allem, was er habe und was er sei,[1] stehe er der französischen Krone zum Kampfe gegen die Rebellen zu Diensten.

Auch gar manche Andere erinnerten, die Absichten jenes Anlaufes übertreibend, den jungen König Carl, daß er Rebellen, die ihm nach Leib und Leben gestanden, keine Rücksicht noch Treue schuldig sei. In Alba's Anschreiben erscheinen die starrsten Grundsätze religiöser und politischer Alleinherrschaft. „Ein Fürst," sagte er, „der mit seinen Unterthanen einen Vertrag eingehe, könne niemals mehr auf ihren Gehorsam zählen; geistliche Zugeständnisse seien ihm gar nicht erlaubt, denn er greife dadurch in fremde Rechte, die Rechte Gottes ein, welcher das nicht dulden werde. Besser sei es ein Reich durch Krieg verderben, als es abfallen lassen von Gott und dem König, zum Vortheil des Satans und seiner Anhänger, der Ketzer."[2] Seine Ermahnungen mußten um so wirksamer werden, da es ihm gelang, die Niederlande in Unterwürfigkeit zu erhalten. Der Cardinal fügte hinzu, der Abfall sei von der Gottheit nur zugelassen, damit der König die derselben angethanen Beleidigungen rächen könne; unterlasse er das, so habe

[1] che si vaglino delli stadi della persona e di quanto ha. Der venetianische Gesandte in Spanien 10. Nov. 1567.

[2] Il vaut beaucoup mieux avoir un royaume ruiné, en le conservant pour dieu et le roi, que de l'avoir tout entier au profit du demon et des hérétiques ses sectateurs. Bei Gachard a. a. O. 609.

er die Strafe Gottes zu erwarten. Papst Pius V. sprach seine Mißbilligung der geschlossenen Abkunft in herben Worten aus, und forderte den König auf, sein Reich von den Ketzern, zunächst den Hof von den verderblichen Rathgebern, mit denen er umgeben sei, zu reinigen.

Ueberdieß aber war im Innern des französischen Reiches eine verwandte Stimmung erwacht. Die bewaffnete Erhebung der Hugenotten, welchen Grund sie auch immer haben mochte, die Gewaltsamkeiten, die sie begingen, erregten den Widerwillen aller derer, die nicht zu ihnen gehörten. Die Mischung der religiösen und politischen Parteiung fachte alle Leidenschaften an. Der Venetianer Correro versichert, er habe Niemand gekannt, der nicht um seiner eigenen, oder um der Angelegenheiten seiner Freunde willen in einer Art von Wuth gewesen sei. Wenn die Einmüthigkeit und Wachsamkeit der Hugenotten ihre Gegner eine Zeit lang in Schrecken gehalten hatte, so brachte jetzt der Friede eine doppelte Wirkung hervor; seine Bedingungen entrüsteten das altkatholische Selbstgefühl; die Entwaffnung, zu der die Hugenotten schritten, machte Muth, sich gegen sie zu erklären. In den Städten, wo nun an ihrer Stelle royalistische Garnisonen einzogen, wollten die Bürgerschaften katholischer Majorität von der Ausführung der Friedensbedingungen nichts hören, die Hugenotten erfuhren thätliche Gewalt, wo sie ihre Stimmen erhoben. Hie und da weigerten sich die Gouverneurs, ihre Hand zur Erneuerung des Pacificationsedictes zu bieten. In manchen Provinzen wurden Vereinigungen zwischen dem Gouverneur, dem Clerus und dem Adel geschlossen, die man als „christliche und königliche" bezeichnete, in denen sich aber doch Clauseln finden, die keineswegs royalistisch lauten; wie das Bündniß

in der Champagne „zur Aufrechthaltung der katholischen Kirche in Frankreich und der Behauptung der Krone bei dem Hause Valois," den auffallenden Beisatz hinzufügt, „so lange man von diesem in der katholischen und apostolischen Religion regiert werde."[1] War dieß nicht eher eine Drohung als eine Zusage? Es ist noch weniger zweideutig, als das einst von Franz Guise der Königin Catharina gemachte Versprechen, ihr zu gehorchen, wenn sie die Religion schützen werde.

Unter diesen Umständen konnte sich die gemäßigte Partei im Conseil nicht behaupten. Lhopital ward einst von einem deutschen Bekannten ersucht, den Sitzungen noch zuweilen beizuwohnen; denn wenn er auch nichts Gutes darin ausrichten könne, so vermöge er doch vielleicht größeres Uebel zu verhüten. Der Kanzler antwortete: in dem Conseil sei schon sein Anblick verhaßt, geschweige daß man auf ihn hören sollte. In seinem Testament heißt es, der junge König selbst habe nicht mehr gewagt, seine Meinung zu äußern. An den entscheidenden Rathschlägen hatte nur Catharina, der Cardinal und der mit beiden einverstandene Präsident Birago Theil.

Eine eigentliche Ausführung des Friedens war, wie berührt, schon gar nicht zu erwarten. Gewaltthätigkeiten von der einen, Widersetzlichkeiten von der andern Seite, gegenseitige Anklagen erfüllten alle Gemüther mit neuer Zwietracht. Die katholische Partei übte wieder einen beherrschenden Einfluß auf die höchste Gewalt aus. Während die Hugenotten sich zerstreuten und nach Hause gingen, ließ sie, denn weder die Schweizer, noch die Italiener, noch die französischen

[1] Serment des associés de la Ligue chrestienne et royalle de la province de Champagne 25 Juin 1568. Journal de Henry III. 1744. III, 31.

Compagnien wurden entlassen, allenthalben die Städte, festen Plätze, die Pässe über die Flüsse mit ihren Truppen unter ergebenen Anhängern besetzen. Als ihre nächste Absicht erschien, die Häupter der Hugenotten in den Provinzen, wo sie sich aufhielten, Montgommery in der Normandie, Genlis und Mouy in der Picardie, Andelot in der Bretagne, Rochefoucauld in Angoulême, Condé und den Admiral in der Bourgogne, von einander getrennt zu halten. Aber der Plan ging noch weiter. Mit aller in diesen Dingen möglichen Bestimmtheit wissen wir, daß die Regierung den Gouverneur von Bourgogne, Tavannes, auffordern ließ, Condé in seinem Schloß Noyers aufzuheben. Tavannes gehörte der stärksten katholischen Farbe an, aber er trug Bedenken, den Frieden offen zu brechen, und vor allem, sich an einem Prinzen von Geblüt zu vergreifen. Diese von einer Frau, einem Geistlichen und einem Rechtsgelehrten ausgehenden Rathschläge hatten ohnehin nicht den Beifall des alten Soldaten und Edelmanns. Auf eine oder die andere Weise wußte er eine versteckte und doch verständliche Warnung nach Noyers gelangen zu lassen.[1] Eben war auch der Admiral, der bei dem Frieden nur dem allgemeinen Andringen nachgegeben, ihn eigentlich niemals gebilligt hatte, denn er sah vorher was da kommen würde, dort eingetroffen; so wohl bewacht waren die Flußübergänge doch nicht, daß es nicht mehr möglich gewesen wäre zu fliehen; der Prinz und der Admiral mit ihren Frauen und kleinen Kindern retteten sich glücklich nach Rochelle, das sich wohl gehütet hatte eine königliche Garnison aufzunehmen. Es ward der allgemeine Zufluchtsort. Cardinal Chatillon, trotz eines ihm

[1] Mémoires de Tavannes A. C. XXVII, 40. Popeliniere versichert, daß alle Gouverneure ähnliche Befehle hatten.

persönlich gegebenen Versprechens in seiner Behausung bedroht, gelangte in Treport noch glücklich zu einem Fahrzeug, das ihn nach England brachte.

Vor einigen Monaten waren in den Niederlanden Egmont und Horn hingerichtet worden; man zweifelte nicht, wären die Führer der Hugenotten in die Hände ihrer Feinde gefallen, so würde ihrer ein ähnliches Schicksal gewartet haben. Es sah aus, als sollten die einst in Bayonne vorgetragenen und damals zurückgewiesenen Rathschläge nun doch ausgeführt werden. Das Pacificationsedict wurde auf die Forderung des Papstes feierlich zurückgenommen. Die Prediger sollten das Reich binnen vierzehn Tagen verlassen, kein Reformirter mehr zu einem öffentlichen Amte gelangen; denen welche sich ruhig zu Hause halten würden, sollte die einfache Gewissensfreiheit bewilligt, die öffentliche Ausübung einer andern als der katholischen Religion aber bei Todesstrafe verboten sein. Die Königin ließ sich gefallen, daß in dem Erlaß die frühere Verwaltung unter König Franz, die sie selbst hatte zerstören helfen, als heilbringend gepriesen wurde. Alles lenkte auf die damals verlassenen Bahnen wieder ein. Dagegen ließ sich der heilige Vater zu der seltenen Gunst bewegen, eine Veräußerung geistlicher Güter zu genehmigen, unter der Bedingung, daß der Ertrag — ungefähr anderthalb Millionen Franken — zum Kriege gegen die Hugenotten verwendet würde. Als der Krieg ausbrach, schickte er selbst ein Heer über die Alpen mit dem Befehl, sich vor jedem Verkehr mit den Hugenotten zu hüten, und sobald von einem unkirchlichen Vertrag mit denselben die Rede sei, sich von den Franzosen zu trennen. Alba gab den Führern der Truppen, die er nach Frankreich gehen ließ, die Weisung, dahin zu wirken,

daß das Beispiel, das er in den Niederlanden gegeben habe, auch dort befolgt werde.

So ergriff die allgemeine Bewegung Frankreich. Aus den französischen Verhältnissen allein ließe sich die Erhebung der Hugenotten im September 1567 nicht erklären, geschweige denn rechtfertigen: es war die Antwort des protestantischen Geistes auf das Unternehmen Alba's in den Niederlanden. Aber Ein Gegensatz ruft immer den andern hervor. Die Rückwirkung ihres Unternehmens war, daß der Geist der katholischen Reaction sich in Frankreich gewaltig aufrichtete, und aus aller Welt Verbündete an sich zog. Die Zwistigkeiten zwischen den Staaten hörten einen Augenblick auf, die großen Gegensätze beherrschten alles. Betrachten wir noch die eigenthümliche Art, wie sie sich zuweilen manifestirten. Um die deutschen Truppen besolden zu können, hatten vor dem Jahre die Hugenotten, Fürsten und Gemeine, ihre besten Kostbarkeiten und Ersparnisse geopfert. So brachte man im Kirchenstaat das Geld, das zur Ausrüstung des katholischen Heeres nöthig war, durch freiwillige Beiträge zusammen. Indessen wurde Geld in den englischen Kirchen gesammelt, um die Protestanten in Frankreich und den Niederlanden zu unterstützen.

Wenn, wie wir sahen, mit dem katholischen Unternehmen eine gemeinsame politische Tendenz verbunden war, die Absicht, die abstracte Autorität, welche aus der Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht hervorgehen sollte, durchzuführen, so fand auch diese ihre Entgegnung.

Ich weiß nicht, ob es zu dem Bunde kam, der damals zwischen den niederländischen und französischen Oberhäuptern unterhandelt ward, nur der Entwurf eines solchen ist vorhanden; aber höchst merkwürdig sind die Motive, die darin

hervorgehoben werden. Nicht mit ihren Fürsten, sagten sie, seien sie im Streit, sondern nur mit deren Rathgebern, welche wie die wahre Religion, so den Adel und den angesehenen Bürgerstand, ohne den doch kein Fürstenthum bestehen könne, zu unterdrücken suchen, um ihre persönliche Tyrannei zu begründen; man müsse das Fürstenthum selbst vor diesem Abgrund retten.[1]

In Deutschland und in England wollte man niemals zugeben, daß Condé und Oranien Rebellen seien, da fühlte sich das bestehende Fürstenthum selbst von dem Fortgang dieser ideal-hierarchischen Gewalt nach den Grundsätzen von Trient am Leben bedroht. Im Juli 1568 berichtete man der Königin Elisabeth von neuen Versuchen zu ihrem Verderben; eine Excommunicationsbulle ward in Rom vorbereitet, die sie aller ihrer Rechte beraubte. Die Länder waren verschieden, die Gefahren näher oder ferner: die Sache war dieselbe.

So begann der Krieg, der in vieler Hinsicht ein allgemeiner ist; auch in seinem Verlauf in den Niederlanden und Frankreich darf er als ein einziger angesehen werden.

Im Jahre 1568 ward er hauptsächlich in den Niederlanden geführt; Alba schlug mit eisernem Nachdruck alle Angriffe nieder. In Frankreich stellten sich zahlreiche, schlachtbegierige Heerschaaren einander gegenüber, doch kam es zu nichts weiter als zu einigen großen Scharmützeln, bis ein strenger Winter alles ernstliche Zusammentreffen vollends verhinderte.

[1] Projet d'alliance Août 1568 bei Groen: Archives de la maison d'Orange Nassau III, 282; leur intention est, d'exterminer la vraye religion et aussy la noblesse et autres gens de bien, sans lesquels les rois ne peuvent être maintenus en leurs royaulmes.

Im Jahr 1569 warf sich dagegen das Gewicht des Kampfes nach Frankreich. Es bleibt dahingestellt, ob es ganz wahr ist, was man damals gesagt hat, daß dieß in Folge eines förmlichen Beschlusses der Protestanten beider Länder geschehen sei;[1] aber jedermann fühlte den Zusammenhang. Wenn der Cardinal von Lothringen den König von Spanien um Hülfe ersuchte, so war sein vornehmstes Argument, daß das gute Glück des Herzogs von Alba den ganzen Sturm nach Frankreich treibe: sollte die Sache hier unglücklich gehen, so werde sich die gesammte Macht der Empörung nach den Niederlanden zurückwerfen. König Philipp erklärte, die französische Sache liege ihm nicht minder am Herzen als seine eigene. Der Prinz von Oranien begab sich selbst nach Frankreich: er wußte, daß er auch dort Philipp bekämpfe.

Im offenen Felde war das Glück den protestantischen Streitkräften nicht günstig. Im Mai 1569 verloren sie die Schlacht bei Jarnac, in welcher der Prinz von Condé, tapfer fechtend, umkam. Eben damals führte ein anderer Pfälzer, Herzog Wolfgang von Zweibrücken, ein mit Hülfe englischer Subsidien zusammengebrachtes Heer über die französische Gränze. Man hat die streitbaren Mannschaften genau gezählt; sie betrugen zusammen etwas über siebzehntausend Mann — oberdeutsche Fußvölker, niederdeutsche Reiter und Hugenotten. Es gelang ihnen, unter mannigfaltigen Schwierigkeiten, und obgleich ihr Führer mitten auf dem Wege starb, in die entferntesten Regionen vorzudringen, aber das Glück ward

[1] d'establir premiérement leurs affaires en France, comme au plus grand et principal lieu, et que par après il leur sera bien aise de les establir aux pays bas. — La Mothe Fenelon 28 Nov. 1568 (Dep. I, 21).

dadurch nicht wieder hergestellt; im October 1569 wurden sie in jener großen Schlacht bei Montcontour, in der die entgegengesetzten Confessionen aus allen Völkern zusammentrafen, aufs Neue geschlagen, und eben die Deutschen durch ein furchtbares Gemetzel heimgesucht. Allein schon waren die Reformirten zu zahlreich, zu gut in Ordnung, und hatten im Lande selbst zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie durch ein paar verlorne Feldschlachten hätten unterworfen werden können.

Mancher katholisch eifrige Capitän beklagte, daß man die Hugenotten laut der königlichen Edicte in ihren Häusern schonen müsse; aus diesen werde dann durch Männer und Frauen das Heer genährt, und bekomme von ihnen die besten und heilsamsten Nachrichten.[1]

Was ihnen am meisten zu Statten kam, war, daß sie sich um Rochelle her ein beinahe ausschließend protestantisches Territorium gebildet hatten.

Einer der vornehmsten französischen Handelsplätze war Rochelle von jeher, wohl bekannt den Engländern unter dem Namen der weißen Stadt, wie sie dieselbe von dem im Sonnenschein wiederleuchtenden Felsgestade nannten, auch von den Niederländern viel besucht; man weiß von dort einheimischen Kaufleuten, die auf einmal zehn Schiffe in See gehalten haben.

Ueberdieß genoß die Stadt seit den Zeiten des englischen Krieges außerordentliche municipale Freiheiten. Sie hatte sich mit eigener Kraft von der englischen Herrschaft losgerissen und dafür von König Karl V. nach seiner Weise treffliche Privilegien, unter andern die der eigenen Jurisdiction in der Stadt und der Bannmeile erlangt. Das Unternehmen Heinrichs II.,

[1] Commentaires de Blaise de Montluc. A. C. XXV.

eine Citadelle in ihren Mauern zu errichten, hatte sie schon damals durch die Gunst der Chatillons und Montmorencys glücklich abgewehrt.[1]

Schon frühe finden wir bei den Bürgern von Rochelle protestantische Sympathien, ein von einer mißlungenen Unternehmung nach Brasilien zurückkehrender Genfer Prediger stiftete ihnen im Jahre 1556 eine Kirche. Bei der rauhen, mannhaften, der See gewohnten Bevölkerung mußte ein Lehrer, der wie dieser seine Rückfahrt auf einem kleinen Fahrzeug kühn unternommen und glücklich ausgeführt hatte, um so leichter Eingang gewinnen. In alle den auch hier nachwirkenden Wechselfällen des Bürgerkrieges behielt die protestantische Partei zugleich dadurch das Uebergewicht, daß die religiösen Ansprüche mit den municipalen zusammenfielen. Den durch das Edict vom Januar bewilligten öffentlichen Gottesdienst wollten sich die Einwohner von Rochelle nicht wieder entreißen lassen. Nachdem die Regierung einmal nachgegeben, ihre Besatzung zurückzuziehen, und die Bewachung des Platzes den Bürgern anzuvertrauen, waren sie nicht zu bewegen, neue Truppen aufzunehmen. Sie zogen es vor, sich dem Prinzen von Condé beizugesellen, dessen ganze Beweisführung von der Unrechtmäßigkeit der ihm entgegengestellten Gewalt sie zu der ihren machten; sie erkannten einen Stellvertreter desselben als ihren Gouverneur an und leisteten ihm den Eid des Gehorsams.

Von unschätzbarem Werthe für die Hugenotten war es, im Jahr 1568, daß die plötzlich in ihren Häusern angefallenen Oberhäupter hier eine sichere Zuflucht fanden. Auch die Königin von Navarra, die sich an den Gränzen zwischen

[1] Arcere Histoire de Rochelle I. 302 aus den gleichzeitigen Nachrichten Barbots.

Frankreich und Spanien von beiden Seiten her gefährdet fühlte, und dem Cardinal von Lothringen die Absicht zuschrieb, das Haus Bourbon zu vernichten, stellte sich mit ihrem Sohn und einem ansehnlichen Kriegsgefolge daselbst ein. Man dachte von Rochelle her Poitou, wo ohnehin der protestantische Adel das Uebergewicht hatte, ja Guyenne einzunehmen, und hier, wenn gleich immer unter Anerkennung des Königs, doch ein selbständiges protestantisches Gebiet einzurichten; eine Freistatt für alle, welche in dem übrigen Frankreich keine Duldung mehr fänden. Eine Anzahl von festen Plätzen und Städten jener Landstriche, St. Jean d'Angely, das reiche fleißige Niort, der alte Sitz der poitevinischen Grafen, Fontenay le Comte, fielen in die Hände der Hugenotten; sie wurden in diesen Gegenden so vollkommen Herren, daß die geistlichen Güter, zu deren Veräußerung sie schritten, wirklich Käufer fanden.

Es lag sehr in der Natur der Sache, wenn das siegreiche katholische Heer nach der Schlacht von Moncontour vor allem diesen Landstrich zu unterwerfen suchte. Einen und den andern Platz nahm es leicht; andere leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Dem König, der selbst herbeikam, hot die Besatzung von St. Jean d'Angely auf seine Aufforderung zu antworten gewagt, sie sei hier hergestellt von ihrem Gouverneur, dem Prinzen von Navarra, und ihm vor allen andern Rechenschaft schuldig. Endlich mußte sie sich ergeben, aber an dieser Belagerung hatte sich die Heftigkeit und der Muth des Angriffs gebrochen.

Die Hugenotten zeigten sich doch stärker als man gemeint hatte. In Rochelle fanden sie jetzt Mittel, eine kleine Seemacht, neun Kriegsschiffe mit Barken und Schaluppen aufzustellen, welche jene Küste beherrschten, und gar manches

wohlbeladene Fahrzeug der Gegner aufbrachten, das sie dann als gute Beute zum Besten des Prinzen verkauften. Indessen war Nismes in Languedoc durch eine glückliche Ueberraschung in ihre Hände gerathen; in Burgund ließ sich Vezelay nicht bezwingen; in Bourbonnais kommt ein Schloß vor, das von einer Dame, Marie de Brabançon, zwei Monate lang vertheidigt ward; und feste Schlösser, kleinere oder größere Städte mit tapferen Garnisonen gab es allenthalben; welche Anstrengung, zweifelhaften Erfolges, welches Blutvergießen war erforderlich, um ihrer Meister zu werden. Nach einiger Zeit erschien der Admiral wieder im offenen Felde: nicht zwar mit einem eigentlichen Heere, aber mit einer Reiterschaar, deren Kern 3000 deutsche Reiter bildeten, und der die Anwesenheit der beiden Prinzen, Navarra und Condé, in den Augen des Landes ein großes Ansehen gab. Von der Dordogne sehen wir sie leicht und unaufhaltsam nach der Rhone, von da nach der Loire und über die Loire ziehen; der Sinn des Admirals war, Paris oder doch die große Straße nach Paris zu bedrohen, um den Hof zum Frieden geneigter zu machen.[1]

Die Energie dieser kriegerischen Haltung erweckte daselbst in der That nun wieder Gedanken des Friedens.

Wohl möge, sagte man, der König den Hugenotten an Truppen und Geld überlegen sein, aber diese seien nicht allein schlachtgewohnt, sondern zu dem Aeußersten entschlossen, ja

[1] Aluise Contarini, der diese Motive ausführlich mittheilt: Relatione di Francia 1572. Quelli dell' una parte come dell' altra, si andavano usando a non obedire al re, far tutte le cose per viva forcia et incominciar di pensar di mutatione della forma del governo.

verzweifelt; mit dem Geld verstehen sie besser hauszuhalten, und es fehle ihnen nie an Unterstützung vom Ausland. Man habe sie in zwei großen Schlachten besiegt, aber welcher Vortheil sei daraus erwachsen? Wenn man zwei andere gewinne, so werde man sie doch nicht ausrotten und nur in langem unnützem Kampf das Reich mit Feuer und Blut erfüllen. Ueberdieß aber das Schicksal der Schlachten sei ungewiß, wie dann wenn sich der Sieg auf Seite der Hugenotten neige? Dann werde noch ein neuer großer Abfall zu ihnen erfolgen, und wer wolle sagen, ob sich jemals wieder das Verhältniß der Unterthänigkeit herstellen lasse. Schon sehe man den Ungehorsam zunehmen, die Häupter auf beiden Seiten zu einer gefährlichen Selbständigkeit gelangen; das Volk gewöhne sich an den Schein der Freiheit, es denke daran, in Cantonen für sich selbst zu leben wie die Schweizer.

Dazu kamen aber noch andere, aus der Lage der auswärtigen Verhältnisse entnommene Beweggründe.

Ein so inniges Bündniß mit Spanien, wie es jetzt zu bestehen schien, und für die Fortdauer des Krieges nothwendig war, lief der Natur beider Staaten und Nationen allzusehr entgegen, um sich lange in der Gunst der öffentlichen Meinung zu behaupten. Die Franzosen glaubten, der Herzog von Alba hätte das Eindringen der Deutschen wohl verhindern können, wenn er nur gewollt hätte; einige Aeußerungen des Herzogs über ihre Kriegführung hatten sie beleidigt.

Hauptsächlich aber, sie wurden inne, daß die Fortsetzung des Krieges doch zuletzt nur dem König von Spanien nützlich werden könne.

Dessen Ehrgeiz schien unermeßlich zu sein. Er hatte den Gedanken, wenn es der katholischen Bewegung in England

gelinge, die nunmehr daselbst gefangen gehaltene Königin von Schottland zu befreien, sie alsdann mit seinem Halbbruder, Don Johann von Oesterreich zu vermählen, an den dadurch auch die Ansprüche Maria's auf die englische Krone mit der Zeit übergegangen sein würden.[1] Nachdem Philipp die Niederlande unterworfen, schien er Schottland und England in Abhängigkeit von Spanien bringen zu wollen. Zugleich machte er den Vorschlag, seine geistreiche aber nicht mehr junge Schwester mit dem jungen König von Frankreich zu vermählen: der Cardinal Guise ward deßhalb nach Spanien gesendet. Wenn dieß gelang, so würden alle diese Länder, wie Italien, unter den Einfluß und die Autorität von Spanien gerathen sein.

Unmöglich konnte dieß der Königin Catharina gefallen, die ebenfalls einen lebendigen und höchst persönlichen dynastischen Ehrgeiz in sich trug, zumal da das Familienband, das sie an Philipp knüpfte, zerrissen, die Königin von Spanien, ihre Tochter, bereits gestorben war.

Auch die Guisen waren nicht dafür. So viel wir sehen, wäre ihnen die Vermählung Maria's mit Norfolk lieber gewesen, als die von Spanien vorgeschlagene. Der Cardinal von Guise, dem man reiche Pfründen angeboten hat, um ihn für die Vermählung Carls IX. mit der spanischen Prinzessin zu gewinnen, hat gesagt, er wolle seinen König nicht verkaufen.

[1] De la Mothe Fenelon versichert (29. Dec. 1569): Alba suche die katholischen Großen ganz auf seine Seite zu bringen »et les attirer à ses intentions et entre autres à celle, qu'il a grande du mariage de la royne d'Ecosse et de Dom Joan avec le tiltre de la succession de ce royaume (Angleterre) a quoy le comte de Northumberland s'est toujours montré fort enclin.« II, 423.

Und selbst abgesehen von dieser großen Combination, glaubte man am französischen Hofe zu bemerken, daß Philipp II. sich seines Bundes mit Frankreich nur bedienen wolle, um seine Stellung zu England zu verbessern, dem er sogar Hoffnung auf Calais mache.

Die Summe ist, daß die im Eifer der Religion geschlossene und gegen die innern Feinde gerichtete Bundesgenossenschaft der beiden Reiche sich durch den alten Widerstreit ihrer auswärtigen Beziehungen wieder zersetzte. Der Cardinal von Lothringen selbst bot jetzt dazu die Hand. Der Gedanke ward gefaßt, daß der Religionskrieg in Frankreich nicht auszumachen sei, daß man ihn anderswohin verlegen müsse.

Dabei konnte man sich aber von Anfang an kein Hehl daraus machen, daß der Friede nicht ohne eine Erneuerung des Pacificationsedictes mit allen seinen Clauseln zu erhalten sei, daß sich die Regierung sogar noch zu einem andern großen Zugeständniß werde bequemen müssen. Wenn das Wort des Königs bisher immer als eine vollkommene Sicherung gegolten hatte, so war das nicht mehr der Fall, seitdem der letzte Friede so rasch und eigenmächtig gebrochen worden war; die Protestanten forderten und der König gestand ihnen in der That Sicherheitsplätze zu, wo alle ihren Aufenthalt nehmen könnten, die sich in ihren Häusern für gefährdet hielten. Er bot ihnen anfangs drei an auf drei Jahre, bewilligte ihnen aber endlich vier, doch nur auf zwei Jahre, vor allem das gewaltige Rochelle, wo sich nun die angesehensten Oberhäupter wieder einfanden, und die Königin von Navarra Hof hielt; ferner Cognac, das durch einen glücklichen Widerstand gegen den Herzog von Anjou namhaft

geworden, Montauban in Languedoc, und la Charité, das einen wichtigen Loirepaß beherrschte. Dahin war es gekommen, daß die Regierung sich unfähig erklärte, ihre wichtigste Pflicht, die Erhaltung der innern Ruhe wirklich zu erfüllen; nur auf eigene bewaffnete Aufstellung mitten im Frieden glaubten die Hugenotten sich verlassen zu können.

Die Hülfe der Deutschen mit Männern, der Engländer mit Geld war ihnen nützlicher gewesen, als die italienisch-spanische Unterstützung ihren Gegnern. Mit tapferem Mannesmuth hatten sie zuerst den Anfall der katholischen Mächte ausgehalten.

Drittes Capitel.

Gegensatz Coligny's und der Königin Mutter — Bartholomäusnacht.

Vielleicht der berühmteste Mann der damaligen Welt war der Führer, unter dessen Leitung so Großes gelungen war, Gaspar Coligny.

Er gehörte einem alten Geschlecht des hochburgundischen Adels an; sein Vater hatte sich zur Seite der Könige Ruf im Kriege und Ansehen im Staat erworben; nach dessen frühem Tode hatte es seine Mutter, eine Schwester des Connetable, die sich, so viel man weiß, zu der kirchlichen Abweichung in ihrer allgemeinsten Form hinneigte, den Beruf ihres Lebens sein lassen, ihre drei Söhne zu erziehen.

Wer die Brüder neben einander sah, erstaunte über die Verschiedenheit ihres Naturells. Der älteste, Odet, der sich

dem geistlichen Stande widmete, und in Folge der Beziehungen seines Oheims zu dem König, und des Königs zum römischen Stuhle, schon in frühen Jahren zur Würde eines Cardinals erhoben ward, zeigte sich wohlwollend, freigebig, liebenswürdig im Umgang; der jüngste, Dandelot, hatte ein Feuer, das die kühnsten Pläne eingab, und zu jeder Unternehmung vorwärts trieb; der mittlere, Gaspar, war in sich gekehrt, sprach langsam und wenig, und kümmerte sich nicht viel um Andere. Am Hofe fühlte er sich nicht an seiner Stelle; er verschmähte Begünstigungen, bei denen nicht das volle Gefühl des persönlichen Stolzes bestehen konnte; seinen Feinden gute Miene zu machen, verstand er nicht. Bei weitem besser befand er sich im Feldlager; wie Heinrich II. und sein Oheim es wünschten, er war durch und durch Soldat. Mit den Tapfersten wetteiferte er hier um den Preis der Tapferkeit; was ihn vor allen andern auszeichnete, war ein angeborner Sinn für Mannszucht und die innere Organisation eines Heeres: lange nach ihm ist man auf die Regeln der Disciplin zurückgekommen, die er zuerst aufgestellt hat. Mit derselben Strenge aber sorgte er wieder für seine Truppen. Die Feinde zwang er durch unnachsichtige Wiedervergeltung, den Krieg nach Völkerrecht zu führen; beinahe schrecklich war er gegen die Bauern, die sich an Soldaten vergriffen. Aus St. Quentin, wo er belagert wurde, jagte er die Bürger, welche an der Vertheidigung oder den Befestigungsarbeiten keinen Antheil nehmen wollten, ohne Erbarmen fort; er bedrohte die Widerspenstigen mit dem Tode. Als allen seinen Vorkehrungen zum Trotz gerade das beste Bollwerk von dem Feinde genommen ward, hat er verschmäht, mit den Fliehenden zurückzuweichen; ruhig ließ er sich von einem Spanier

gefangen nehmen und bedeutete denselben, daß er sich nach keiner weiteren Beute umzusehen brauche, denn sein Gefangener sei der Admiral von Frankreich. Er hat diese Belagerung selbst geschildert, nicht, weil er sich entschuldigen wolle, denn sollte ihn jemand anklagen, dem werde er zu antworten wissen, wie es einem Mann von Ehre gezieme, sondern weil, da so viel Falsches in die Welt geschrieben werde, ein Jeder, der bei einer Sache am Platze gewesen sei, die Pflicht habe, Irrthümern vorzubeugen. Seine einfache Darstellung, ein Denkmal historischer Gewissenhaftigkeit, zeugt doch zugleich, wie von patriotischem Selbstgefühl, so von einer starken geistlichen Anregung. Nur in dem Willen Gottes sieht er die Ursache des Unfalles, dem geheimnißvollen Willen, dem er sich als ein Christ unterwerfen müsse, ohne ihn zu ergründen. Gewöhnlich setzt man seinen Uebertritt zu der reformirten Lehre in die Zeiten dieser Gefangenschaft; in dem Sturm und der vollen Beschäftigung des Krieges hätte er auch wohl nicht die Zeit gefunden, welche die Sache selbst und seine Natur forderten, sich um religiöse Fragen zu bekümmern; die Gefangenschaft gab ihm die unfreiwillige Muße dazu. Calvin stand mit ihm und seiner Gemahlin im Briefwechsel.

Als er durch den Frieden frei geworden war, hat er nach und nach hervortretend in seinem Schloß Chatillon sich ein protestantisches Hauswesen, das dann viele andere zum Muster nahmen, eingerichtet. Er selbst hielt das Morgengebet, versammelte alle die zum Haushalt gehörten in den gesetzten Tagen und Stunden zur Predigt und dem Gesang der Psalmen; vor dem Genuß der Eucharistie suchte er die mit einander zu versöhnen, von denen er wußte, daß sie entzweit seien.

Doch war ihm nicht bestimmt, in der Einfachheit eines patriarchalischen Wesens als priesterlicher Hausvater zu leben; er ward als großes Parteihaupt in die Angelegenheiten von Frankreich und Europa verwickelt.

Die äußern Kämpfe, die er da bestand, schlage ich noch nicht so hoch an wie die innern. Denn das war das Geschick der damals lebenden Menschen, sich in dem Widerstreit der religiösen Anschauungen und der gewohnten bürgerlichen Pflichten, die nun nicht mehr zusammenfielen, wie vordem, selbständig ihren Weg zu suchen.

Jeder Schritt, den er that, hatte sein Bedenken; die große Lebensfrage aber trat erst dann ein, als Guise mit seinen Verbündeten im Jahr 1562 die Staatsgewalt in Besitz nahm, und das Edict vom Januar, auf dem die Sicherheit der Glaubensgenossen beruhte, rückgängig machte. Coligny kannte ganz den Umfang der Macht, in deren Besitz die Feinde gelangt waren, und die Unzuverlässigkeit einer entgegengesetzten Partei, die noch keine festen Formen hatte; wie viel Abfall, üble Nachrede, wie viel Unglück werde da zu erwarten sein, und wie viel Gefahr, Verbannung oder der Tod. Er fragte seine Gemahlin, ob sie Seelenstärke genug habe, das alles auszuhalten, auch den Ruin ihrer Kinder. Diese Frau, Charlotte de Laval, war in diesem Augenblick noch entschlossener als er selber. Denn nicht zur Unterdrückung Anderer werde er die Waffen ergreifen, sondern zur Rettung seiner Glaubensbrüder, deren Qual sie nicht schlafen lasse, aus den Klauen der Gewalt. Er müsse sich lossagen von der Klugheit dieser Welt; ihm habe Gott die Wissenschaft eines Capitäns verliehen und er sei schuldig, sie anzuwenden; wenn er diese Pflicht nicht erfülle, fügte sie hinzu, so werde

sie dermaleinst vor dem Richterstuhle Gottes gegen ihn zeugen.[1]

Auf welche Gefahren und Bedrängnisse sie sich aber auch nun gefaßt machen mochten, so mußte ihnen noch schwereres begegnen, als sie ahnen konnten. In der Mitte der wilden Leidenschaften, die durch die Verbindung von Partei und Religion, von Vertheidigung, Recht und Rache entbrannten, führte der Weg zuweilen an einem moralischen Abgrund hin. Als Poltrot das Unheil, welches Guise den Glaubensgenossen zufügte, an dem Urheber zu rächen unternahm, hat das Coligny nicht befördert, aber auch nicht gehindert. Er ließ der Vergeltung, wie er sie verstand, ihren Lauf.

Und wie konnte er es mit der angebornen loyalen Gesinnung vereinigen, daß er ein Heer bekämpfte, welches im Namen des Königs versammelt war? Coligny blieb immer dabei, daß er nur mit einer Faction schlage, die den königlichen Namen mißbrauche. Alles was gegen ihn geschah, die Urthel, die wider ihn ergingen, die Achtserklärung, von welcher er betroffen war, leitete er nur daher, daß diese Faction ihn hasse, weil sich Gott seiner zum Besten seiner Kirche bediene.[2] Indem man seine Besitzthümer aus seinem Hause

[1] Aubigné, der z. B. über die Versammlung von Bayonne nichts wußte, in dessen Buch sich überall die Excerpte aus Thuanus, de la Planche und Andern unterscheiden lassen, bringt doch auch oft eigene Erfahrungen und Erkundigungen von Werth bei, die man nur aussondern müßte. Hier folgen wir seiner Erzählung. Histoire universelle I, III, 2. Er schlägt sie besonders hoch an: »comme une histoire que j'ai apprise de ceux, qui étaient de la partie.«

[2] Par la seule haine, qu'on me veut, de ce qu'il a pleu à dieu de se servir de moi pour assister son église. Schreiben an seine Kinder 16. Oct. 1569.

wegführte oder zerstörte, hätte er Kostbarkeiten des Hofes, die in seine Hand fielen, nicht angerührt; er sprach nie ohne Ehrerbietung weder von dem König, noch von der Königin Mutter, noch von dem Herzog von Anjou, der ihm in Waffen gegenüberstand. In diesen zwiespältigen Gefühlen führte er seinen Krieg.

Die ganze Verantwortlichkeit, der ganze Haß fiel nach und nach auf sein Haupt; doch war er der Sache nicht vollkommen Meister. Die Waffen wurden ergriffen, die Abkünfte geschlossen, ohne seine volle Beistimmung. Das ist nun einmal die Stellung eines Parteihauptes.

Nur in der Kriegführung selbst, wenn man im Schlagen begriffen war, nahm er auf keine Einrede Rücksicht, da war er ganz General, sie waren ganz Soldaten. Er sagte wohl, es sei besser, daß man unter seinen Freunden ihn tadle ohne Grund, als daß der Feind mit Grund über ihn spotte. Im offenen Felde ist er oft geschlagen worden, aber er gehört zu den tiefen und nachhaltigen Naturen, deren Mannhaftigkeit im Unglück wächst. „Wir waren verloren," sagte er einmal mit dem Worte eines alten Griechen, „wenn wir nicht verloren waren." Wie später Wilhelm III. und Washington, so stand auch Coligny nach erlittenen Verlusten immer wieder um so fester auf den Füßen. Nicht auf den Enthusiasmus von Triumphen, sondern auf die Empfindung seiner Unentbehrlichkeit war das Ansehen, das er genoß, gegründet. Wie lernte man, wenn er einmal erkrankte, an den Fehlern, die dann vorkamen, seinen Werth so bald erkennen. Alles beugte sich seiner stolzen und gelassenen Persönlichkeit. Als ein Verdienst vom ersten Range bewunderte man, daß er diese Armee in Zucht und Gehorsam erhielt, sich in die fremdartige Weise

der deutschen Reiter fand, wie die Franzosen sagten, ihre rohe Bizarrerie beherrschte, ebenso wie er die angeborene Beweglichkeit des französischen Adels meisterte, mit dem er umging, als wenn er ein Recht auf den Oberbefehl habe. Unter diesen Glaubens- und Kriegsgenossen, die alle seines Gleichen waren, erschien er zugleich wie ein Censor und wie ein König. Kleine Vertraulichkeiten, die er erwies, machten, eben um seiner gewohnten Zurückhaltung willen, doppelten Eindruck: man rühmte sich ihrer unter Freunden.[1]

Eine der großartigsten, aber verkennen wir es nicht, zugleich anomalsten Stellungen, die je in einer Monarchie vorgekommen sind. Ein bloßer Edelmann, dem sich eine zahlreiche, bewaffnete, im Fortschritt begriffene Partei mit unbedingter Hingebung angeschlossen hat, und durch ihren Gehorsam, ihre Geldleistungen gleichsam eine unabhängige Gewalt gibt; jeden Augenblick könnte er sie wieder zu den Waffen aufrufen. Aber weit über Frankreich hinaus reichten seine Verbindungen. Alles was sich in den Gebieten des Königs von Spanien den protestantischen Meinungen zuneigte, richtete seine Augen auf ihn: nicht allein in den Niederlanden, er hat gesagt, überall; er brauche nur ein wenig von seinem Pulver, um alle spanischen Provinzen in Bewegung zu setzen. Die deutschen Fürsten, welche bei diesem europäischen Brande, so nahe, wie sie sagten, ihren Wänden, für sich selbst zu fürchten

[1] Der Venetianer Aluise Contarini vergleicht ihn mit Hannibal; er rühmt, che avendo perso tante battaglie si è conservato sempre in riputatione con tutti, massime i Reistri e Lancichenech, i quali se ben erano creditori di molte paghe, e se ben hanno molte volte perse le sue bagaglie carette piene di rubbamenti che avean fatti mai pero si sono ammutinati.

anfingen, sahen in ihm ihren Vorkämpfer. Die Truppen, die unter ihm gedient, trugen seinen Namen in den deutschen Osten.

Davon findet sich keine Spur, daß er diese Stellung zu einem persönlichen Zweck habe benutzen wollen. Er hatte Ehrgeiz, der aber trug nur eine religiös patriotische Farbe.

Niemand fühlte tiefer als er, wie viel daran liege, daß den bürgerlichen Kriegen mit allen ihren Gräueln, die er, der Befehlshaber, sah und verdammte, aber nicht verhindern konnte, ein Ende gemacht wurde; er war glücklich, daß er wieder mit seinem König gut stand; nur zum Nutzen der Krone, des Reiches und der Religion sollten alle jene Verbindungen dienen.

Frankreich wendete sich jetzt von dem Bündniß mit Spanien zu einer Annäherung an England. Der Bruder des Admirals, Cardinal Chatillon, war es, der eine Vermählung der Königin Elisabeth mit dem Herzog von Anjou in Vorschlag brachte. Aus dem Ernst, mit welchem über die religiösen Bedingungen unterhandelt ward, sollte man schließen, daß es damit auf mehr als auf Schein abgesehen war. Die Sache scheiterte endlich daran, daß der französische Prinz eine Freiheit für die Ausübung der katholischen Religion forderte, die mit den in England eingeführten Gesetzen in Widerspruch gestanden hätte. Doch ließ man darum nicht den ganzen Plan fallen. Sein jüngster Bruder, Herzog von Alençon, war bereit, sich jeder Beschränkung zu unterwerfen, wenn die Königin ihm ihre Hand reichen wolle. Catharina versprach ihrem Gesandten Belohnungen, wie sie nie einem andern zu Theil geworden seien, wenn er diese Vermählung zu Stande bringe. Die Absicht war alsdann, Maria Stuart in Schottland herzustellen, jedoch unter französisch-englischem, nicht unter spanischem Einfluß.

Die Eifersucht der beiden Mächte gegen Spanien ward durch den Bund, den Philipp II. mit den Venetianern und dem Papst gegen die Osmanen schloß, und den großen Sieg von Lepanto, den die Verbündeten erfochten, verdoppelt. Die europäische Geschichte wird immer bei der politischen Lage und Stimmung jener Jahre verweilen, da sie ein Ereigniß von der größten Bedeutung herbeigeführt hat. Diese Menschen und diese Umstände gehörten dazu, um die Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande möglich zu machen. Ohne den gemeinschaftlichen Gegensatz der Engländer und Franzosen gegen Spanien wären die Schiffe des Prinzen von Oranien ohne Zweifel zu Grunde gerichtet worden; als es den Geusen gelungen war, Brielle und Vliessingen zu besetzen, haben sie sich dort nur dadurch gehalten, daß die Eroberung von Mons, die hauptsächlich durch französisch-hugenottische Truppen unter dem Grafen Ludwig von Nassau geschah, die Spanier nöthigte, ihre Streitkräfte zu theilen.

Für Frankreich knüpften sich noch andere große Aussichten an diese religiöse Stellung. Sie erleichterte die Concurrenz des Hauses Valois mit dem Haus Oesterreich um die polnische Krone. Hat man doch sogar davon gesprochen, daß man bei der nächsten Erledigung des kaiserlichen Thrones den König von Frankreich zu demselben berufen könne, weil er zugleich den Protestanten und den Katholiken verpflichtet sei und sich geneigt zeige, die Ideen der Pacification aufrecht zu halten.

Dazu gehörte aber, daß in Frankreich selbst eine vollkommene Verständigung und Versöhnung, wenn nicht der beiden Parteien, aber doch des königlichen Hauses und der Regierung mit den Hugenotten zu Stande gebracht wurde.

Die damalige Staatsverwaltung pflegte nicht Minister einzusetzen oder abzusetzen — nur bei wenigen Aemtern fand das zuweilen statt — die Veränderungen des Systems bestanden darin, daß die Männer, deren Gesinnung der jedesmaligen Richtung der höchsten Gewalt am meisten entsprach, die Stelle, die ihnen im Conseil ohnehin gebührte, in Besitz nahmen, die andern vor ihnen wichen, um ihnen Raum zu machen.

So waren damals die Söhne des Connetable, besonders der Marschall Franz Montmorency, in dem Staate mächtig. Sie hatten den Frieden geschlossen und repräsentirten die Ideen der Versöhnung.[1] Von ihnen kam der Vorschlag, den Prinzen Heinrich von Navarra, der als das Oberhaupt der Hugenotten erschien, mit der jüngsten Tochter Catharina's, Margarethe von Valois zu vermählen. Karl IX. ging leicht darauf ein, denn das werde wunderbar dienen, die Entzweiungen der Parteien zu beruhigen. Und auch den Hugenotten war es nach einigem Bedenken nicht zuwider. Der Prinz sei standhaft genug, um nicht in die Netze seiner Schwiegermutter zu fallen, vielmehr werde er auf seinen künftigen Schwager den König einen für die Religion heilsamen Einfluß ausüben.

Und so lebendig war die Hoffnung eines innigen Einverständnisses, daß der Admiral, trotz der bitteren Feindschaft die er so oft erfahren hatte, den Gedanken faßte, sich selbst an den Hof zu begeben. In einer Berathung zu Rochelle erklärten sich die meisten seiner Freunde dagegen, weil der große Führer auf dem ihr Heil beruhe, sich nicht in die Mitte der alten Feinde wagen sollte; aber der Admiral bestand darauf.

[1] So sagt Marguerite selbst; Mem. S. 24. La maison de Montmorency étaient ceux, qui en avaient porté les premières paroles.

Nachdem ihnen so viel gelungen sei, im Gegensatze mit dem König, so würden sie alles erreichen, wenn sie die königliche Gunst besäßen; oftmals habe er sich den Meinungen der Andern gefügt, dießmal bitte er sie, seinem Urtheil zu folgen. In der That ward er, als er anlangte, auf das Beste aufgenommen. Die Königin empfing ihn mit Zeichen von Freundschaft und Gnade, König Carl **IX.** sagte ihm, er sei so willkommen, wie irgend Jemand seit vielen Jahren am Hofe gewesen sei;[1] er zeigte ihm die ganze Bewunderung, welche die kriegslustige Jugend dem kriegserfahrnen Alter so gern widmet.

In Carl **IX.** regte sich in eine Ader für die Vorschläge und Absichten des Admirals.

Großes Vergnügen machte es ihm an sich, mit Kriegscapitänen umzugehen, von Kriegserlebnissen, Kriegsregeln zu hören und sich in der Hoffnung künftiger Thaten zu wiegen. Er glaubte, bestimmt zu sein, die alten Ansprüche seiner Vorfahren durchzufechten; Mailand hielt er für sein unbezweifeltes Eigenthum, und liebte italienische Ausgewanderte um sich zu versammeln. In der bevorstehenden Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen von Navarra, sah er einen Anlaß den Krieg jenseit der Pyrenäen zu führen. Auch die niederländischen Flüchtlinge, unter andern Ludwig von Nassau, hatten bei ihm Zutritt. Bis tief in die Nacht saß der junge König in einsamen Zwiegesprächen mit Coligny zusammen, der bestimmt schien, die Geschicke von Frankreich zu lenken und für so mächtig galt, wie einst der Connetable am Hofe Heinrichs **II.**

In diesem selbst erwachten hierüber die kühnsten Pläne.

[1] So ließ Walsingham in England melden; der Gesandte de la Mothe Fenelon meldet es nach Frankreich; der König sagt, es sei ganz wahr, **I**, 268.

Die indirecte Förderung der niederländischen Sache genügte ihm noch nicht; er machte allen seinen Einfluß geltend, um es zum offenen Krieg mit Spanien zu bringen. Seine Gründe waren: König Philipp II. sei von Geldmitteln entblößt, das französische Kriegsvolk nach so vielen Waffenthaten im Innern dem spanischen an Uebung überlegen; durch ein Unternehmen nach außen werde der König von Frankreich alle Factionen um sich vereinigen. Er möge nur seine Kräfte ungetheilt nach den Niederlanden werfen, alle dortigen Landschaften würden ihm zufallen.

Dagegen ließ sich nun mancherlei einwenden, und die andere Partei säumte nicht, es vorzubringen. Sie erklärte es für eine schreiende Undankbarkeit, daß der König diejenigen angreifen wolle, von denen er im letzten Kriege so viel Beistand erhalten habe. Nicht so schwach sei Philipp II., um nicht die Ruhe in seinen Provinzen herzustellen und alle seine Macht alsdann gegen das zerrüttete Frankreich wenden zu können; aber gesetzt, man trage den Sieg davon, so wäre auch das sehr gefährlich, der König würde sein Glück den Hugenotten zu danken haben. Diese würden stark und stärker werden, jede Sache leiten wollen, nach der höchsten Gewalt in geistlichen und weltlichen Dingen trachten und vielleicht gar die eigenen Unterthanen von der alten Religion zur Rebellion nöthigen. Denn wenn das katholische Volk nichts Gutes mehr von seinem Könige erwarten dürfe, so werde es sich an die katholischen Großen halten. Man setzte einen Plan in Umlauf, nach welchem die katholischen Associationen sich unter den Gouverneurs der Provinzen und einem zuverlässigen Oberhaupte vereinigen sollten, eben so eng wie die Hugenotten, um einen großen Schlag gegen sie zu führen. Noch sei

es möglich, sie sammt und sonders zu vertilgen, der König müsse genöthigt werden, zu erkennen, daß er im Irrthum sei.[1]

Eine Berathschlagung, welche die ganze Schwierigkeit darstellt, in die ein von zwei Parteien zersetzter Staat nothwendig geräth, wenn in auswärtigen Geschäften ein Entschluß zu ergreifen ist. Eine jede hat alsdann das eigene Bestehen noch mehr, als den allgemeinen Vortheil vor Augen. Welch ein Umschwung der Dinge hätte darin gelegen, wenn es den Hugenotten gelungen wäre, die großen auswärtigen Interessen der französischen Macht mit ihren besonderen zu identificiren. Das machte aber wieder, daß alle Vortheile, welche das Unternehmen, das sie forderten, darbot, für die katholisch Eifrigen gar nicht vorhanden wären; diese sahen darin nur die Gefahr der Kirche und des Staates.

Im Juli 1572 schien es doch nicht anders, als daß es zum Kriege gegen Spanien kommen werde und müsse.

Ein vom Admiral vorbereiteter Freischaarenzug unter dem Capitän Genlis, der in die Niederlande einzudringen suchte, war in der Gegend von Mons geschlagen und zerstreut worden. Dabei war dem Herzog ein Brief in die Hände gefallen,[2] welcher die Theilnahme Carls IX. an diesen Bewegungen unwiderleglich bewies: er hatte darin dem Grafen von Nassau versprochen, alle Kräfte, die Gott ihm gegeben, anzuwenden, um die Niederländer von dem auf ihnen lastenden Drucke zu befreien. Alba sprach sich darüber in rücksichtslosen Worten

[1] Discorso sopra gli umori di Francia di Mr. Nazzaret. 1570 Bibl. Barb. zu Rom.

[2] Alba an Zayas: J'ai en mon pouvoir une lettre du roi de France, qui vous frapperait de stupeur si vous la voyiez. 19. Juli 1572 bei Gachard II, 269.

aus. Der König dagegen verhieß den Niederländern eine noch bessere Unterstützung.

Noch einmal haben mißtrauische Freunde den Admiral gewarnt, ihn an die feindselige Gesinnung einiger Mitglieder des königlichen Hauses, sowie des Conseils, an die alten von Bayonne her verlauteten Drohungen erinnert, aber man begreift, daß das keinen Eindruck auf ihn machte. Er wußte wohl, daß er Feinde hatte; mehr noch als die Königin fürchtete er die Ungunst des Herzogs von Anjou, aber er hoffte ihn durch gute Dienste zu gewinnen. Der König, sagte er, sei durch seine Verhältnisse zu den Niederlanden, zu England, zu einigen deutschen Fürsten gebunden; Gott habe sein Herz gelenkt, seine Gesinnung könne er nur rühmen. Jetzt habe er eine Flotte in der Nähe von Rochelle aufgestellt, aber es sei ein verwerflicher Argwohn, zu meinen, daß sie gegen diese Stadt bestimmt sei, sie solle der spanischen Flotte warten, sie schlagen, und dann gegen Vliessingen fahren. Eben in diesen maritimen Aussichten bewegte sich Coligny, gemäß dem Titel, den er führte, am meisten. Es war ein alter Gedanke von ihm, protestantische Colonien in Amerika zu gründen; der erste Versuch war an der Unzuverlässigkeit des Unternehmers, dem die Sache anvertraut worden, gescheitert; dem zweiten in Florida hatten die Spanier aus nationaler und religiöser Eifersucht ein gräßliches Ende gemacht. Aber im Jahre 1571 schickte Coligny aufs neue einen Seecapitän, des Namens Minguetiere aus, um sich vor allem eine genauere Kunde von dem südlichen Amerika zu verschaffen.[1]

[1] Pour bien remarquer les lieux — dresser une parfaite representation de tous ces quartiers. Popelinière II, lib. 25, p. 21.

Er hatte im Sinne, zugleich die Niederlande von Spanien loszureißen, und die Macht des Königs Philipp in Indien anzugreifen, sich an die Spitze der Mächte zu stellen, die einst das maritime Uebergewicht über die südliche Welt davontragen sollten; seiner Nation und seinem Glauben an der Herrschaft über die andere Hemisphäre Antheil zu verschaffen. Von diesem Gedanken war er so erfüllt, daß er alle Warnungen, wie sie denn auch meistens aus kleinlichen Wahrnehmungen herkamen, verschmähte. Er schien zu empfinden, daß der Verdacht, der im Jahr 1567 zur Erhebung der Waffen geführt hatte, ungegründet gewesen war; er wollte sich nicht durch einen ähnlichen stören, seine alten Tage trüben lassen. Und lieber wolle er sterben, als in dieser ewigen Besorgniß vor einer Macht, die nun einmal über ihm sei, den Rest seines Lebens hinbringen: was liege zuletzt daran, er habe genug gelebt. Dem großen Entwurf gegenüber hatte ihm das Leben ohne denselben keinen Werth mehr.

Und noch ließ sich alles dazu an, als würde derselbe ausgeführt werden.

Ueber jenen Unfall von Genlis, die schlechte Behandlung der Gefangenen, die beleidigenden Aeußerungen des Herzogs von Alba, der, wie der König sagte, ihm gleichsam den Proceß machte, erhob sich in Paris eine allgemeine Bewegung, alles forderte den Krieg, der König schien ihn zu wollen. Der venetianische Gesandte, der damals von seiner Signorie nach Frankreich geschickt worden war, um den Ausbruch eines Krieges zwischen Spanien und Frankreich, der alle weiteren Unternehmungen gegen die Osmanen unmöglich gemacht haben würde, zu verhindern, versichert, der Krieg habe damals unvermeidlich geschienen, alle Stunden habe man Ausfertigungen

ergehen lassen, um Kriegsvölker in die Waffen zu bringen, eine große Anzahl von Hauptleuten habe sich zum Dienst zu Pferd und zu Fuß angeboten.[1]

Da war jedoch noch die Eine Frage übrig, was Königin Catharina Medici, die bisher zu allen Handlungen im Reiche den entscheidenden Antrieb gegeben hatte, zu diesem Unternehmen sagen würde.

Vergegenwärtigen wir uns bei diesem wichtigsten Moment ihres Lebens ihre Stellung und ihre Eigenschaften.

Das Haus Medici zu Florenz, dem Catharina angehörte, hatte im funfzehnten Jahrhundert durch hohe Bildung, Ueberlegenheit des Geistes und eine glückliche Politik geglänzt, welche den Frieden in Italien erhielt; im sechzehnten kämpfte es mit allen Mitteln der Gewalt für Behauptung der bestrittenen Herrschaft. Aus diesen Conflicten ging das Buch Macchiavelli's vom Fürsten hervor; es ist für Lorenzo di Medici, den Vater Catharina's, geschrieben worden. Dann erschien dort, einer andern Linie entsprossen, der Begründer des Großherzogthums Cosimo: von dem die Ausgewanderten sagen, in ihrem schönen Tyrrhenerlande, wo sonst Gerechtigkeit und Ehre so viel gegolten, erscheine jetzt der als der Beste, der sich am meisten mit Blut befleckt und die meisten Wittwen und Waisen gemacht habe; Cosimo regierte mit Strenge, List und Rache.

[1] Juan Micheli 1572. Successo non solo molestissimo all Amiraglio, ma a tutta la Francia, trovandovisi un gran numero di gentilhuomini e di persone di rispetto. — La guerra per 4 o 6 giorni continui fu tenuta per ferma et se ne parlava publicamente come di cosa accordata. E gia si erano fatte et si facevano tutte l'ore espeditioni di cavalleria et fanteria. Daß jener Unfall die Franzosen entmuthigt haben sollte, ließ sich ohnehin nicht denken.

Catharina's älteste Erinnerungen führten ihr nicht, wie es bei andern Fürstinnen zu sein pflegt, eine ruhige, unter fürsorgender Pflege glückliche Jugend, sondern Scenen der heftigsten religiös-politischen Parteiung vor. Als vater- und mutterlose Waise war sie in dem Kloster delle Murate zu Florenz untergebracht worden; aber die Nonnen nahmen Partei für und wider sie,[1] so daß man für nöthig hielt, sie aus dem Kloster wegzuführen; sie verließ es unter heftigem Weinen, denn sie fürchtete, getödtet zu werden.

Als sie herangewachsen war, wußte ihr weltkluger Oheim, Papst Clemens VII., eine Vermählung zwischen ihr und dem zweiten Sohne König Franz I. zu Stande zu bringen. Was diesen König darauf einzugehen bewog, war die Besorgniß, daß sie sonst mit dem damaligen Herzog von Mailand verheirathet und Frankreich um so mehr von Italien ausgeschlossen werden würde.[2] Dagegen ward bei dieser Vermählung die Absicht gefaßt, ein neues Fürstenthum, zugleich auf die mediceischen und die französischen Ansprüche gegründet, für sie und ihren Gemahl in Italien zu errichten. Urbino, Modena, Pisa, wo möglich Mailand und Genua, sollten dazu gehören.

Das waren aber Pläne, deren Ausführung niemals möglich wurde. Catharina's Bestimmung war, nicht als italienische, sondern als französische Fürstin zu leben. Immer höhere Stufen hinan führte sie ihr Geist und ihr Schicksal.

[1] Varchi Storia fiorentina XI, 374: si cominciò prima a bisbigliare e poi a romoreggiare.

[2] Loaysa an Carl V., 9. Juli 1531. Es grande el temor que tiene (el rey de Francia) que el Papa case su sobrina con el duque de Milan.

Anfangs ging der ältere Bruder ihres Gemahls diesem voran. Der Tod desselben, der den König und das Land tief betrübte, eröffnete ihr die nächste Aussicht zum Thron.

Um so mehr machten ihr ihre Feinde einen Vorwurf daraus, daß sie lange Zeit ohne Kinder blieb; wir berührten, wie sie einmal in Gefahr gerieth, von ihrem Gemahl entlassen zu werden, aber ihr Erbieten, alles über sich ergehen zu lassen, entweder sich in ein Kloster zurückzuziehen, oder auch am Hofe zu bleiben, um der glücklicheren Frau zu dienen, die man mit ihrem Gemahl verheirathen würde, entwaffnete jede Antipathie.

Sie bekam Kinder: als Gemahlin des Königs, Mutter künftiger Könige, nahm sie eine hohe Stellung ein. Ohne große Schwierigkeit war aber dann auch diese nicht. Die Herzogin von Valentinois, wahrscheinlich nicht mehr eine Nebenbuhlerin im eigentlichen Sinne, übte doch auf Heinrich II. einen unbeschreiblichen Einfluß aus. Catharina mußte ihr eine Hingebung zeigen, die sie weit entfernt war zu fühlen, um nur dann und wann eine kleine Befriedigung ihres Ehrgeizes zu erlangen. Von allen Geschäften ausgeschlossen, lebte sie vornehmlich ihren gesellschaftlichen Pflichten und einigen persönlichen Liebhabereien. Auch sie ließ die in ihrer Familie gleichsam erbliche Vorliebe für Kunst und Pracht nicht vermissen; das an sich nicht unbedeutende Einkommen, das ihr bewilligt war, reichte doch für ihre Freigebigkeit niemals hin. Etwas recht eigentlich Französisches glaubte sie zu thun, wenn sie den Hof so glänzend erhalte, wie er unter Franz I. gewesen sei; sie machte sich ein Geschäft daraus, und zeigte ein besonderes Talent dazu; für Aufzüge, Tänze, Spiele besaß sie eine angeborene Erfindungsgabe; sie war die Seele

aller Festlichkeiten. Nach der Sitte der Zeit nahm sie auch an den männlichen Vergnügungen Theil. Sie galt für liebenswürdig, geistreich, angenehm,[1] und wenn man sie hört, fühlte sie sich glücklich und befriedigt. Sie sagt später, es habe ihr damals nichts am Herzen gelegen, als die Liebe ihres Gemahls; sie habe keine andere Sorge gehabt, als daß sie einmal nicht ganz wie sie wünschte von ihm geliebt werden könne.[2] Wenn er vom Hofe abwesend war, während der Feldzüge, erschien sie in Trauer.

Sie behauptete den unerklärlichen, immer geläugneten und immer wieder vorkommenden Zug des gemeinschaftlichen Familienbewußtseins zu besitzen, dem das in Raum und Zeit Entfernte als gegenwärtig erscheint; von jedem Unfall, den ein Glied der Familie betraf, durch eine Erscheinung oder einen Traum im voraus zu wissen. Auch das Mißgeschick ihres Gemahls in jenem Turnier hatte sie, wie sie sagte, geahnt; niemals wollte sie den Platz wieder betreten, wo es gehalten worden war: sie ließ ihren Wagen einen Umweg nehmen, wenn sie in seine Nähe kam.

Unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, der nunmehr

[1] Lorenzo Contarini Relatione 1550: É donna piu giovane del re 13 giorni solamente, non bella ma savia — amata da ognuno e dal re particolarmente per il suo ingegno e bontà e quanto alle cose ordinarie assai ben trattata, ha 200m sc. da spendere ogni anno se ben non li bastano perchè è liberalissima, ha gran corte di uomini e di donne.

[2] Schreiben an Elisabeth von Spanien: Vous m'aves veue si contente comme vous, ne pensant jeames avoyr autre trisbulatyon que de n'estre asses aymaye a mon gré du roy vostre pere, qui m'onoret pluls que je ne merites mès je l'aymai tant que je ayes toujours peur, come vous saves. Paris, Negotiations sous Françoys II.

folgte, zog man sie etwas mehr zu den Geschäften heran, schon um durch ihren Namen die öffentlichen Erlasse zu autorisiren. Eines durchgreifenden Einflusses konnte sie sich nicht bemeistern bei dem Uebergewicht der Guisen, das sie ertragen mußte. Maria Stuart hatte den Vortritt vor ihr. Doch standen die Sachen bereits so, daß sie es wagen durfte, zuweilen eine Abweichung von der vorwaltenden Strenge durchblicken zu lassen.

Mit der Thronbesteigung ihres zweiten Sohnes kam endlich die Zeit, wo sie eine politische Rolle spielen konnte und übernehmen zu müssen glaubte.

Besonders sind es die persönlich-dynastischen Gesichtspunkte, die sie dabei hervorkehrt. Den Guisen rechnete sie es als ein Vergehen an, daß sie unmittelbar nach dem Tode Franz II. daran dachten, Maria Stuart mit dem Prinzen Don Carlos von Spanien zu vermählen, während sie ihre jüngste Tochter für diesen Prinzen bestimmt hatte. Sie fand es unerträglich, daß Unterthanen sich mit dem Hause von Frankreich in einen Wettstreit einlassen wollten.

Wenn sie aber im Getümmel der Parteiung um sich her sah, so fand sie auch keine andere zuverlässige Stütze; wie sie in einem ihrer Briefe sagt, Gott habe ihr ihren Gemahl genommen, ihren ältesten Sohn, und sie mit drei kleinen Knaben zurückgelassen, in einem Reich voll Entzweiungen, ohne daß sie einen Menschen wüßte, auf den sie sich verlassen könne, der nicht sein eigenes Interesse leidenschaftlich verfolge. „Aber ich will trachten," fügte sie hinzu, „meine Macht zu behaupten, zur Erhaltung meiner Kinder."

Man hat ihr in ihren ersten Jahren eine gewisse Vorliebe für den Protestantismus zugeschrieben, und einige Anwandlungen kirchlicher Heterodoxie mag auch sie gehabt haben,

wie andere Damen des Hofes; aber wie wäre eine ernste Hinneigung zu dem Calvinismus bei einer lebenslustigen italienischen Fürstin zu erwarten gewesen, deren eigene Vergangenheit so eng mit dem Papstthum verknüpft war. Sie blieb immer der Meinung, daß der Katholicismus die Religion des Königs und des Staates sein müsse. Darum war sie jedoch nicht den strengsten Doctrinen des Katholicismus principiell zugethan; ihre Welterfahrung, ihre Verbindung mit dem römischen Stuhle selbst lehrte sie nicht in der Religion nur die Religion zu sehen.

Ihr vornehmster Gesichtspunkt war, die höchste Gewalt zu behaupten, die ihren Söhnen gebühre, und deren Verwaltung ihr, obwohl einer Fremden, und bei zweifelhaftem Recht, zum größten Theil oblag.

Wie das Jahrhundert überhaupt, so neigte sie sich auch in Bezug auf die öffentlichen Dinge dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, das in ihnen mitwirke, zu. Auf einem der Thürme des Schlosses zu Blois zeigt man einen Pavillon, der ihrem Astrologen zu seinen Beobachtungen und Berechnungen diente; denn sie liebte die Astrologie, wie einst ihr Oheim Clemens VII. Man hat sie des Atheismus beschuldigt, für den damals ein anderer Florentiner, ihr Verwandter, Petro Strozzi, am französischen Hofe eine Art von Schule gegründet habe. Es mag ein Atheismus gewesen sein, wie er bei den italienischen Philosophen der Zeit vorkommt, welche die Zweifel des Alterthums an der Unsterblichkeit der Seele erneuerten, und dagegen den himmlischen Intelligenzen, dem Einfluß der Dämonen eine ungemessene Kraft zuschrieben. Auch Amulette zeigt man, welche Catharina Medici getragen haben soll, aus Menschenblut, Thierblut und allerlei Metallen, mit Namen

der Dämonen und magischen Figuren; eines ihrer Armbänder, mit talismanischen Charakteren und dazwischen den Namen Gottes. Die zusammenwirkenden Kräfte des Himmels und der Erde, die man zu erforschen und zu beherrschen sucht, sollen dienen, das persönliche Glück hervorzubringen oder zu fesseln.

Catharina Medici war von großer und zugleich gedrungener kräftiger Gestalt; in ihrem olivenfarbigen Gesichte bemerkte man die vorliegenden Augen und die aufgezogenen Lippen des Papstes Leo X., ihres Großoheims. Anhaltende selbst heftige Leibesbewegung war ihr Natur und Bedürfniß; zur Seite der Männer ritt sie zur Jagd, sie verfolgte das Wild, fest zu Pferd, im Dickicht der Gehölze, über Stock und Stein; ohne Rückhalt gab sie sich dann den Genüssen der Tafel hin. Aber zugleich war sie unermüdlich beschäftigt, wie mit ihren persönlichen Angelegenheiten, ihren Bauunternehmungen, deren sie immer vier bis fünf unter den Händen hatte, der Erziehung und Leitung ihrer Kinder, so hauptsächlich mit den allgemeinen Geschäften des Staates nach Innen und nach Außen. Sie besaß was man die Macht nennen konnte, aber dieselbe nach ihrem Gutdünken ausüben zu können, war sie weit entfernt. Sie befand sich in der Lage eines durch die Umstände emporgehobenen Gewalthabers, der sich jeden Augenblick gefährdet sieht, und seine ganze Thätigkeit darauf richten muß, sich nur zu behaupten. Es waren nicht bloß persönliche Interessen, mit denen sie zu kämpfen hatte, sondern der starke Gegensatz allgemeiner Ideen, deren Kraft aber doch wieder den vorwaltenden Persönlichkeiten zu gute kam. Sie beförderte die schwächere Partei, so lang sie ihr dienen konnte, doch mit Vorsicht;[1] der stärkeren selbständig

[1] Sigismondo di Cavalli: La regina per conservarsi sola in

werdenden setzte sie die andere entgegen, ohne sich ihr doch vollkommen anzuschließen; sie wollte sie beide brauchen, beherrschen, sich nicht von ihnen brauchen, beherrschen lassen. Niemand traute ihr, sie traute Niemand. Gar mancher Mann, sagt ein Venetianer, möchte die Fechtkunst vergessen haben in ihrer Lage, wo Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; sie mußte Leute um Rath fragen, die ihr, wie sie wohl wußte, ihre wahre Meinung verheimlichten. In ihrem Cabinet war sie voll Aerger und Schmerz; wenn der Augenblick der Audienz kam, trocknete sie ihre Thränen und erschien mit heiterem Antlitz. Ihre Maxime war, Jedermann äußerlich zufriedengestellt von sich zu lassen. Aber indem sie eine bestimmte Antwort zu geben schien, bemerkte man bald, daß sie noch nicht die letzte Entscheidung ausgesprochen hatte; indem diese noch erwartet wurde, wechselte sie plötzlich ihre Rede. Nie verlor sie die feindlichen Kräfte, die ihr Einhalt geboten, aus den Augen. Gar viele ihrer schriftlichen Weisungen in den auswärtigen Angelegenheiten, die aber mit den innern auf das genaueste zusammenhingen, sind uns übrig; sie zeigen ein starkes Bewußtsein des Momentes, Feinheit der Auffassung, Eigenthümlichkeit und Energie des Ausdruckes, und haben eine sonderbare Naivetät in dem Anrathen geheimer Mittel und Wege.

In die welthistorischen Gegensätze warf Catharina die furchtsame Besonnenheit, die unerschöpfliche Versatilität eines weiblichen Geistes, der in allem seine eigene Sache sieht. Den Takt ihrer Lage besaß sie in jedem Augenblick. Ihr

sede molto tempo andò schernendo con favori et inalzare or l'una or l'altra parte secondo che a lei pareva necessario dar contrapeso a quella che piu pareva di spingersi innanti.

Ehrgeiz galt ihr für mütterliche Pflicht: ihr Stolz war, daß sie sich behauptete; sie sagte, habe sie die Last der Regierung nicht immer auf ihrem Kopf getragen, so habe sie dieselbe doch immer hinter sich her gezogen, d. h. nicht aus den Händen gelassen. Nur auf diesen Erfolg kam es ihr an, nicht auf die Mittel. In den Meinungen, die man lehrte, sah sie nicht ihren Inhalt, noch ihren Werth, sondern nur die Motive der Politik, die sich damit verbanden. Sittliche Gebote waren für sie nicht da, wenn sie auch an dem Laster kein Vergnügen fand; Menschenleben galt ihr nichts; sie bekannte sich zu der italienischen Moral, der Moral ihres Hauses, daß zur Behauptung der Gewalt alles erlaubt sei.

Nach dem Frieden von 1570 walteten die Bestrebungen der Versöhnung vor. Catharina hatte nicht allein nichts dagegen, sondern sah es gern, daß ihre jüngeren Kinder sich den verschiedenen Parteien zugesellten. Ihr zweiter Sohn Anjou machte mit den Guisen gemeinschaftliche Sache; der dritte, Alençon, schloß sich den Montmorency's an. Ihre älteste Tochter war in das Haus Lothringen vermählt; die jüngste gab sie dem aufwachsenden Bourbon, dem Haupte der Hugenotten; die weitesten Aussichten knüpften sich für sie an diese Verhältnisse. Ihre Kinder fühlten zuweilen, daß sie einem Zweck dienten; sie waren meistens unter einander entzweit; sie liebten die Mutter nicht, doch wurden sie immer von ihr beherrscht.

Da gelangte nun, inmitten der allgemeinen Fluctuation, ein Mann zu großer Autorität, der seiner Doctrin mit Eifer anhing, und es unternahm, der französischen Politik eine derselben entsprechende, nur von ihm so gefaßte Richtung zu geben, Frankreich wider Spanien in offenen Kampf zu führen.

Catharina, die einst im Gegensatz gegen Spanien Königin von Frankreich geworden war, konnte nicht spanisch gesinnt sein; aber ein offener Krieg mit dieser Macht, deren Hülfsquellen sie überaus hoch anschlug, und die ein Princip repräsentirte, mit welchem sie, obgleich sie sich ihm nicht anschloß, doch auch nicht brechen wollte, lag jenseit ihrer Politik.[1] Und wie sollte sie ferner zugeben, daß ein solches Unternehmen durch einen von ihr unabhängigen, ja ihr entgegengesetzten Einfluß entschieden würde. Die Vertraulichkeit ihres Sohnes mit dem Admiral war ihr schon eine Zeit daher widerwärtig: sie beklagte sich, daß er denselben zu oft sehe, sie selbst zu wenig. Wäre aber jetzt sein Wille durchgegangen, sein Plan vielleicht sogar gelungen, so wäre er ihr so unerträglich geworden, wie jemals Franz von Guise.

Die Königin machte eben bei ihrer lothringischen Tochter einen Besuch, als jene Aufregung in Paris eintrat, die einen Krieg erwarten ließ: sie eilte mit dem Entschluß zurück, der Sache um jeden Preis ein Ende zu machen.

Ihren auf Erfahrung begründeten Vorstellungen gab Carl IX. sogleich nach, daß die Kriegsfrage, ehe man weiter gehe, noch einmal im Conseil erwogen werden müsse.

Coligny wandte hiegegen ein, daß das Conseil größtentheils aus Männern bestehe, deren Lebensstellung oder Natur ihnen den Frieden wünschenswerth erscheinen lasse; was könne es helfen, mit Leuten zu streiten, die nun einmal nicht zu

[1] Aluise Contarini, Marzo 1572: Per molti inditii si vede che la mente della regina madre non è di lasciar romper l'amicitia colla Spagna per i pericoli e danni che potria correr la Francia delle armi di Spagnoli abondanti di danari copiosi d'amici gagliardi di forze, uniti accorti.

überzeugen seien? Der König versprach ihm, Kriegsverständige dazu zu berufen, wie die Herzoge von Montpensier und Nevers, den Marschall Cossé, gegen welche nichts zu erinnern war.

So kam es zu einer neuen Berathung, in welcher nun der Admiral seine Meinung mit Feuer und Beredtsamkeit vortrug, in der Hoffnung mit der Macht seiner Gründe die Zweifelnden zu sich herüber zu ziehen. Aber in dieser Versammlung war ihm die Stimmung der Gemüther nicht günstig. Die Mutter und der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, waren entschieden gegen ihn; da zuletzt auch der König selbst diesen beistimmte, so wurden die Vorschläge Coligny's einstimmig verworfen. Coligny war nicht gemeint, sich dabei zu beruhigen; für sich selbst hatte er dem Prinzen von Oranien Hülfe zugesagt; er bemerkte jetzt, der König werde hoffentlich nichts dawider haben, wenn er mit seinen Freunden und vielleicht in Person dieselbe leiste. Nicht ohne Erstaunen ward diese Eröffnung aufgenommen; ein Wort gab das andere. „Madame," sagte Coligny endlich, „der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann." Wiewohl sich diese Worte auf den flandrischen Krieg beziehen sollten, in den Frankreich auf die eine oder die andere Weise verwickelt werden müsse, so sah doch die Königin darin eine Drohung, gleich als sei der Admiral gesonnen, neue Unruhen zu erregen und zu abermaligem Bürgerkrieg zu schreiten.

Sie war eine Italienerin; sie hatte noch nicht mit ihm abgerechnet. Hatte er sich nicht einst ihrer Regentschaft entgegengesetzt, und ein andermal durch plötzlichen Ueberfall, wie

den ganzen Hof, so auch sie selbst, in seine Gewalt bringen wollen? Sie behauptete, einer ihrer zuverlässigsten Vertrauten und Anhänger sei durch Veranstaltung des Admirals umgekommen. Schon im Jahr 1568 hatte sie Rache an ihm zu nehmen gedacht; aber er war ihr zu stark gewesen, er hatte ihr seinen Frieden aufgenöthigt: jetzt wollte er ihr seine Politik aufzwingen. Der Admiral, dem die regelmäßig eingehenden Beiträge der Hugenotten ansehnliche Geldmittel verschafften, besaß durch ihre unbedingte Hingebung an seine Person eine beinahe unabhängige Macht; man sagte von ihm, er könne ein Heer eher in vier Tagen aufbringen, als der König in vier Monaten. Er war ihr nicht allein verhaßt, sondern, wenn er lebte, gefährlich; sie beschloß, sich seiner zu entledigen.

Es war die Woche, in der die Vermählung zwischen ihrer Tochter und Heinrich von Navarra, durch welche die Parteien versöhnt werden sollten, gefeiert ward. Eben dazu waren die Hugenotten so zahlreich herbeigekommen. Mit wie ganz anderen Gedanken und Entwürfen aber wurden nun diese Festlichkeiten durchbrochen!

Als sich der Admiral Freitag den 22. August aus dem Louvre, wo er dem Conseil beigewohnt hatte, nach seiner Wohnung begeben wollte, ward aus dem Fenster eines Hauses, an dem er vorüberritt, und das einem Anhänger der Guisen gehörte, auf ihn geschossen. Er hatte es einer zufälligen Bewegung des Leibes zu danken, daß er nicht getödtet wurde; der Schuß ging ihm in Hand und Arm.

Allgemein schrieb man die That der Rachsucht der Guisen zu, der König drohte, sie dafür zu strafen. Umsichtige Beobachter wollten das jedoch von Anfang an nicht glauben: denn wie

sollten die Guisen unter den Augen des Hofes es wagen, ihrer Privatrache freien Lauf zu lassen. Es scheint, als ob beide Theile Recht hatten; der päpstliche Nuntius gibt folgenden Aufschluß.

Als die Königin sich einmal entschieden hatte, etwas gegen den Admiral zu unternehmen, wendete sie sich an die Wittwe des Herzogs Franz von Guise, — wie sie eine Italienerin, aus dem Hause Este, — die schon oft, aber immer vergeblich, um Rache gerufen hatte. Jetzt willigte die Königin ein; beide vereinigten sich zum Untergang des Admirals und zogen ihre Söhne, die eine den Herzog von Anjou, die andere den jungen Herzog von Guise ins Geheimniß. Die ausschweifendsten Pläne wurden vorgeschlagen. Der junge Guise meinte: seine Mutter solle den Admiral, wenn er sich im Kreise des Hofes unter den Damen der Königin befinde, mit eigener Hand erschießen:[1] denn schießen lernten diese Damen auf der Jagd. Das wurde jedoch verworfen und der Mordversuch einem Vertrauten aufgetragen, der sich dort im Hause verborgen hielt, bis der Admiral vorüberritt.

Wäre der Admiral getödtet worden — so lautet die Behauptung der Meisten, die den Begebenheiten näher standen — so würde die Königin mit ihrem Opfer zufrieden gewesen sein: allein er war am Leben geblieben und konnte nun erst recht gefährlich werden.

Die Hugenotten schaarten sich mit verdoppeltem Eifer um ihn und forderten Gerechtigkeit; ihre Erklärungen klangen wie Drohungen, eingegeben von einem trotzigen Bewußtsein

[1] Salviati 24. Aug. 1512. Madama de Nemours fu da Mr. de Guise suo figlio stimulata a tirare l'archibusata mentre l'Amiraglio fusse con la regente.

der Macht. Schon wendete sich der Verdacht auf die wahre und vornehmste Urheberin; es kamen ihr Aeußerungen zu Ohren, einst bei einem Abendessen, wahrscheinlich übertriebene, nach denen sie für sich selbst zu fürchten hätte. Der persönlichen und allgemeinen Gefahr gegenüber, durch das einmal Geschehene fortgezogen, gab sie noch weiter zurückliegenden Entwürfen blutiger Gewaltsamkeit Raum. Die Hugenotten waren in ihren Händen, sie brauchte nur zu wollen, so waren sie alle verloren.

Von jeher ist von den Meisten angenommen worden, daß Catharina Medici seit Jahren alles für diesen Moment vorbereitet habe: alle Begünstigungen der Hugenotten, alle Verträge und Friedensschlüsse seien nur eben Acte der Hinterlist gewesen, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie dann dem Verderben zu überliefern.

Schon längst aber hat man dagegen bemerkt, daß ein von so weiter Ferne her angelegtes Stratagem der Natur der französischen Dinge widerspreche, und in sich selbst beinahe unmöglich sei.[1] Auch uns auf unserem Wege sind viele Umstände begegnet, die es sehr unwahrscheinlich machen. Wenn man wohl behauptet hat, daß der König von Spanien und der Herzog von Alba davon im voraus unterrichtet, damit einverstanden gewesen seien, so ist das ohne Zweifel zu verwerfen. Wir finden vielmehr, daß die Spanier so eben den vollen Ausbruch des Krieges fürchteten; der Cardinal von

[1] Cavalli führt den guten Grund an: Se prima dell archibuggiata vi fusse stato questo pensiero di distruggerli (Vgonotti), cosi facilmente si poteva far come segui da poi senza poner in dubbio, che per la ferita buona parte se ne andassero (Relatione di 1574).

Lothringen hat den Herzog von Alba durch eine eigene Sendung vor den Feindseligkeiten seines Hofes warnen lassen. Mit jenen durch die gemäßigte Partei eingeleiteten englischen Unterhandlungen meinte es die Königin, wie ihre Briefe beweisen, sehr ernstlich; ein dynastisches und mütterliches Interesse war dabei im Spiel, das nicht erheuchelt sein kann. Ueberdieß war, wie wir berührten, die Vermählung ihrer Tochter mit dem König von Navarra, welches die Grundbedingung von allem ist, nicht von der Königin, sondern von dem friedlichen Montmorency vorgeschlagen worden.

Sollten da nicht doch zuletzt diejenigen Recht behalten, welche alles von einer momentanen Aufwallung der Königin, ja vielleicht des Pariser Volkes herleiten? Unverwerflichen historischen Ereignissen gegenüber, läßt sich auch das wieder nicht annehmen.

Es liegt schon darin etwas, daß die Königin von jeher geäußert hatte, sie werde sich an den Hugenotten rächen. Im Vertrauen erinnerte sie selbst an das Beispiel der Königin Blanca, welche Ketzer und Rebellen zugleich besiegt und die Macht ihres Sohnes erneuert habe, sie hatte eine alte Chronik darüber gelesen: dem venetianischen Gesandten sagte sie einst, sie wünsche nicht, daß die Hugenotten erführen, sie sei mit dieser Geschichte bekannt geworden. Hat sie die Vermählung ihrer Tochter nicht zuerst vorgeschlagen, so hat sie dieselbe doch eifrig betrieben und darauf bestanden, daß sie in Paris vollzogen würde. In Bezug auf dieselbe sind dem päpstlichen Legaten und dem päpstlichen Nuntius Andeutungen geschehen, welche sehr bestimmt lauten. Der Legat, Cardinal von Alessandria, der nach Frankreich gesendet ward, um jene Heirath rückgängig zu machen und eine ganz andere in

Vorschlag zu bringen, beklagt sich in seinen Depeschen oftmals, wie wenig er ausrichte, unerwartet aber meldet er zuletzt, daß er eine nicht ungünstige Abfertigung erhalten habe.[1] Er theilt dieselbe nicht wörtlich mit, aber der Mann, der damals diesen Cardinal als Auditor begleitete und später den römischen Stuhl selbst bestieg, Clemens VIII., hat angegeben, der König habe gesagt, er denke an nichts, als sich noch an seinen Feinden zu rächen, und habe kein anderes Mittel als dieses.[2] Der Nuntius Salviati versichert ebenfalls, der König habe ihm in Blois gesagt, er schließe jene Vermählung nur, um sich von seinen Feinden zu befreien.[3] So hatten auch einst in den italienischen Republiken hochzeitliche Feierlichkeiten zu großen Parteierekutionen gedient. Was ist da wahr, was ist es nicht? War eine große Gewaltthat beabsichtigt, von langer Hand her vorbereitet, oder war es Ernst mit jenen englischen Verhandlungen, die noch im Lauf des Sommers auf das lebhafteste gepflogen wurden, und mit der wenigstens indirekten Feindseligkeit gegen Spanien? Die Frage wäre nie zu entscheiden, wenn wir es mit einem einfachen Gemüthe zu thun hätten, in welchem entgegengesetzte Pläne sich nothwendig ausschließen. Allein es gibt auch solche Seelen, in denen das nicht der Fall ist; zwei Saiten an ihrem Bogen zu haben, wenn das eine nicht gelingt, auf das andere zurückkommen zu können, ist ihnen Bedürfniß und Natur; es gibt,

[1] Lettere e negotiati del Sr. Cl. Alessandrino, in der Bibliothek Corsini zu Rom. Schreiben an Rusticucci 6. März 1572. »con alcuni particolari che io porto, de quali ragguagliero n. Sne a bocca posso dire di non partirmi affatto mal expedito.«

[2] Der von Allen gegen Lingard citirte Brief Ossats vom 22. September 1599. Lettres d'Ossat lib. V, nr. 26.

[3] Salviati bei Makintosh History of Engl. III, 336. App.

daß wir so sagen, eine innere Zweizüngigkeit, welche das Entgegengesetzte zugleich beabsichtigen kann. Indem Catharina noch mit Eifer die Pläne verfolgt, welche der einen Richtung ihrer Wünsche und Interessen entsprechen, hegt sie doch in der zurückgezogenen Tiefe der Seele das Gefühl, daß ihr die Mittel, die sie ergreift, auch noch nach der andern Seite dienen können. Eine Versöhnung mit den Hugenotten war ihr nicht unlieb, inwiefern sie dadurch eine größere und glänzendere Stellung in Europa gewann. Aber mit Vergnügen sah sie dieselben nach Paris strömen, in die Mitte einer Population, der man nur den Zügel zu lassen brauchte, um sie zu verderben. Sollten sie weiter gehen, als sie dachte und wünschte, oder für jeden andern Fall hatte sie ein unfehlbares Mittel wider sie in den Händen. Seit jener Anwesenheit Condé's in der Hauptstadt war das Pariser Volk mit Wuth gegen die Hugenotten erfüllt. Es wollte Keinen dieses Glaubens in seiner Mitte dulden, selbst die, welche einst zu den Friedensunterhandlungen in die Stadt kamen, sahen sich mit Tod und Verderben bedroht. In diesem Sinne war die bürgerliche Miliz organisirt; die Macht des Hofes und sein Wille gehörten dazu, das Volk im Zaum zu halten. Nur die Zuversicht Coligny's zu der Größe und Zukunft seiner Sache, welcher der Sieg auf Erden bestimmt sei, macht es begreiflich, daß er sich in die Mitte dieser feindseligen, gährenden und so leicht aufzuregenden Menge begab, die nur mit verhaltener Wuth seine und der Seinen Anwesenheit ertrug. Wer den Gegensatz der hier mit einander in Berührung kommenden Elemente wahrnahm, ahnte Unheil. Die Prediger in Genf, die Cardinäle in Rom sahen, sagten eine Katastrophe voraus, der Admiral Coligny hegte ein unbedingtes Vertrauen auf die

Gesinnung und das Wort des jungen Königs. Nachdem er verwundet war, überlegten die Hugenotten, ob sie nicht bewaffnet, wie sie waren, die Stadt verlassen und ihn trotz des Zustandes, in dem er sich befand, mit sich wegführen sollten. Der junge Teligny, sein Schwiegersohn, versicherte die Uebrigen, man habe nichts zu fürchten, er kenne den König bis auf den Grund seines Herzens und sei seiner Zuverlässigkeit gewiß.[1]

Und kein Wunder, wenn Carl IX. aufrichtig erschien; denn er war es. Alles Vorhergegangene, von ihm in seiner Weise nur flüchtig begriffen, war ihm in der kriegerischen Aufwallung der letzten Tage verschwunden.

Ganz anders Catharina. Daß sie mit der Einladung zur Hochzeit von Anfang eine Absicht gegen den Admiral verband, ist höchst wahrscheinlich; doch war der Gedanke mehr als eine Möglichkeit ins Auge gefaßt, als eine Entschuldigung geäußert worden; sie ließ Coligny auf seinem Wege fortgehen, bis er ihr unerträglich und gefährlich wurde; dann ließ sie auf ihn schießen. Dadurch aber geriethen die Dinge auf einen Punkt, daß sie auch dabei nicht stehen bleiben konnte. In ihrem Rathe führten besonders einige Italiener das Wort: Birago, jetzt Großsiegelbewahrer, ein geborner Mailänder, der schon immer die Rücksichten, die man nahm, verdammt und den Rath gegeben hatte, sich der Verdächtigen zu versichern, Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, Albert Gondi, Herzog von Retz; sie waren sämmtlich der Meinung, die Sicherheit der Königin und des Königs fordere, daß man sich der

[1] que c'estoit faire injure au roi, de révoquer en doute sa parole et sincérité. Die älteste Lebensbeschreibung Coligny's ist für das, was bei den Hugenotten geschah, von Werth; aus den Aufzeichnungen eines Augenzeugen 127.

Anführer der Hugenotten durch den Tod entledige. Der Herzog von Anjou und ein natürlicher Bruder des Königs, Angoulême, sowie Marschall Tavannes, nahmen an der Berathung Theil und erklärten sich einverstanden. Es blieb nur noch übrig, die Einwilligung des Königs zu erlangen.

Noch war Carl IX. der Meinung, daß der Angriff auf den Admiral bestraft, und jede Bewegung der Stadt, etwa zu Gunsten der Guisen, niedergehalten werden müsse. Jetzt erst ward er unterrichtet, daß das Attentat nicht von diesen allein, sondern zugleich von seiner Mutter und seinem Bruder ausgegangen war; er ward an Charry erinnert, einen unter wenigen zuverlässigen Getreuen, dem er für seine Erziehung Dank schuldig geworden war, und den der Admiral habe umbringen lassen, an den früher bekannten und niemals ganz aufgegebenen Gedanken, sich für alle erfahrene Unbill zu rächen, an die Gefahr, die jetzt mit einer Erhebung der Hugenotten, die sich schon wider die Königin richte, verbunden sein werde: noch sei man ihrer mächtig, man habe sie gleichsam alle im Käfig: wolle man denselben aufschließen und den Löwen herausbrechen lassen, welche Verwüstung werde er anrichten; — schon höre man, daß die hugenottische Streitmacht auf einen nahen Termin nach Melun zusammenberufen sei; man dürfe so lange nicht warten, nicht einen Krieg von den verderblichsten Folgen für Krone und Land ausbrechen lassen.

Es war ein ungeheurer Schritt, der dem jungen König angemuthet wurde. So mancherlei Interessen des Staates seine Mutter hervorhob, so war sie doch in diesem Falle vor allen Dingen eine rachsüchtige und ehrgeizige Italienerin; sie hatte sich mit der Leidenschaft anderer Privaten verbündet; sollte der, welcher die höchste Gewalt besaß, die Heiligkeit der

ihm anvertrauten Würde vergessen, die Rachsucht der Partei billigen, die er bisher immer verdammt, dem Blutdurst eines großen Theils der Pariser Bevölkerung, den er bisher noch zurückgehalten hatte, freien Lauf lassen? Darin, daß Catharina Medici dieß wollte, liegt ihr großes politisches Verbrechen: gegen ihren Sohn, gegen ihr Haus, gegen das Königthum überhaupt. Sie fühlte nur wie ein Parteihaupt, dem ein usurpatorisches Fürstenthum zu Theil geworden ist, ungefähr wie ihr Stammesvetter Cosimo, nicht wie eine geborene Königin. In der Lage, in die sie gerathen war, der Besorgniß, die sie jetzt für ihre Stellung und selbst für ihr Leben hegen mußte, blieb ihr kein Ausweg, als zu dem blutigen Werk zu schreiten, das ihr für einen solchen Fall schon lange im Sinne lag.

So unbedingt die Autorität war, welche Catharina über ihren Sohn ausübte, so hat er ihr doch dießmal einigen Widerstand entgegengesetzt. Das Vorhaben schien ihm grausam: sie antwortete mit einem italienischen Spruch, zuweilen sei die Milde Grausamkeit und Grausamkeit Milde. Er fürchtete die schlechte Nachrede, die es in der Welt machen werde; man sagte ihm, mit der Feindseligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen lasse sich alles entschuldigen. Er konnte sich nicht entschließen die Freunde aufzuopfern, mit denen er auf das vertraulichste umgegangen war, wie Coligny und La Rochefoucauld, der noch diesen Abend im heitern Scherz bei ihm zugebracht hatte; aber Catharina bestand darauf; es kam so weit, daß die Mutter und der Bruder ihm drohten, sich vom Hofe zu entfernen; denn man könne ihnen nicht zumuthen, einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abgeholfen werden könne; daß sie ihm Mangel an Muth

vorwarfen.[1] Dieser Vorwurf machte allem Widerstand ein Ende, Carl IX. ergriff den Gedanken sogar mit der ganzen angebornen Hitze seines Temperamentes.

Noch spät am Abend — 23. August — ward der Prevot des marchands, Charron, zugleich mit seinem eben abgetretenen Vorgänger, Marcel, nach dem Louvre berufen. Man legte Marcel, der als kundig und einflußreich bekannt war, die Frage vor, wenn der König der Pariser Bevölkerung in einer dringenden Angelegenheit bedürfe, auf welche Anzahl er dann rechnen könne? Marcel antwortete, je nach der Zeit, die man ihm lasse, in einem Monat wolle er 100,000 Mann bereit haben. Aber wie viel in einer Woche? Er nannte eine entsprechende Anzahl. Wie viele heute am Tage? Er meinte sofort über 20,000 Mann verfügen zu können. Man fragte ihn weniger, weil man in Verlegenheit gewesen wäre, Arme zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse zu finden, als weil man noch immer bewaffneten Widerstand der Hugenotten für möglich hielt. Charron wurde beauftragt, die Bürger nach ihren Quartieren in die Waffen treten und die Thore schließen zu lassen.

Vor einigen Jahren hatte Catharina Medici an der aufgeregten Menge von Paris einen heftigen Widerstand gefunden,

[1] Sigismondo di Cavalli Relatione di 1574. Stette piu d'un ora e mezza renitente, finalmente combatutto della madre et del fratello consenti: e vedendo la regina, che, se la cosa si fusse diferita niente, portava pericolo di scoprirsi venne a questo per far risolvere il re, di chiedergli licenza di ritirarsi in qualche parte e cosi fece Monsr. Noch wichtiger als Cavalli ist mir der Bericht Micheli's geworden, welcher gedruckt zu werden verdiente. Ich bemerke nur noch, daß die dem Herzog von Anjou in den Mund gelegte Erzählung mir aus vielen, anderswo zu erörternden Gründen unächt und aus einer andern Quelle zu stammen scheint.

jetzt trat sie mit derselben in einen furchtbaren Bund. Rachsucht, Ehrgeiz, Ueberzeugung, die Lage und Gefahr des Moments bewirkten jetzt, daß sie die Wuth des Volkes zu Hülfe rief. Doch ward die Sache nicht ganz dem blinden Triebe überlassen, auch in dieser Unordnung war — und vielleicht ist dieß das schrecklichste — eine gewisse Ordnung.

Die beiden Prinzen von Geblüt, Navarra und Condé, wollte man verschonen, aber dem Herzog von Montpensier wurden diejenigen aus ihrer Umgebung bezeichnet, die er umbringen lassen sollte.[1]

Guise, Aumale und der Bastard von Angoulême übernahmen den Admiral und seine nächsten Angehörigen zu ermorden. Es gibt eine Erzählung, und fast scheint sie die wahre, nach welcher der Admiral in seinem Zimmer überfallen, ohne daß man auf seine grauen Haare Rücksicht genommen hätte, zum Tode verwundet, aber noch lebend zum Fenster hinausgestürzt worden sein soll. Er habe sich, sagt man, mit dem linken Arm an einer Säule des Fensters festhalten wollen, da habe man ihn mit neuen Verwundungen in den Hofraum hinabgestoßen, wo Guise und Angoulême den in diesem Augenblicke seinen Geist Aufgebenden empfingen.[2]

Hierauf wurden La Rochefoucauld mit seinem Sohn, der Schwiegersohn Coligny's, Teligny, Briquemont mit seinen Söhnen und alles was sie umgab, getödtet und ihre Leiber auf die Straße hinabgeschleudert, wo das Volk sie entblößte.

[1] Der in Spanien von dem Sekretär der Gesandtschaft Olargui erstattete Bericht. Bei Gachard: im Bulletin de l'Academie de Bruxelles XVI, 252.

[2] Serranus: IV, 33. Nondum mortuus Amiralius brachio fenestrae columnam complectitur; ibi acceptis aliquot vulneribus in aream deturbatur.

Denn indeß hatte die Pariser Mette, wie man die Massacre in Erinnerung an die sicilianische Vesper nannte, allenthalben begonnen; um drei Uhr, beim Läuten der Sturmglocke stürzte sich das Volk überall auf die Häuser der Hugenotten, um sie zu morden und ihren Nachlaß zu plündern, unter dem Geschrei: der König wolle es und befehle es. Auf die ihnen gebotene Gastfreundschaft trauend, waren sie gekommen, jetzt wurden sie in ihren Betten aufgesucht und ohne Unterschied niedergemacht, wer die Waffen getragen und wer sie nicht getragen, Vornehme und Geringe, Herren und Diener; die Freunde, die dem König von Navarra von den entferntesten Gränzen zur Feier seiner Hochzeit gefolgt waren, ihr Blut bespritzte sein Bett; mit den Fremden auch die Alteinheimischen. Der eifrige Reformator der Universität, La Ramée, ward von einem Collegen, dessen Unwissenschaftlichkeit er oft bekämpft hatte, in seinem Versteck aufgesucht und bezahlten Mördern überliefert. Es war eine Verbindung von öffentlicher Verdammung und privater Rache, wie sie seit den Proscriptionen des Sulla in der Welt nicht vorgekommen. Waren es nicht eben diese Gräuel des Bürgerkrieges, welche die moralische Grundlage der Monarchie gebildet hatten? Aber jetzt vergaß diese ihres welthistorischen Ursprungs, sie machte mit denen gemeinschaftliche Sache, deren Haß sie hätte zügeln sollen; man verliert ihre Spur in diesen Orgien des Blutes.

Mündliche Befehle, mit Windeseile von Stadt zu Stadt getragen, autorisirten überall den Fanatismus. Nach den gemäßigtsten Berechnungen sollen in Paris bei 2000, in Frankreich bei 20,000 Menschen massacrirt worden sein; auch als man der losgelassenen Wuth Einhalt gebot, flammte sie immer wieder von neuem auf; sie lebte in ihrer eigenen Bewegung,

nach Blut verlangend, von Blut sich nährend; die Geister erfüllten sich mit wilden Phantasien, in denen ihnen vor sich selber und vor den Elementen graute.

Es mochte acht Tage nach dem Blutbad sein, als Carl IX. einst in der Nacht seinen Schwager Heinrich rufen ließ. Der fand ihn, aus dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte diese Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und seufze wie am Tage der Massacre. Man schickte in die Stadt um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausgebrochen sei; die Antwort war, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Heinrich hat dieser Geschichte nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten.

Viertes Capitel.

Uebergang der Regierung von Carl IX. auf Heinrich III.

Es lautet unglaublich, dennoch verhält es sich so; auch nach dem Ereigniß der Bluthochzeit meinte die Königin Catharina eine vermittelnde Haltung behaupten zu können.

Indem man auf beiden Seiten nicht anders dachte noch denken konnte, als daß sich der französische Hof den Bestrebungen der unversöhnlichen Reaction gegen die Protestanten angeschlossen habe, vermied die Königin, einen päpstlichen Legaten, der damals anlangte, zu empfangen; als dessen Einzug nicht länger verschoben werden konnte, verließ sie mit ihrem Sohne Paris, um nicht Zeuge davon sein zu müssen.

Ueber die Handlung, wie sie jetzt geschehen, sprach sich der Herzog von Alba gegen seine Freunde mit lebhafter Mißbilligung aus; denn diese formlosen Gewaltsamkeiten, zu denen der Fanatismus der Menge aufgerufen worden, widersprachen seiner Sinnesweise; aber er knüpfte die Erwartung daran, daß nun, nachdem die vornehmsten Feinde seines Königs umgekommen seien, die französische Politik auf die Bahn der spanischen einlenken werde. König Philipp fühlte sich durch das Ereigniß, das ihm ganz unerwartet kam, zu einer Annäherung angeregt, und ließ dem französischen Hof seine Hülfe zur völligen Ausrottung der Hugenotten anbieten. Dieser antwortete ihm mit dem prächtig lautenden, aber unter den damaligen Umständen höchst auffallenden Worte, ein König von Frankreich dürfe nur mit seinem eigenen Volke verbündet sein.

Die gräßliche That war der Königin, die sie vollzog, gleichsam selbst unerwartet gekommen; auf eine Veränderung ihrer Politik war sie nicht vorbereitet. Sie hielt daran fest, ihren Sohn Anjou auf den polnischen Thron zu erheben; sie hoffte diesen selbst oder doch Alençon zum Protector der Niederlande berufen, den Letzteren auch jetzt noch mit der Königin von England vermählt zu sehen. Die innern Unruhen dachte sie unter dem allgemeinen Schrecken dadurch zu beendigen, daß sie zwar Versammlungen und Predigten verbot, aber der individuellen Gewissensfreiheit keinen Eintrag thun zu wollen erklärte. Das sei eine Ordnung der Dinge, der sich in England der Katholicismus unterwerfe.

Der englische Gesandte hat ihr gesagt, der Unterschied sei nur, daß seine Fürstin sich nicht zu dem Gegentheil verpflichtet habe. Dazu kam aber, daß auch Niemand dem neuen Versprechen traute.

Es gab unter den Hugenotten Einige, die geneigt waren, sich zu fügen, und dieß fast für eine Pflicht hielten, da der König, ihr Herr, jetzt ein Mann geworden sei und selbst befehle. Unter dem Schrecken, der über Frankreich lag, gingen Manche in die Messe. Aber die Meisten zogen in Betracht, daß keine Zusage irgend einer Art Zutrauen verdiene; von zwei Uebeln habe man bekanntlich das kleinere zu wählen, das sei in diesem Fall die fortgesetzte Feindseligkeit; in dem Mißtrauen liege das Heil. Und wie weit schlimmer, von bestellten Mördern erwürgt zu werden, als bei einem Kampfe zu fallen, der vor Gott und Menschen recht sei: denn nicht mit dem König streite man, sondern mit Verbrechern, die unter seinem Namen wüthen. Wie Rochelle, so weigerten sich Nismes und Sancerre königliche Truppen aufzunehmen. Feurige Prediger, alles an alles setzend, entflammten die Gemüther durch die Aufforderung, der Gerechtigkeit Gottes zu dienen, deren Arm sich schon gegen die Schuldbefleckten erhebe, die Tyrannei in den Tyrannen zu vertilgen.

Vier königliche Heere rückten ins Feld, um die Städte zur Unterwerfung zu nöthigen, das stärkste von ihnen gegen Rochelle. Aber da zeigte sich noch eine andere Art von Rückwirkung des Geschehenen; die Angreifenden waren unter einander uneins. Nicht wenige von den tapfern Kriegsmännern waren von Abscheu ergriffen; mit dem Menschen, der den Admiral verwundet hatte, oder dem es Schuld gegeben wurde, wollten sie nicht dienen. Mitten in die gesellschaftlichen Vergnügungen drängte sich die Erinnerung des Bluts. Unter den Würfeln des jungen Guise auf dem Spieltisch glaubte man Blutstropfen erscheinen zu sehen; mit Entsetzen brach man das Spiel ab. Bei der Annäherung einer englischen Flotte

faßten die beiden Prinzen von Geblüt, die im Heer waren, Alençon und Heinrich von Navarra, den Entschluß, sich auf dieselben zu retten und nach England zu fliehen. Unter den Truppen zeigte sich eine Partei der Mißvergnügten und der geheimen Protestanten. Im Lager selbst hat man den Gedanken gehabt, Gerechtigkeit wegen den Ermordungen zu fordern, und dieselbe nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen.

Daraus folgt nicht, daß nicht der militärische Angriff noch immer sehr ernstlich gewesen wäre; viele Tausende sollen bei dem Sturme umgekommen sein, aber in der Stadt vergaß Niemand, daß man zugleich für alle geistigen Güter und die Existenz kämpfe; die Vereinigung der Eingeborenen und der Flüchtlinge, in dem großen Gedanken der Religion, zeigte sich unüberwindlich; die gefährlichsten Stürme wurden heldenmüthig ausgehalten, die kühnsten Ausfälle gewagt; man sah eroberte Fahnen auf den Wällen erscheinen; glückliche Zufälle wurden als eine augenscheinliche Gnade des Himmels betrachtet, der die Seinen in ihren Aengsten erhöre.

Drei Momente wirkten zusammen, der Heldenmuth der Vertheidigung, die Entzweiung der Angreifenden und die in den auswärtigen Angelegenheiten angenommene gemäßigte Haltung, daß die Hugenotten im Juli 1573 doch wieder ein ziemlich günstiges Edict erlangten. Darin war den drei Städten Rochelle, Montauban und Nismes, sowie den Inhabern der hohen Gerichtsbarkeit, freie Religionsübung gewährt, allen Uebrigen Handel und Wandel in Ruhe vergönnt. Sancerre, das eine Belagerung erduldet hatte, wie einst Numantia, erhielt durch die Vermittlung der polnischen Gesandten, aus deren Händen der Herzog von Anjou die Einladung zur Annahme der polnischen Krone empfing, denn auch diese beruhte

damals auf einer versöhnlichen Stellung zwischen zwei religiösen Parteien, den Frieden.

Am Jahrestag der Bartholomäusnacht fühlten sich die Protestanten wieder stark genug, um auf einer Zusammenkunft zu Milhaud die volle Freiheit der Religionsübung zu verlangen.

In dem aber versetzte sich die Zwietracht des Lagers an den Hof. Nach der Abreise Anjou's nahm Alençon die bevorzugte Stellung in Anspruch, die sein Bruder bisher inne gehabt hatte, und da sie ihm nicht gewährt wurde, zeigte er offene Widersetzlichkeit. Man beschuldigte ihn, er habe mit Heinrich von Navarra vereinigt, — es ist die Verschwörung von La Mole und Boconas — daran gedacht, die Königin Catharina vom Hofe zu verjagen oder geradezu umzubringen, der Sohn die Mutter. Catharina hielt für nöthig, die beiden Prinzen in engem Gewahrsam zu halten; ihre vornehmsten Vertrauten, die Marschälle Cossé und Montmorency ließ sie in die Bastille bringen.

Aus den Actenstücken der Verhandlungen läßt sich das Maß der Schuld nicht mit Bestimmtheit ermitteln, was aber daraus hervortritt, das ist der höchst außerordentliche Zustand dieses Hofes und die Stimmung der Gemüther. Alençon glaubt von seiner Mutter gehaßt zu werden, sie setze ihn nicht allein zurück, sondern sie wolle ihn verderben: der König von Navarra besorgt mehr als einmal, dem Tode geweiht zu sein. Dagegen zittern König und Königin bei der geringsten Bewegung für das eigene Leben; es ist von Wachsbildern die Rede, durch die man unter abergläubischen und heidnischen Ceremonien das Leben des Königs habe abkürzen wollen. Magie und geheimnißvoller Aberglaube spielen auch in anderen persönlichen Beziehungen eine Rolle. In diesen Dingen haben

besonders die Italiener, zu allem fertig, verwegen und persönlich zuverlässig, ihre Hand; wie jener Cosimo Ruggiero, der Lehrer Alençons, der sich durch keine Qual der Tortur ein Geständniß entreißen ließ.

Beim Anblick dieser Verwirrungen sucht das Auge unwillkürlich nach dem König Karl IX.

In seinen früheren Jahren hatte er viel Theilnahme erweckt: er erschien gutmüthig, angenehm, freigebig, und zeigte Sinn für Poesie und Musik. Um seinen schwachen Körper zu stärken, hielt man ihn zu Leibesanstrengungen an, welchen er sich denn mit einer Art von Leidenschaft hingab. Es machte ihm Vergnügen, in der Schmiedewerkstatt, die man ihm eingerichtet, wenn er etwa einen Harnisch fertigte, ganz in Schweiß gebadet gefunden zu werden. Oft setzte er sich schon zu Mitternacht zu Pferd, um zur Jagd zu reiten; er suchte die größte Ehre darin, in seinen Leibesübungen Jedermann hinter sich zu lassen, zu übertreffen. Aber dabei geschah wenig für seine geistige, nichts für seine moralische Ausbildung. Nachzudenken, den Geschäften des Staates, in denen doch nichts ohne ihn geschehen konnte, ernstliche Aufmerksamkeit zu widmen, selbst Entschlüsse zu fassen war nicht seine Sache;[1] die Aufregung, in welche ihn die Dinge versetzten, pflegte sich in wilden Flüchen zu entladen. Eine Zeitlang beschäftigten Kriegsentwürfe gegen Spanien, zur Eroberung von Mailand, oder zur Wiederherbeibringung von Navarra, unter der Führung des Admirals seinen Ehrgeiz und seine Phantasie; aber der innern Heftigkeit, die in ihm gepflegt war, konnte in dem

[1] Sigismondo di Cavalli 1574. Al re pareva bella cosa, aver chi el governasse e senza altro fastidio potere attendere ai suoi piaceri.

leidenschaftlichen Treiben der religiös-politischen Parteiung um ihn her auch eine andere Richtung gegeben werden; eben die Freunde und Genossen, in deren Umgang er sich gefiel, erschienen ihm dann als seine gefährlichsten Feinde. So ward es möglich, daß er sich, in unglückseliger Stunde, nach einigem Widerstreben doch zu jener That hinreißen ließ, die sein Andenken dem Haß und der Verwünschung der Jahrhunderte preisgegeben hat. Er selbst ist von den Nachwirkungen derselben nie frei geworden. Er fühlte durch, daß man ihn für einen Menschen von schlechtem Herzen hielt, in dem eine unbezähmbare Wildheit schlafe. Man wollte bemerken, daß er Niemand gerade anzusehen wage; bei seinen Audienzen schließe er die Augen; wenn er sie öffne, wende er den Blick nach oben, lasse ihn aber sogleich wieder sinken. Endlich vernahm man von ihm, daß er nun anfangen wolle, selbst zu regieren, König zu sein; aber schon war es zu spät. Aufregung zugleich und Depression der Seele, die Unruhe der immer um ihn her auftauchenden Verschwörungen, das Uebermaß fortdauernder Anstrengung eines ohnehin schwachen Körpers voll verdorbener Säfte, führten ihn zu einem frühen Tode (30. Mai 1574), ehe er noch das vierundzwanzigste Jahr vollendet hatte.[1] In der That war er nie aus dem Taumel der

[1] Daß die unter andern auch durch die Henriade in Umlauf gesetzten Vorstellungen übertrieben sind, sieht man aus den fast medicinischen Berichten des florentinischen Gesandten bei Alberi 416. Recht gut ist Sig. Cavalli: La morte del povero principe si causò per una pessima abitudine acquistata dal mal modo di vivere per la quale cascò ammalato da una estraordinaria ebulitione di sangue che tutta la massa era corotta e se bene parve, che da essa se ne levasse però da poi mai stette bene. Dazu sei dann die geistige Unruhe gekommen.

leidenschaftlichen Bewegung zu vollem Selbstbewußtsein erwacht, von seiner Mutter hatte er sich nie emancipirt. Wenige Stunden vor seinem Verscheiden, setzte er sie bis zur Rückkehr seines Bruders aus Polen zur Regentin ein; sein letztes Wort war: meine Mutter.

Und wohl hielt nun Catharina, in der wir keine Spur einer Regung des Gemüthes finden, welche ihre Thatkraft gelähmt hätte, die Ruhe des Landes im Allgemeinen aufrecht, aber es geschah nur dadurch, daß diejenigen, welche sie ernstlich hätten stören können, die beiden Prinzen, die beiden Marschälle sich in ihrem Gewahrsam befanden. Indeß war doch alles voll Gährung und neuer Manifestationen von Ungehorsam und bevorstehendem Abfall.

Was man an sich annehmen könnte, versichert der venetianische Gesandte ausdrücklich: alle verständige Männer, ohne Unterschied des Bekenntnisses, fand er über die Blutnacht entsetzt und beschämt; die absolute Gewalt, sagten sie, habe doch wenigstens Gerechtigkeit zur Bedingung, dieß sei aber eine Handlung gesetzloser Tyrannei: solle es in Frankreich dahin kommen, daß man sich nicht mehr ruhig in sein Bett legen könne aus Furcht über Nacht umgebracht zu werden? Nur der Königin, die aus dem tyrannischen Blute der Medici stamme, und ihren Italienern seien Dinge der Art möglich.[1] Man fand es nicht unglaublich, daß sie sich das Regiment der Türken zum Muster genommen habe.

Wenn aber durch die Combination der Personen und

[1] Micheli: attribuendolo alla regina come Italiana Fiorentina et di casa di Medici, di sangue, dicono essi tiranno, perciò odiosissima siccome per causa sua è in universale tutta la natione italiana con pericolo che un giorno non la faccia male.

Umstände der Idee der Gewalt, welche das usurpatorische Fürstenthum, das die italienischen Republiken unterwarf, in sich trug, auf eine große Monarchie Einfluß gewann, ganz im Widerspruch mit dem Begriffe, welcher dieser ursprünglich zu Grunde lag, mußten da nicht aus der Mitte der Verletzten entgegengesetzte Lehren hervorgehen? Schon einige Zeit daher hatten sie sich gezeigt. Dem Factionswesen, das unter Heinrich II. erschien, setzte schon damals La Boetie eine kleine Schrift entgegen, in der er die höchste Gewalt als die Herrschaft einer Faction betrachtet, die von einem Einzigen abhange, und die Frage aufwirft, warum sich nicht alle Anderen gegen diesen Einen verbinden. Man hatte das Büchlein bisher nur von Hand in Hand gegeben, jetzt ward es öffentlich bekannt. Aber die That der St. Barthelemy rief noch ganz andere Aeußerungen des eine Theorie zu seiner Rechtfertigung suchenden Widerwillens hervor; mit ihr im Gegensatz erschienen die Ideen der Volkssouveränetät in der Literatur; der Erste, der sie nicht aus dem Standpunkt der Religion, wie manche kirchliche Schriftsteller, besonders die Jesuiten, sondern aus politisch-historischen Gründen verfocht, war ein den Mordversuchen von 1572 mit Mühe entkommener, nach der Schweiz geflüchteter Franzose, Franz Hottmann. Er hatte die Geschichte der alten Franken studirt; die aristokratisch-militärische Gemeinde des Märzfeldes mit der Staatsgesellschaft verwechselnd, bestand er darauf, daß der König gewählt werden und die ganze Masse des Volkes bei dieser Wahl concurriren müsse: denn freie Menschen seien nicht dazu da, um sich der Herrschaft der Willkür zu unterwerfen, nicht wie eine Heerde von Vieh könne man sie führen. Dieselbe Ansicht beherrschte die Schrift des angeblichen „Junius Brutus gegen die Tyrannen." Nur

durch die Sanction des Volkes, sagt dieser, bestehe der König, die Wahl sei ein unveräußerliches Recht des Volkes: erst das Volk, dann der König; der König müsse dem Volke zu Rechte stehen. Sie wichen von den Ideen, auf welche die romanisch-germanischen Staaten gegründet sind, so weit ab, wie die Anhänger Macchiavells; nach den schrecklichen Erfahrungen der letzten Jahre konnten sie Beifall damit finden. Gedanken, die man sich bisher bloß in die Ohren geraunt hatte, predigte man jetzt von den Dächern.

Auch noch eine andere Folge aber hatten jene Ereignisse. Von dem allgemeinen Mißvergnügen befördert, erhob sich mitten im Lande eine neue Bildung der Opposition; der Gouverneur einer großen Provinz, und zwar nicht etwa ein protestantisch gesinnter, unternahm zugleich freiwillig und dahin gedrängt eine Meinung zu verfechten, welche mit nichten die der Regierung war.

Als im Jahr 1568 der so eben geschlossene Friede gebrochen und der Weg der Mäßigung wieder verlassen ward, bemerkte man eine neue Partei angesehener Leute, die aus Rücksichten des Staats auf demselben beharren wollten, und die Politiker genannt wurden. An ihrer Spitze standen die Söhne des Connetable, Marschall Franz von Montmorency und seine Brüder, katholisch wie ihr Vater, aber systematischere Gegner des Cardinals von Lothringen; denn mit der Faction hängt nun einmal alles zusammen, wie weit es auch darüber hinausreichen mag. Durch den Frieden von 1570 erlangten sie, wie berührt, einen Augenblick das Uebergewicht, die Maßregeln der Versöhnung waren ihr Werk; deßhalb wurden sie aber auch von dem plötzlichen Rückfall zur Gewaltsamkeit um so mehr betroffen; der Marschall soll dem Blutbad

nur durch einen Zufall entronnen sein. Eben an ihn schlossen sich dann im Lager vor Rochelle die Mißvergnügten; es ist kein Zweifel, daß er an den Bewegungen Antheil nahm, mit denen der Herzog von Alençon den Hof erfüllte. Ihn selbst hielt die Königin gefangen, sein Bruder, Heinrich von Montmorency, genannt Damville, Gouverneur von Languedoc, war ihr nicht minder verdächtig; sie wünschte ihn in ihre Hände zu bringen, oder wenigstens aus der Provinz zu entfernen: Damville behauptet mit großer Bestimmtheit, man habe ihn ermorden wollen.

An dem aber fand sie einen Mann, der sich nicht allein in Acht nahm, sondern auch zur Wehre setzte. Nicht gern ließ er die Abgeordneten der Königin in seine Nähe kommen: er hielt sich eine ihm persönlich ergebene Garde; man weiß viel von einem gezähmten Wolf zu erzählen, wie selten auch eine solche Zähmung vorkommt, der ihm eine wunderbare Anhänglichkeit gezeigt habe; in seinem Zimmer schlief der starke Mann, Capitän Aragon, der wohl auf der Brücke von Avignon ein stattliches Thier mit Einem Hieb in zwei Theile gespalten hatte. Der Uebertragung seines Gouvernements auf einen Andern, welche die Königin aussprach, begegnete Damville durch eine um so engere Verbindung mit seiner Provinz, und zwar mit den beiden Religionsparteien. Eben in Languedoc hatten sich die Hugenotten seit der Bluthochzeit eine besonders wohlgeordnete Organisation gegeben. Sie besaßen eine Menge von Schlössern und kleinen Städten; in jeder Landschaft, die sie beherrschten, stellten sie einen Obersten auf, der denen, welche man angreife, bewaffnete Hülfe leisten sollte. In Montauban war der Mittelpunkt für Hochlanguedoc und Guienne, in Nismes für Niederlanguedoc, Rovergue, die

Cevennen, Deputirte der verschiedenen Landschaften umgaben den militärischen Befehlshaber. Die Reformirten hatten auch hier nicht eigentlich die Menge für sich, aber viele Edelleute, etwa 200 allein in Languedoc, die meisten jungen Männer, welche einige Studien hatten, bessere Bürger, und Handwerker, deren Geist von der Last der Arbeit nicht unterdrückt wurde. Es schien nicht über allen Zweifel erhaben, ob sie sich mit Damville, der ihrer Confession nicht angehörte, vereinigen dürften, aber sie erkannten sein ganzes Verdienst, des ersten Mannes, sagten sie, der sich daran erinnere, was er Gott, der Krone und dem Gemeinwesen schuldig sei, und die wie von einem Schlaganfall betäubten Geister wieder erwecke. Und was konnte ihnen besseres als eine solche Hülfe begegnen. Ihre Verbindung mit den Prinzen von Geblüt hatte ihnen nach langem Kampf einen sichernden Frieden verschafft; die Verbindung mit dem Gouverneur einer großen Provinz sollte ihnen, da die Edicte zurückgenommen worden waren, deren Herstellung auswirken. Denn eben vor allen Dingen die Erneuerung der Pacificationsedicte verlangte Damville und die ganze politische Partei. Ein großer Theil des katholischen Adels, dem man schon längst vorgeworfen, daß er die Hugenotten, unter denen seine Verwandten seien, nicht ernstlich genug bekämpfe, schloß sich an den Gouverneur an. Wenn die Parlamente an den Grundsätzen der verfolgenden Religion festhielten, so war dieß eher ein Motiv für den Adel, der diese Rechtsgelehrten haßte, weil er von ihnen in seinen Herrenrechten beschränkt ward, und Unrecht zu leiden behauptete, sich den Hugenotten zu nähern. Im August 1574 kam es in Milhaud zu einer vorläufigen Abkunft, in welcher die Hugenotten sich bereit erklärten, Damville als Gouverneur in

Languedoc anzuerkennen, dieser dagegen sich anheischig machte, in keiner Stadt, wo die Reformirten Meister seien, den katholischen Gottesdienst einzuführen; ein Rath von Mitgliedern beider Confessionen sollte dem Gouverneur in der Verwaltung zur Seite stehen.[1]

So versuchte man in dieser Provinz die alten Edicte, welche die Regierung abgeschafft hatte, wieder herzustellen, und beiden Parteien möglich zu machen, neben einander zu leben. Die Eigenmacht, mit der das geschah, entschuldigte man damit, daß eine aus Fremden bestehende Faction die höchste Gewalt in Besitz genommen habe, das Reich, den Adel, die Prinzen von Geblüt und mit ihnen alle Bildung und gute Sitte zu vernichten suche; man hoffte, wenn der neue König ankomme, und die Lage der Dinge kennen lerne, werde er alles bestätigen.

Das ließ sich mit einigem Grund erwarten, da Heinrich III., der sein polnisches Reich, ohne darauf Verzicht zu leisten, doch mit einer Ungeduld, die wie eine Flucht aussah, verlassen hatte und jetzt zurückkam, auf seiner Reise von Venedig her Damville einlud, mit ihm die Mittel zur Pacification zu besprechen. In Piemont traf der Marschall mit dem König zusammen, der ihn dann seiner Absicht den Frieden herzustellen versicherte, und ihm die Weisung gab, nach Languedoc zurückzukehren und das Weitere zu erwarten.[2] Als Damville in Beaucaire anlangte, ließ er die Glocken läuten, und verkündigte der versammelten Bürgerschaft, der Wille des

[1] Vaissette, Histoire du Languedoc V, 322.

[2] So erzählt Damville in seinem Manifest, Nov. 1574 bei Le Laboureur II, 135; er sagt nichts von den Nachstellungen, denen er ausgesetzt gewesen sein soll.

Königs sei, daß beide Parteien friedlich mit einander leben sollten.

Wenn schon ein Privatmann, der sein Vaterland liebt, entfernt von demselben, und weniger beherrscht von momentanen Eindrücken, sich im Großen und Ganzen zu durchdenken sucht, was demselben fromme, wie unendlich viel mehr ist das von einem Fürsten zu erwarten, welcher zur Regierung desselben herbeieilt. Heinrich III. scheint auf seiner Reise Gedanken gehegt zu haben, von denen er später bedauert, daß man sie nicht ausgeführt habe. Er meint, gleich bei seiner Ankunft hätte eine allgemeine Ständeversammlung berufen werden müssen, um mit beiden Theilen festzusetzen, was für das Ganze diene; Ordonnanzen, auf den Grund ständischer Beschlüsse erlassen, würden Gehorsam gefunden haben oder man hätte das unbezweifelte Recht gehabt, denselben erzwingen zu können. In der nämlichen Versammlung, fährt er fort, hätte man an die Schuldentilgung gehen und die Ausgaben, wie für den Hof, so für alles andere festsetzen, alsdann den Nachbarn erklären sollen, daß der neue Fürst mit ihnen Freundschaft halten wolle, aber feste Verträge und klare Verhältnisse verlange: eine Feststellung der religiösen, finanziellen und auswärtigen Angelegenheiten würde eine glückliche und kräftige Regierung möglich gemacht haben.[1]

Es erhellt nicht, ob über Ideen dieser Art förmlich Rath gepflogen worden ist; an und für sich konnten die dem König

[1] Schreiben an Villeroy, bei Groen van Prinsterer Suppl. 232. Il falloit moy venu à la couronne, faire une assemblée d'états et résolvant tant avec les uns qu'avec les autres ce qui pouvoit réunir le tout, faire le jurer et le signer par tous les principaux et les compagnyes.

von seiner Mutter entgegengeschickten Mitglieder des Conseils nicht dafür sein. In deren Sinne lag es nicht, ein neues Regiment anzufangen, sondern das alte, wie es war, fortzusetzen. Catharina bestand darauf, der letzte Wille Carls IX. sei, daß die bestraft werden sollten, die sich zuletzt gegen ihn erhoben, dahin allein gehe sein Auftrag an den Nachfolger. Zur Seite stand ihr wieder der Cardinal von Lothringen, der seine ganze Ueberredungsgabe aufbot, um jede Abweichung von dem strengen System zu verhindern.[1] Die Verhandlungen endigten damit, daß Heinrich III. das politische Erbe seines Bruders annahm, und sogar noch einen Schritt weiter zurückthat. Er verkündigte, daß er die Freiheit des Gewissens anerkenne, aber keine Religionsübung, die von der katholischen abweiche, dulden wolle; nur denen versprach er Frieden, welche die Waffen niederlegen und sich ihm unterwerfen würden.

Erneuerte er aber die Politik Carls IX., so mußten sich auch alle alten Feindseligkeiten gegen ihn erheben.

Montmorency, in Lyon vor Gericht gezogen und zugleich im obern und niedern Languedoc und von der Provence her angegriffen, trat nun in definitiven Bund mit den Hugenotten des gesammten Südens und Westens. Sie erkannten ihn als ihr Oberhaupt an, er nahm ihre Führer in den Rath auf, an dessen Gutachten er in Sachen der Justiz, Polizei und Finanzen gebunden sein wollte. Regelmäßige Provinzial- und Generalversammlungen wurden angeordnet, zu gemeinsamer Bewaffnung auf den Grund gegenseitiger Duldung; in den Orten gemischten Bekenntnisses sollten die einen

[1] Wir lernen diese Thatsache aus der Rede, die Heinrich IV. am 3. November 1599 an die Deputirten des Parlaments von Guienne hielt. Lettres missives IV, 183.

und die andern die Hände zu Gott erheben, und geloben, Frieden zu beobachten. Der Name Montmorency rief den Adel des Reichs zur Theilnahme auf; in nicht geringer Anzahl gesellte sich derselbe den Waffen und den Tendenzen Damville's bei. Merkwürdig bleibt besonders der Graf von Ventadour, welcher noch einmal die Berufung eines Nationalconcils forderte, um endlich die Zweifel über die Religion zu heben; bis zu dessen Entscheidung müsse sich ein jeder zu der einen von beiden Confessionen halten.[1] Mit den religiösen verband man aber auch politische Forderungen: man drang auf Abschaffung des Verkaufs der Aemter, Berufung der allgemeinen Stände, Zurückführung der Steuern auf das Maß der Zeiten Franz I. Die Provinzialstände von Dauphiné, Provence und Burgund erhoben laut ihre Stimme für diese und ähnliche Zugeständnisse.

Der Angriff auf Languedoc, zu welchem hierüber die königlichen Truppen schritten, hatte nicht viel zu bedeuten. Damville sagte, es werde ihm leichter, sie abzuwehren, als seine Bundesgenossen auf dem Wege der Gesetzlichkeit zu halten. Denn auf dem glaubte er sich noch immer zu befinden, da auch der neue König von jener Faction von Fremden beherrscht sei, welche er schon immer als eine dem Reiche feindliche bezeichnet habe.

Einen nicht geringen Zuwachs an Ansehen verschaffte es der Partei, daß der Herzog von Alençon endlich Gelegenheit fand, den Hof zu verlassen und sich ihr anzuschließen: alle ihre Klagen und Beschwerden machte er zu den seinigen. Wenn der Name der Hugenotten dabei ein wenig in den

[1] Serranus Commentarii, die überhaupt für diese Zeit leicht das Beste enthalten möchten, haben V, 186 die ausführlichste Erwähnung dieser Entwürfe. Auch bei Thuanus findet sich ein Auszug L. XII, 170.

Hintergrund trat — man sprach nicht mehr von einem Religionskrieg, sondern von einem Krieg zum öffentlichen Wohl, wie zu den Zeiten Ludwigs XI.[1] — so blieb doch das religiöse Element noch immer sehr wirksam. Bald nach Alençon riß sich auch der junge Heinrich von Navarra vom Hofe los; er hielt für gut, unverzüglich wieder zum reformirten Bekenntniß zurückzutreten. Was die Parteien vereinigte, war namentlich die Zusage der Politiker, für die Herstellung des Edictes vom Januar zu wirken, worauf eben alle Wünsche der Reformirten gerichtet waren.

Zu einer Entscheidung konnte sie es jedoch ohne eine Theilnahme der benachbarten religionsverwandten Völker und Stämme nicht bringen.

Auch dießmal gab England Geld, Deutschland Männer. Diese vereinigten sich um den jungen Condé, der sich bei den ersten Maßregeln gegen Alençon und Navarra aus der Picardie nach Deutschland geflüchtet hatte. Es war wieder Johann Casimir von der Pfalz, der die Schaaren zusammenbrachte und im December 1575 an die französische Gränze führte. Ohne ihre besondere Absicht waren damals auch die Deutschen nicht; was sie im Sinne trugen, hätte zu einem großartigen Gewinn für Deutschland führen können. Johann Casimir ließ sich von den Oberhäuptern der Hugenotten versprechen, daß er zum Administrator der Bisthümer Metz, Toul und Verdun ernannt werden sollte, wodurch diese Städte und Länder mit Deutschland wieder in unmittelbare Verbindung gekommen wären.[2]

[1] Giovanni Micheli 1576: non considerandosi per capo principale il fatto della religione, si è trasferito e mutato il nome d'Vgonotti in quello di malcontenti.

[2] Languet Epistolae arcanae I, 186.

Aus Franzosen und Deutschen bildete sich nach und nach eine bedeutende Macht; im März 1576 musterte Alençon 30,000 Mann, die ihn aufforderten, sie nun geradezu nach Paris zu führen, um die Greuelthaten der Bartholomäusnacht an den Mördern zu rächen.

Heinrich war nicht ganz ungerüstet, auch er hatte deutsche Reiter und Schweizer außer den Franzosen, die sich um ihn sammelten. Später hat er gemeint, das Beste würde gewesen sein, seinem Bruder muthig entgegenzugehen. Das war aber nicht die Art seiner Mutter und seiner Minister; da die Regierung sich noch als den schwächeren Theil fühlte, begann sie zu unterhandeln.

Vor allem kam es darauf an, Alençon zufrieden zu stellen, es ward ihm eine Ausstattung gewährt, welche mit der königlichen Autorität beinahe unverträglich war: auch für Condé ward gesorgt; dann ward, und wie man behauptet, durch den Einfluß der Schweizer auf seinen Vater, auch Johann Casimir von jenen Forderungen abzustehen vermocht; der König übernahm, seine Truppen wegen ihres Soldes zu befriedigen. Der Pfalzgraf begab sich hierauf auf den Rückweg.

Die Erörterung der politischen Beschwerden ward auf den Reichstag verschoben, welcher noch in demselben Jahr stattfinden sollte: die religiösen Angelegenheiten empfingen sogleich ihre Erledigung. Nicht eigentlich das Edict vom Januar wurde den Protestanten zugestanden; von Paris und den nächsten Umkreis auf zwei Lieues blieben sie ausgeschlossen; aber übrigens wurde ihnen freie Religionsübung im ganzen Reiche bewilligt, Berechtigung zu allen Aemtern, für ihre Rechtsstreitigkeiten eine aus beiden Bekenntnissen zusammengesetzte Appellationsinstanz in den Parlamenten. Eigene feste Plätze

in Guienne, Auvergne, Languedoc, wurden ihnen zu ihrer Sicherheit eingeräumt.[1]

Die Politiker hegten hierauf die kühnsten Erwartungen; Marschall Damville brachte aufs neue ein Nationalconcilium in Vorschlag, zu welchem auch die Protestanten ihre Deputirten schicken sollten, um „durch eine wirkliche Reformation des Clerus den göttlichen Zorn zu besänftigen.“ Am Hofe und in den Provinzen durch mächtige Persönlichkeiten repräsentirt, glaubten sie, nachdem diese Entscheidung von ihnen ausgegangen war, fortan den vorherrschenden Einfluß ausüben zu sollen. Und gewiß hatte ihr Auftreten eine große und weite Wirkung hervorgebracht; sie waren stark, aber auch ihre Gegner hatten Kräfte; die Elemente, welche sie überwältigt zu haben meinten, setzten ihnen noch einmal den nachdrücklichsten Widerstand entgegen.

Vor allem dem König war das Geschehene unerträglich. Es beleidigte sein Selbstgefühl, daß ihm durch siegreiche Erhebung seiner Vasallen und fremde Hülfstruppen ein Gesetz gleichsam auferlegt worden war, das er in seinem Herzen, denn bei allem äußerlichen Schwanken war er durch und durch katholisch, mißbilligte. Aber auch in dem Lande erweckten die Interessen der Corporationen oder der Provinzen und hauptsächlich die fortschreitende katholische Restauration, die Einwirkung der jesuitischen Predigt und Lehre einen Geist des Eifers, der von keiner Versöhnung wissen wollte. Die Parlamente hatten keine Neigung, die Reformirten in die ihnen bewilligten Kammern, in ihre Mitte aufzunehmen. In den großen Städten wollte man von dem Gottesdienst der Hugenotten nichts hören,

[1] Paix, genannt de Monsieur. Mai 1576. Bei Popelinière II, 399.

man empfing sie, wo sie sich zu demselben versammeln wollten, mit Hohngeschrei, mit Flintenschüssen. Wenn ein Artikel des Friedens dem Prinzen von Condé die Stadt Peronne als besondern Sicherheitsplatz bewilligte, so erweckte das in den dortigen Bürgern und dem benachbarten Adel den lebhaftesten Widerspruch. Sehr möglich, daß man auch von den Niederlanden her alles that, um es zu verhindern; Peronne hätte leicht zu einem Ausgangspunkte fortwährender Angriffe für die Hugenotten dienen können. Und doch ein anderes höheres Motiv könnte man angeben. Wenn der Geist provincieller Absonderung unter einem mächtigen Oberhaupt in Languedoc den Protestanten zu Statten gekommen war, so erhob sich derselbe jetzt in der Picardie zu Gunsten der Katholiken. Der Gouverneur Humieres, durch einen Rechtsstreit, der zwischen ihm und den Montmorencys schwebte, besonders angetrieben, sie entfernt zu halten, vereinigte Adel, Geistlichkeit und Bürger zu einer Association gegen die Zulassung der Reformirten. Den nächsten Vorwand mag die Besorgniß gegeben haben, daß die noch nicht völlig befriedigten deutschen Reiter umkehren und Condé mit Gewalt einsetzen möchten: aber die Tendenz ging zugleich auf die strenge Aufrechterhaltung des alten kirchlichen Systems. Der Geist der katholischen Association, der schon ein paarmal, 1564, 1568, sich geregt hatte, erhob sich überall von neuem.

Wie gingen in Frankreich von jeher die Wogen der Meinung so gewaltig und hoch. Von Moment zu Moment fluthen sie in entgegengesetzten Strömungen. Der allgemeine Zug der Geister nach der Reform war jetzt nicht mehr; aus dem Gegensatz gegen die Blutnacht war eine Richtung auf eine gemäßigte, versöhnende Politik hervorgegangen, eben deren Erfolge

riefen aber das Selbstgefühl des katholischen Elementes auf, das nun auf einmal den Boden wieder einnahm. Die, welche so eben die Oberhand behauptet hatten, sahen sich plötzlich wieder gefährdet.

Man erkannte die ganze Veränderung der Stimmung bei den Wahlen zu der Ständeversammlung, die sofort angeordnet wurde. Die Reformirten wurden so gut wie ausgeschlossen, die Mehrheit der Stimmberechtigten war allenthalben gegen sie.

Wenn man fragt, welches Verhältniß die Regierung zu der reactionären Bewegung hatte, so ist kein Zweifel, daß sie dieselbe billigte. Mit allen Mitteln, die ihr damals zu Gebote standen, beförderte sie Wahlen der Katholiken: obgleich jene Associationen in ihren Stiftungsurkunden sich zuweilen auf eine sehr verfängliche Weise ausgedrückt hatten, so findet sich doch nicht, daß der König an denselben Anstoß genommen hätte; er wünschte vielmehr, daß sie allenthalben und mit demselben Eifer wie in der Picardie geschlossen würden, auf sein Geheiß breitete man sie aus.

Er hat nicht verhehlt, daß es ihm bei den Unterhandlungen von 1576 nur darauf ankam, seinen Bruder von den Verbündeten zu trennen, ihre Truppen zu entfernen; das ihm aufgezwungene Edict zu beobachten, sei niemals sein Sinn gewesen. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, welche ihm die umgewandelte Stimmung der Nation darzubieten schien, sich von demselben los zu machen.

Am 6. December 1576 wurde die Versammlung der Stände in Blois eröffnet, doch war das nun nicht eine solche, wie sie Protestanten und Mißvergnügte gewünscht und gehofft, nicht einmal eine solche, wie sie der König ursprünglich im Sinne gehabt hatte, wo in freier Uebereinkunft mit den

verschiedenen Parteien eine haltbare und allgemein genügende Ordnung hätte aufgestellt werden können; hier war nur eine Partei vertreten, und der König suchte diese noch weiter vorwärts zu treiben, als sie zu gehen beabsichtigte.

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie sich der Hof bemühte, eine ständische Erklärung im entschiedensten Sinne zu Ungunsten der Reformirten hervorzurufen. Selbst die Führer der Geistlichkeit und des Adels waren Anfangs nicht eigentlich gesonnen, auf die Ausschließung derselben aus dem Reiche anzutragen. Königin Catharina mußte bei den einen und den andern ihren Einfluß dafür verwenden; die hierauf bezügliche Stelle in der Rede des Sprechers der Adelscurie hat sie selbst verfaßt, der König hat sie verbessert. Im dritten Stand hat es der ausdrücklichen Erklärung bedurft, daß der König es wünsche, aber selbst dann ist der Beschluß derselben nicht so entschieden gewesen, wie ihn der Sprecher Versoris auszudrücken sich erlaubte.

So kam es noch im Laufe des Decembers zu einer Aufforderung der Stände an den König, daß er nur Eine Religion im Reiche dulden möge. Heinrich III. erklärte sich damit vollkommen einverstanden, denn er habe es bei seiner Krönung geschworen und gegen diesen seinen ersten Eid verpflichte ihn kein anderer.[1]

Ein allgemeiner Krieg gegen die Hugenotten schien hierauf

[1] In dem Journal von Nevers, das vom December 1576 bis in den März 1577 reicht, haben wir über die Berathungen des Hofes, und das Schwanken seiner Absichten eine authentische Mittheilung. Ein Auszug davon ist in den **Mémoires de Nevers I, 166**, wiederholt im 13. Band von Mayer S. 97; vollständiger findet sich das Tagebuch in dem 3. Band des Journals von Estoile 1744. Ich halte mich ganz daran.

unvermeidlich, zumal da sie sofort aufgeschreckt sich schon selber wieder im Felde zeigten. Am Hofe überlegte man sehr ernstlich, in welches Verhältniß man die besoldeten Truppen zu den durch die Provinzialassociationen unter die Waffen gerufenen Edelleuten setzen, wie man die festen Plätze der Hugenotten angreifen und zugleich im offenen Felde gegen sie vordringen könne. Man trat mit deutschen Rittmeistern in Verbindung, um abermals ein Heer von Reitern in Dienst zu nehmen.

Aber auch dieß zeigte sich bald nicht ausführbar. Wie hätten die französischen Stände nach allen den Erfahrungen, die man über die Widerstandsfähigkeit der Hugenotten gemacht hatte, sich zu einem Vertilgungskrieg wider dieselben entschließen sollen? Sollten sie, nachdem so oft und laut über das Anwachsen der Schulden, die Noth und Armuth des Volkes, die Verwirrung der Finanzen geklagt worden war, die dazu erforderlichen neuen Bewilligungen machen? Es zeigte sich bald, daß ihr Eifer so weit nicht reichte.

Der erste Vorschlag, der ihnen gemacht wurde, ging auf eine Verwandlung der indirecten Steuern in eine directe, die nach der Zahl der Feuerstellen im Reiche erhoben worden sollte: man berechnete diese auf drei Millionen und hoffte davon funfzehn Millionen Livres zu ziehen. Allein wie hätte ein so wenig gereifter, ungefährer, weit aussehender Entwurf, durch dessen Ausführung alles noch mehr als bisher in die Hände der als räuberisch angesehenen, zum Theil fremden Finanzbeamten gerathen wäre, sich Beifall versprechen können? Er ward ohne weiteres abgelehnt. Auch eine mäßigere Forderung, die auf außerordentliche Bewilligung von zwei Millionen lautete, ward von den Deputirten des dritten Standes zurückgewiesen; denn in ihrer Instruction sei nur davon die Rede, daß der König von

seinen Schulden frei gemacht, nicht davon, daß eine andere neue Last übernommen werden solle. Endlich trug der Hof auf einen Verkauf von Domänen an, den man ihm, so meinte er, nicht werde abschlagen können. Damit aber erweckte er nicht allein eine vorübergehende, sondern fast eine systematische Opposition. Der Deputirte von Vermandois, der gelehrte Johann Bodin, trat mit der Behauptung auf, dem Fürsten sei nur der Gebrauch des öffentlichen Landes überlassen, das Eigenthum desselben gehöre dem Volke. In den Provinzialversammlungen, aber auch nur in diesen würde allerdings eine Domänenveräußerung beschlossen werden können, doch sei das nicht anzurathen, denn der dritte Stand würde den dadurch entstehenden Ausfall später auf eine andere Weise zu decken haben.

Auch in den andern Ständen kamen Ansichten von ausnehmender Tragweite vor. Man hat den Gedanken geäußert, daß nur das, was in den Ständen streitig geblieben, einer neuen Besprechung mit dem königlichen Rath unterworfen werden, alles aber, worüber sie sich vereinigen würden, unmittelbar Gesetzeskraft erlangen sollte.[1] Man wollte ferner die ständischen Beschwerden nicht mehr der Entscheidung des königlichen Conseils allein anheimgeben, sondern eine Deputation ernennen, die mit demselben darüber berathen und beschließen sollte; man dachte daran, die Zahl der Mitglieder des Conseils festzusetzen und die ungeeignet Scheinenden zu entfernen.

[1] Recueil de tout ce, qui s'est negocié en la compagnie du tiers état pris des Mémoires de M. Bodin. Bei Mayer 13, 299. Bodin ist in seinem politischen Werke auch über die Domänen ausführlich, jedoch drückt er sich da nicht so republikanisch aus, obwohl er am Grundsatz festhält. De republica VI, 1002. Eine aliénation perpétuelle war durch ein Edict Carls IX, Februar 1566, zu Moulins besonders verboten.

So geriethen die Stände, anstatt sich dem König in seinen kriegerischen Absichten unbedingt beizugesellen, in Streitigkeiten über die Verfassung mit ihm, auf die er einzugehen vermied, deren Bedeutung ihm aber vollkommen einleuchtete.

Auch im Conseil selbst erhob man Einwürfe gegen das Vorhaben. Bellievre machte auf die unheilvollen Wirkungen aufmerksam, welche die Behauptung, daß der König durch seinen Krönungseid von Verpflichtungen, die er in aller Form übernommen habe, im voraus frei gesprochen sei, auf die auswärtigen Verhältnisse ausüben müsse.

Schon war alles wieder zweifelhaft, als am 28. Februar 1577 eine feierliche Berathung über die einzuschlagende Politik in dem versammelten Conseil eröffnet ward. Die geistlichen Mitglieder desselben, die Cardinäle, forderten nach wie vor die Herstellung der Einheit der Religion, denn man müsse sich trotz aller Schwierigkeiten auf Gott verlassen. Ihnen schlossen sich die Herzoge von Guise, Nevers und Mayenne an. Nevers noch in dem vollsten katholischen Eifer empfahl den Krieg wie einen Kreuzzug: die Kosten dazu meinte er durch Darbringungen vor dem Hochwürdigsten, nicht für den König, sondern für Gott zu gewinnen. Dagegen aber erklärten sich andere, die für nicht minder gute Katholiken gehalten sein wollten, die tapfern Marschälle Biron und Cossé, mit besonderem Nachdruck der Herzog von Montpensier, der auf einer Reise zum König von Navarra sich die Ueberzeugung verschafft hatte, daß auch von der hugenottischen Seite her einige Nachgiebigkeit zu erwarten sei. Man war gespannt, wie nun die Königin Mutter, die in allen Dingen noch immer das Meiste vermochte, sich aussprechen würde; leicht beweglich wie sie war, und in ihrer jedesmaligen Richtung entschieden, trat

sie zu den Gemäßigten über. Sie sagte, man könne kaum leben, woher wolle man die Mittel zu einem Kriege nehmen, wie dieser werden müsse? Würde dabei das Reich zu Grunde gehen, so würde auch die Religion verloren sein, mit jenem dagegen werde sich diese erhalten. Für Andere möge es, bei dem Ruin des Staates, ein Trost sein, daß sie die Religion aufrecht zu erhalten glauben; zu denen gehöre sie nicht: sie rathe dem König, vor allem sein Reich und seine Person zu erhalten: eines Tages werde die göttliche Macht die beiden Religionen vielleicht wieder vereinigen.[1]

In diesem Sinne schloß hierauf der König. Denn es müsse, sagte er, auch erlaubt sein, unter veränderten Umständen seine Meinung zu ändern.

Berathungen und Beschlüsse von einer unermeßlichen Wichtigkeit. Die Protestanten hatten die Versammlung der Stände gefordert, in der Hoffnung, bei denselben Zustimmung zu finden und eine durchgreifende Reform im Sinne der Beschlüsse von 1560, 1561 ins Werk gesetzt zu sehen; der König hatte dagegen die Stände in der Absicht berufen, mit ihnen den Krieg gegen Politiker und Hugenotten zu erneuern. Die Stände traten keinem von beiden Theilen bei. Sie waren katholisch, sie verriethen nicht die mindeste Sympathie mit den Hugenotten, aber so groß war ihre Hingebung an die Krone mit nichten, daß sie ihr die Mittel zu einem neuen Kriegsunternehmen hätten gewähren mögen.

[1] Thuanus Lib. LXIII, p. 180. »quod concordibus ordinum suffragiis decerneretur, id ratum esset: in quo dissiderent, id a rege e reginae parentis regii sanguinis principum et Franciae parium et XII ordinum delegatorum sententia decideretur.«

Dahin führte das Hin- und Wiederwogen der entgegengesetzten Kräfte überhaupt nicht, daß die eine oder die andere Partei auf vollkommenen Sieg hätte hoffen können. Die Krone mußte auf den Weg zurückkehren, den sie von Anfang an eingeschlagen hatte, die eine Partei neben der andern zu dulden. Es zeigte sich unmöglich, die alten Gesetze der katholischen Kirche an den Neugläubigen zu vollstrecken; das einzig Erreichbare schien noch, die ihnen gemachten Zugeständnisse auf ein solches Maß zu bringen, daß der Katholicismus dadurch nicht etwa gefährdet würde.

Indessen war der Krieg schon allenthalben ausgebrochen und mußte zu Ende geführt werden. Freiwillige Dienstleistungen des Adels, Beiträge der Geistlichkeit, Bewilligungen des Papstes setzten den König in Stand, einen Feldzug zu beginnen. Als er die Stände über ihre geringe Theilnahme ziemlich ungnädig entließ, sagte er ihnen, er wolle nicht Böses mit Bösem vergelten, er wolle sie allerdings gegen die Hugenotten vertheidigen, aber eine neue Verwüstung des Reiches könne er dabei nicht veranlassen, sein Sinn sei nur auf einen dauerhaften Frieden gerichtet.

Der Krieg des Jahres 1577 ist einer der wenigen Kriege, bei denen man ein bestimmtes, nahes Ziel verfolgt, und sich dann begnügt hat, dieß zu erreichen. Zwei königliche Armeen erschienen im Feld, die eine unter dem Bruder des Königs, dem der Herzog von Guise zur Seite stand, die andere unter dem Herzog von Mayenne; jene eroberten zwei der vornehmsten Festungen der Protestanten, La Charité und Issoire, dieser drang siegreich in Poitou vor, entsetzte einige bedrohte Plätze, eroberte andere und pflanzte einmal seine Kanonen eine Viertelstunde weit von Rochelle auf; auch die Flotte von Rochelle erlitt einen Verlust.

Indem man aber eine rasche Verfolgung dieser Vortheile erwartete, hielt König Heinrich III. plötzlich inne. Das Gerücht von einem großen antikatholischen Bunde, der gegen ihn geschlossen sei und von dem Anzug eines neuen deutschen Heeres reichte hin, seine friedlichen Entschlüsse zur Reife zu bringen. Königin Catharina übernahm sie bei dem Papst zu entschuldigen.[1]

Dem entsprach die Gesinnung der andern Partei. Damville faßte im ersten Feuer den Plan, die türkische Flotte nach Aiguesmortes zu berufen, was dann die Spanier, den Papst und den französischen Hof auf friedliche Gedanken bringen werde, aber schon wußten die Protestanten, daß der König nicht darauf denke, sie zu verderben, und wollten zu so verzweifelten Maßregeln ihre Zustimmung nicht geben. Damville näherte sich hierauf wieder dem Hofe, in allen seinen Briefen drückte er Friedensliebe aus.

Heinrich III. hielt sich damals in Poitiers auf, die Unterhandlungen fanden meist zu Bergerac zwischen dem König von Navarra und dem Herzog von Montpensier statt. Gleich bei der Eröffnung derselben erklärte Heinrich von Navarra recht feierlich, in dem letzten Edicte seien allerdings einige Punkte enthalten, die man nicht werde ausführen können, die man streichen müsse.[2] Er versprach bei der Versammlung der Kirchen daran zu sein, daß sie alles fallen lasse, was die Ruhe von Frankreich stören könne.

Bei dem beiderseitigen Ernst vereinigte man sich auch bald zu dem Vertrag, der von Poitiers oder Bergerac den Namen führt, und fast der wichtigste aller dieser Verträge ist.

[1] Das Hauptedict von Poitiers; die besondern anfangs geheim gehaltenen Artikel sind zu Bergerac 17. Sept. 1577 datirt.

[2] Discours adressé au duc de Montpensier bei Berger I, 147.

Vornehmlich wollte man der Besorgniß, daß der Protestantismus das ganze Reich überfluthe, welche zu den letzten Unruhen den vornehmsten Anlaß gegeben hatte, ein Ende machen. Die Religionsübung ward den Orten zugestanden, wo sie gerade damals am Tage des Abschlusses stattfinde, dem hohen Adel in seinen Häusern sollte sie unbenommen, aber übrigens auf Einen Platz in jedem Amtsbezirk eingeschränkt und von der Hauptstadt auf zehn Lieues ausgeschlossen sein. Die Hugenotten willigten ein, daß die gemischten Kammern nur in den vier südlichen Parlamenten eingerichtet wurden, darüber jedoch hielten sie, daß sie zu allen Aemtern fähig blieben.[1] Der König gewann es über sich, wegen der am Bartholomäustage 1572 vorgefallenen Excesse sein Mißfallen auszusprechen; alle Gouverneurs und Beamten sollten in die Stellen zurückkehren, die sie vorher bekleidet hatten. Er erkannte den König von Navarra und den Prinzen von Condé als seine getreuen Unterthanen an. Dem letztern wurde sein Anspruch auf die Picardie vorbehalten, statt Peronne behielt er die viel bedeutendere Stadt Jean d'Angely zu seiner Sicherheit. Indem alle andern Plätze zurückgegeben werden sollten, wurde noch den Hugenotten gestattet, deren zwei in Languedoc, zwei in Provence, zwei in Dauphiné und drei in Guienne mit ihren Glaubensgenossen zu besetzen; der König machte sich anheischig, die Kosten dieser Besatzungen zu tragen.

Die Zugeständnisse, die den Hugenotten gemacht wurden, sollten ihnen eine gesicherte Existenz verschaffen; die Beschränkungen, welche sie erfuhren, die Besorgnisse der Katholischen heben; Niemand war glücklicher über die Abkunft als der

[1] Maffei Gregorio XIII, I, 295.

König. Er nannte den Frieden seinen, des Königs Frieden, und sagte, es sei so gut als habe er die Artikel mit eigener Hand geschrieben; er hatte den Gedanken, der Stadt Poitiers den Namen Friedensstadt beizulegen.

Der Friede ist, wie das Resultat aller frühern, so die Grundlage der späteren Verhältnisse und Zustände. Er enthält nicht eine ideale, sondern nur eine factische Lösung der großen obschwebenden Fragen. Er bezeichnet den Punkt, wohin das Gewicht und die Energie der gegen einander in Kampf geführten Kräfte die Dinge geführt hatten.

Bei der Ausführung ist man noch auf einige Schwierigkeiten gestoßen, oder neue Hindernisse haben sich ihr entgegengesetzt; es ist sogar in Guienne noch einmal zu einer kecken und einseitigen Waffenerhebung gekommen; neue Verabredungen haben getroffen werden müssen, zu Nérac im Februar 1579, zu Fleix im November 1580; aber bei dem in Poitiers Verabredeten ist man auch dann stehen geblieben; Frankreich schien sich dabei beruhigen zu wollen; und vielleicht würde es sich in der That dabei beruhigt haben, hätte es nicht eine Macht neben sich gehabt, die eine Abkunft solcher Art nicht dulden wollte, sondern es sich zum Geschäft machte, sofort die Stoffe einer entgegengesetzten Bewegung zu neuen Stürmen um sich her zu versammeln.

Fünftes Buch.

Heinrich III. und die Ligue.

Wie im Alterthum Athen nicht zu denken wäre ohne Sparta, Rom ohne Carthago, so ließe sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Frankreich ohne den Gegensatz der spanischen Monarchie nicht denken noch verstehen.

Was war es, worüber Franz I. und Carl V. in ihrer Zeit kämpften? Der Kaiser suchte das allgemeine Uebergewicht, das mit dem Begriffe seiner Würde verbunden war, geltend zu machen, Franz I. hielt die französische Idee, die Idee von Frankreich aufrecht.

Ein gefahrdrohendes Kaiserthum gab es jetzt nicht mehr. Aber der Sohn und Erbe des Kaisers, durch den Besitz ausgebreiteter Landschaften und des indischen Goldes mächtig, erneuerte den Anspruch auf eine vorwaltende Autorität in der Welt; indem er als Vorkämpfer des angefochtenen alten Glaubens auftrat, fand er in den Anhängern desselben eine Beistimmung, die ihm die Stellung und Macht eines allgemeinen Parteihauptes über ganz Europa verschaffte.

Der Gedanke Coligny's war gewesen, die Kraft der protestantischen Antriebe und Verbindungen mit dem französischen Interesse zu vereinigen, Frankreich an die Spitze der antispanischen Mächte zu stellen; er war darüber umgekommen. Aber die Regierung, die seiner Richtung nicht folgen

wollte, fühlte doch auch keine Neigung, sich dem spanischen Systeme anzuschließen; sie hätte dabei ihre Unabhängigkeit zu verlieren gefürchtet; wir sahen, welchen Antrieb diese Besorgniß zu den Pacificationen gab, die doch zuletzt den Platz behielten. Nach langen zweifelhaften, immer wieder auftauchenden, und immer wieder erstickten Kämpfen hatte die reformirte Meinung eine feste Stellung gewonnen, die sich täglich mehr befestigte. Die Anerkennung derselben, wiewohl der Regierung abgezwungen, gehörte, das Land im Ganzen angesehen und der Thatsache nach, zur Idee der politischen Selbständigkeit von Frankreich.

An sich durfte man nicht erwarten, daß sich der König von Spanien mit einem Zustand wie dieser befreunden oder nur vertragen würde. Aber dazu kam, daß der niederländische Krieg fortdauerte, der nicht verfehlen konnte, von Zeit zu Zeit die frühere Theilnahme der Hugenotten wieder zu erwecken oder den alten Ehrgeiz in der französischen Regierung aufzuregen. Philipp II. sorgte nur für sich selbst, wenn er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel ergriff, um den ihm widerwärtigen Tendenzen in Frankreich die ihm befreundeten strengkatholischen entgegenzustellen.

Die Ligue ist mehr als man glaubt ein Werk von Spanien und Philipp II.: sie bildet ein Moment und zwar das entscheidende in dem Gegensatz der beiden Monarchien. In dem innern Frankreich selbst, das trotz der Pacification durch den Fortgang der allgemeinen Gegensätze und die alten Leidenschaften in steter Aufregung erhalten wurde, fand Philipp seine besten Waffengefährten. Der damalige König von Frankreich vermochte auf die Länge nicht, seine Unterthanen zusammen zu halten.

Heinrich III. und seine Regierung in den Friedensjahren.

Heinrich von Valois hatte als Prinz eine hohe militärische Stellung eingenommen, und sich, mit größerem oder geringerem Verdienst kriegerischen Ruf erworben; aber wie erstaunten schon die Polen, bei denen dieser Ruf zu seiner Wahl beigetragen hatte, als er bei ihnen anlangte. Sie erwarteten eine stolze Gestalt, rauhe Sitten, Gespräche von Krieg und Waffen; statt dessen stellte sich ihnen ein junger Mann von zartem Körperbau dar, der Edelsteingehänge in den Ohren trug, und sich nach den Vergnügungen der französischen Gesellschaften zurücksehnte.

Diese zu genießen, in seiner Weise, war die Absicht und der Wunsch des Fürsten, als er jetzt nach dem Frieden von Poitiers in seiner Hauptstadt einzog, um daselbst seine Wohnung zu nehmen, anhaltender als es bisher ein französischer König gethan hatte.

Er liebte nicht, zur Jagd zu gehen; selten sah man ihn reiten, obgleich er sich zu Pferde gut ausnahm; alle heftigen Leibesbewegungen waren ihm verhaßt.

Wie sein Bruder Carl als der Stärkste und Unermüdlichste hatte glänzen wollen, so suchte Heinrich eine Ehre darin, als der zierlichste wohlgekleidetste zu erscheinen. Nur mit Menschen desselben Geschmacks liebte er umzugehen. Er erfand neue Formen strenger Etikette.

Mitten unter den gewaltsamen Naturen, die ihn umgaben, nach so viel Unthaten und Bürgerkriegen, deren Stoff noch immer glimmend jeden Augenblick in helle Flammen

auszubrechen drohte, wollte er ein Palastleben führen, zusammengesetzt aus Uebungen der Frömmigkeit, städtischen Vergnügungen, Zurückgezogenheit und dem Genuß der Verehrung, die der höchsten Gewalt zukommt.

Seine Art und Neigung war es nicht, mit alten Heerführern, Staatsbeamten oder Gelehrten Gespräche zu pflegen, die ihn hätten unterrichten können. Er umgab sich mit jungen, munteren Leuten, von angenehmen Aeußern, die in Sauberkeit der Kleidung, Zierlichkeit der Erscheinung mit ihm wetteiferten: anfangs zehn oder zwölf an der Zahl; aus denen jedoch schon im Jahre 1579 ihrer vier als erklärte Günstlinge hervortraten, die man am Hofe wohl die vier Evangelisten nannte, St. Lüc, d'O,[1] Arques und Caumont. Günstling zu sein, war nicht eine Sache des momentanen Wohlgefallens, sondern eine Art von fester Stellung. Zuweilen zog sich der König mit ihnen auf das Land in eines seiner Schlösser zurück, wo er nur als Hausherr und Wirth angesehen sein wollte, und alles schien sehr harmlos. Wenn er zurückkam, zeigte sich jedoch bald, daß die jungen Freunde vielen Einfluß auch auf den Staat hatten.

Auch darin suchte sich Heinrich III. von seinem Bruder zu unterscheiden, daß er der Mutter nicht so unbedingt in den Staatsgeschäften folgte. An den Berathungen des Morgens nahm sie immer den vornehmsten Antheil, aber häufig wurden die daselbst gefaßten Beschlüsse einseitig von dem König abgeändert.[2] Noch weniger war es sein Sinn, der Eigenmacht

[1] Hieronymo Lippomano Relatione di Francia 1580. d'O würde hienach um vieles jünger sein müssen, als man ihn gewöhnlich sein läßt. Auch der Secretär Lippomano's (506) gibt ihm 1579 nur 28 Jahre.

[2] Priuli Relatione 1583: voltando sottosopra le deliberationi

und dem Familieninteresse der großen Geschlechter, die immer weiter um sich griffen, freie Hand zu lassen. Es schien ihm besser nur eben die zu befördern, die ihr Emporkommen seiner Gunst verdankten. Arques ward zum Herzog von Joyeuse und zum Gouverneur der Normandie mit Havre de Grace, Caumont zum Herzog von Epernon, und nach und nach zum Gouverneur von Metz, Boulogne, Calais und von Provence ernannt. Jener erhielt überdieß mit der Würde eines Admirals besondere Rechte über die Marine, dieser durch das Amt eines Generalcolonels der französischen Infanterie einen ungemein bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Officierstellen in der Armee.

Hiedurch stieß nun aber Heinrich III. eben mit dem mächtigsten Element in seinem Reich und Staat zusammen.

Was sich schon in früheren Zeiten angebahnt, Selbstmacht und Unabhängigkeit der großen Gouvernements, war während der Bürgerkriege recht eigentlich ausgebildet worden. Die beiden auf einander folgenden Minderjährigkeiten in einem Zeitraum von Verwirrungen und Verlegenheiten aller Art, wo die Regierung eine Stütze in ihren Unterthanen zu suchen genöthigt war, die Unbestimmtheit der Rechte, das Schwanken des Systems hatten dem Ehrgeiz und der Eigensucht einiger großen Familien und aller derer, die sich ihnen anschlossen, freie Bahn gemacht. Im Tumult des Krieges und der Parteiung, wo ein Jeder für sich selbst zu sorgen, von sich selbst

che sono fatte alla presenza della madre, senza dargliene alcuna parte: il che viene attribuito parte all' umor del re, ch'è fatto molto ardito nelle resolutioni e presume grandemente del suo giuditio parte ancora all' autorita che hanno seco li suoi favoriti, con li quali in camera sua privatamente ragiona di tutte le cose.

Rath zu nehmen hatte, und sich auch durch Vertheidigung des eigenen persönlichen Interesses ein Verdienst erwerben konnte, waren die Gouverneurs der Provinzen zu einem Gefühl von Selbständigkeit, ja sogar die Befehlshaber in Festungen und Städten zu einer wenig abhängigen Stellung gelangt.[1] Viele gehörten vornehmen Geschlechtern an: alle wurden durch die Parteiung mit einander verbunden. Es führte sich ein, daß weder die Befehlshaber in den Städten, noch die Gouverneurs in den Provinzen, nach dem Gutdünken der höchsten Gewalt von ihren Stellen entfernt werden konnten. Nur durch Urtheil und Recht meinte ein Jeder seine Stelle verlieren zu können; bei Erledigungen durch den Tod mußte auf die Verwandten, Verbündeten Rücksicht genommen werden. Der Gedanke der Erblichkeit regte sich auch in der militärischen Organisation, wie er in dem Gericht und in der finanziellen Verwaltung bereits vorwaltete.

Wie mußte es nun diese mächtigen Gewalthaber berühren, wenn Heinrich III. ihre Ansprüche nicht anerkannte, und Andere in die Stellen beförderte, auf die sie Anrechte und Anwartschaften besaßen. Dem König ließ sich kein gegründeter Vorwurf machen: denn ohne Zweifel war er zu dem befugt, was er that; aber eben von ihm hatte man das nicht erwartet, und welche Leute zog er vor!

Der tapfere Carl Brissac, der einen Erbanspruch auf jene Stelle eines Generalcolonel zu haben glaubte, sah sich

[1] Aluise Contarini 1572. Governi non sono solamente nei piu grandi del regno, ma anco son tutti hereditarii, di modo che quando manca un governator, il re è constretto per non discontentar i heredi, consentir, che i figliuoli, se sono in età o almanco i piu stretti parenti entrino in loco del morto.

durch einen eingebildeten jungen Menschen ohne Verdienst verdrängt. Der Herzog von Mayenne, an den die Anwartschaft auf die Admiralswürde von seinem Schwiegervater her gekommen war, gab dieselbe, wiewohl er eine Geldentschädigung erhielt, doch nur mit dem äußersten Widerwillen auf. So sah sich Emery de Villiers des Gouvernements von Caen beraubt, Mandelot in seinem Gouvernement von Lyon gestört, eben durch die Günstlinge und ihre Angehörigen. Auch ferner hatten sie nicht viel Gutes zu erwarten, da die Menschen, die sie bedrängten, am Hofe die mächtigsten blieben.

Die beleidigten Gewalthaber waren nun meistens eben die, welche in der Religionssache die katholische Partei ergriffen hatten und welchen die Duldung der Hugenotten, in denen sie geschworene Feinde sahen, unerträglich vorkam. Sie fanden natürliche Verbündete an einem Theile der katholischen Geistlichkeit, die ihren Anspruch an die ausschließende kirchliche Herrschaft in Frankreich keinen Augenblick aufgab, und überdieß in mannichfaltigen Streithändeln mit dem König stand.

Mit der im Innern vordringenden Restauration der katholischen Ideen war auch eine Erneuerung der hierarchischen Ansprüche, der Krone gegenüber, verbunden; die Männer alter Zeit, die in der Verfechtung derselben umgekommen, wie Thomas von Canterbury, wurden der Ehrfurcht der Zeitgenossen in lebendige Erinnerung gebracht.

In der Versammlung von 1579 bis 1580, welche die Geistlichkeit nicht in Paris hielt, um nicht dort durch locale und momentane Rücksichten gefesselt zu werden, sondern in Melun, ward eine Vorstellung aufgesetzt, in der die beiden vornehmsten clericalen Forderungen — Einführung der Schlüsse des tridentinischen Conciliums und Wiederherstellung der freien

Wahlen — erneuert wurden: der Bischof von Bazas trug sie dem König mit vieler Salbung vor; Heinrich III. wies sie jedoch nachdrücklich von sich. „Wenn der Clerus sich reformiren wolle, so könne er es auf den Grund der alten kirchlichen Satzungen selber thun: er brauche sich nur zu entschließen, den dritten Theil seines Einkommens wie vor Alters wieder den Armen zu widmen: auf die Einführung des tridentinischen Conciliums dringe selbst der Papst nicht mehr, da die französischen Verhältnisse dazu nicht passen." Was die freien Wahlen anbelangt, so sagte er, das Recht zu den Bisthümern und Abteien zu ernennen, habe er von seinen Vorfahren ererbt, von denen es mit Bewilligung des Papstes und der Kirche ausgeübt worden sei, und er denke es zu behaupten. Er machte sie auf das Parteiunwesen und die Simonie aufmerksam, die mit den Wahlen verbunden seien, und auf die Gefahr, in der, wenn es zu einem andern System komme, gar mancher von ihnen selbst sich befinden dürfte, nicht wieder gewählt zu werden.[1]

Einen nicht geringen Einfluß hatte aber die Corporation des Clerus auf die Staatsverwaltung, schon in Folge der finanziellen Contracte, die sie mit der Krone eingegangen war. Um ihre Pflichten erfüllen zu können, forderte sie die Befreiung der Provinzen, die von den Hugenotten eingenommen seien: sie drückte sich nicht anders aus, als wenn sie von der Occupation durch einen auswärtigen Feind spräche. So wenig war sie mit der gesicherten Stellung, welche die Krone den Reformirten gewährt hatte, einverstanden.[2]

[1] Die Nachricht von Thuanus, lib. LXXIII., muß aus dem Procès verbal über die Versammlung zu Melun berichtigt werden, aus der unsere Notizen stammen.

[2] In der Assemblée, pour l'audition et clôture des comptes

Ihr Widerstreben erhielt verdoppeltes Gewicht durch die Unordnung des Geldhaushaltes, die ohnehin Alles in die äußerste Verwirrung brachte.

Was ist es gewesen, sagt ein Schriftsteller der Zeit, was den Fürsten vom Hause Valois ihr Ansehen in der Welt verschafft hat? Außer ihren heroischen Thaten war es vornehmlich die Aufmerksamkeit, die sie ihren Finanzen widmeten, die gerechte Vertheilung ihres Einkommens, worin sie eine der vornehmsten Pflichten eines Monarchen sahen.

Den alten Valois war in der That nichts mehr zu Statten gekommen, als daß sie meistens bei Gelde waren. Carl V. und Carl VII., vor allen andern Ludwig XI., aber auch Ludwig XII. und Franz I. verstanden es, Ordnung in ihrem Staatshaushalt zu halten: nur dadurch vermochten sie ihre Kriege glücklich zu führen. Schon Heinrich II. ließ dieß Talent, diese Aufmerksamkeit vermissen. Hauptsächlich Geldmangel nöthigte ihn zu dem Frieden von 1559; bei seinem plötzlichen Tode hinterließ er eine für Frankreich unerhörte Schuldenlast.

Noch viel verderblicher aber wurde die Verwaltung seiner Söhne und ihrer Mutter Catharina Medici.

Die momentanen Bedürfnisse des Krieges nöthigten zu den äußersten Anstrengungen. Es kamen Jahre vor, in denen man den doppelten Betrag der Einkünfte außerordentlich verbrauchte. Italienische Geldbesitzer beherrschten das Creditwesen und die Administration.

Ich werde später Gelegenheit haben, auf die Finanzen

du receveur general, wird beschlossen: seront remontrées les nécessités des provinces, occupées par l'ennemi, lesquelles attendent et requièrent le secours de S. M. pour leur délivrance.

im Allgemeinen zurückzukommen; hier sei es genug, zu bemerken, daß Heinrich III., als er zur Regierung gelangte, bereits ein Deficit von einer Million fand.

Dieser König suchte sich auf die Weise seiner Vorfahren zu helfen. Zuweilen wurden die Beamten nicht bezahlt, zuweilen die Zinsen der Schulden inne gehalten, hauptsächlich aber neue Stellen creirt und verkauft, oft eben an die Geldbesitzer, denen dann ein bedeutender Erlaß zu Theil wurde, wenn sie unmittelbar bezahlten. Das konnte aber um so weniger ausreichen, da es der König als eine unentbehrliche Eigenschaft bei dem Besitz der höchsten Gewalt ansah, freigebig zu sein. In einem Tagebuch der Zeit werden die gewaltsamen Mittel zu Geld zu gelangen, und die Vergeudung desselben an die Günstlinge unmittelbar nebeneinandergestellt und man sieht, welch einen widrigen Eindruck beide zusammen hervorbrachten.

Indem das Land dem Drucke der Steuern erlag, hatte der Hof nicht zu leben; bei den Musterungen der Truppen war oft kein Pfennig Löhnung vorhanden: man hatte kein Geld die Besatzungen in den Grenzfestungen zu bezahlen.

Um gegen so viele Uebelstände gründliche Heilmittel aufzufinden, ward gegen Ende des Jahres 1583 eine Notablenversammlung nach St. Germain berufen, in welcher die wichtigsten Vorschläge einer durchgreifenden Reform gemacht worden sind. Auch die Parlamente waren weder in der Gunst des Königs noch im Ansehen bei der Nation[1]: man zog die

[1] Priuli: Li parlamenti si sono empiti di uomini di bassa conditione, li quali non hanno nè animo nè autorita di poter difendere contra li ministri piu intimi del re il servitio et ben commun. — Das Tagebuch von L'estoile erwähnt ein placard: »intitulé Evangile des longs vétus«. Il estoit fait contre ceux de la

Mißbräuche die sich bei ihnen eingeschlichen, die schlechten Folgen der Käuflichkeit der Justizämter in ernstliche Berathung. Die Versammlung nahm auf die Erneuerung der alten Compagnien der Hommes d'Armes Bedacht, sowohl zur Vertheidigung des Reiches nach außen, als zur Erhaltung des inneren Gehorsams; die größte Aufmerksamkeit wendete sie den Finanzen zu, wir finden ein ausführliches Gutachten voll von gesunden Ansichten über die Herbeibringung der Domänen, die Erhöhung der Pachtgelder von den indirecten Einkünften, die Herabsetzung der Taille.[1] Und nicht ohne Wirkung blieben diese Berathungen. Eine Anzahl von überflüssigen Besoldeten ward in der That von den Listen gestrichen. Jene Inquisition gegen die finanziellen Beamten begann im Herbste 1584 und nicht Wenige, eben die Reichsten und Vornehmsten sah man entfliehen. Schon wurde auch eine Anzahl richterlicher Stellen ohne Nachsicht aufgehoben; der neue König nahm einen Anlauf, auf manche seiner jugendlichen Vergnügungen Verzicht zu leisten, er schien sich mehr anzustrengen.[2]

Die Fehler Heinrichs III. fielen Jedermann in die Augen: sein Mangel an sittlicher Haltung, seine Genußsucht, seine Abhängigkeit von einigen Günstlingen gaben ein allgemeines, nur zu wohl begründetes Aergerniß; aber zuweilen erhob er sich auch zu der Höhe seines Berufes, er zeigte geistige Fähigkeiten, einen Begriff von seiner Stellung, — freilich nicht ohne

justice, auxquels on en vouloit fort et qu'on disoit par leur connivence ouvrir peu à peu la porte à ceux, qui ne demandoient qu'à lui faire violence.

[1] Articles et propositions etc. en l'assemblée a St. Germain en Laye au mois de Novembre 1583. Bei Mayer XIV, 185.

[2] Augerii Busbequii Epistolae Ep. 31: Rex urget institutum in melius conversae vitae.

Schwanken, — empfänglichen Sinn und guten Willen. Ihm hatte man doch die Pacification zu danken: außer jenen Günstlingen saßen noch einige würdige und talentvolle Männer in seinem Rath, welche dieselbe aufrecht erhielten. Die Regierung kannte die Mängel der Staatsverwaltung und gab sich Mühe ihnen abzuhelfen, den Gedanken der Monarchie gegen die mächtigen Gouverneure und die Ansprüche des Clerus, die Forderungen des gemeinen Wohles gegen die Mißbräuche der Beamten der Justiz und der Finanzen geltend zu machen. Für die Hauptstadt hatte noch nie ein Fürst so viel gethan, wie Heinrich III. Die alten Könige zogen ihre Schlösser an der Loire dem Aufenthalt in Paris vor: Franz I. verweilte am liebsten in der Nähe, zu Fontainebleau oder zu St. Germain; noch häufiger hielt Heinrich II. seinen Hof in der Hauptstadt: Carl IX. war durch die Unruhen des Religionskriegs meistentheils dahin gebannt. Zugleich freiwillig und regelmäßig nahm aber erst Heinrich III. seinen Sitz in Paris, und man kann nicht beschreiben, wie sehr die Stadt unter ihm an Menge der Menschen und Zahl der Häuser zugenommen habe. Hier fand man jetzt die Institute der Cultur, die man sonst in Italien hatte suchen müssen. Nicht ohne damit bei den altgesinnten Franzosen anzustoßen, begünstigte Heinrich III. die aufkommende Comödie sowohl wie die geistlichen Ceremonien, die herüberkommenden Bruderschaften und literarischen Vereine:[1] er selbst nahm Theil an einer Akademie, welche beides die Sprache und die Wissenschaften zu cultiviren sich vorsetzte: er hat seinen Namen in ihre Statuten eingeschrieben.

[1] Lettres de Pasquier IX, 12.

Werfen wir noch einen Blick auf diese Bewegung des Geistes, welche, wie oben angedeutet, in einem Vordringen der classischen Studien, und zugleich der ausgebildeten italienischen Literatur, Kunst, Lebensweise in das mittelalterliche Frankreich bestand; während des Bürgerkriegs ging sie unaufhörlich fort und herrschte in den Jahren des Friedens.

Blick auf die Literatur.

In Frankreich glänzten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein paar Philologen, die an Umfang und Tiefe der classischen Alterthumskunde alles übertrafen, was Italien hervorgebracht hatte, und deren Gleichen es vielleicht niemals wieder gegeben hat.

Der gelehrteste aller Buchdrucker, Henricus Stephanus, bezeichnete das sonst so unheilvolle Jahr 1572 mit einem in den Annalen der Gelehrsamkeit Epoche machenden Werke, seinem griechischen Wörterbuch, das man als die Schatzkammer für diese Sprache ansehen darf, in welcher die gesammte nunmehr gewonnene Kenntniß vereinigt und den folgenden Geschlechtern überliefert ward.

Neben ihm erhob sich über die Menge der Mitstrebenden Joseph Scaliger, ein Mann, der, im vollen Besitz einer universalen Erudition [1], niemals sich selbst darin verlor, und für den Eigenwillen mit dem er zuweilen zu Werke geht, durch einen Scharfsinn entschädigt, der als eine Art von Divinationsgabe erscheint, und bis auf den heutigen Tag die Bewunderung verwandter Geister erweckt.

[1] Wie sie besonders Casaubonus zu würdigen wußte. Epistol. 486.

Eine Stufe tiefer finden wir gelehrte und sinnvolle Ausleger, glückliche Nachahmer der Alten in deren Sprache, wie Lambin und Muret, die das Alterthum dem allgemeinen Verständniß näher brachten. Denn wenn irgendwo, so ward in Frankreich eine durchgreifende Einwirkung der classischen Studien auf das Leben angestrebt.

Peter de la Ramée kennt man noch nicht, wenn man nur seine auf die Behandlung der Logik bezüglichen Neuerungen ins Auge faßt. Auch diese sind bemerkenswerth: seine Abwendung von der aristotelisch scholastischen Methode zur platonischen Dialektik; die Begründung der Rhetorik auf Nachahmung der Natur und der großen Autoren, frei von den hergebrachten Formeln; aber seine ganze Richtung erscheint erst in den Plänen einer allgemeinen Reform der Studien und Lehranstalten, mit denen er sich trug. In jeder Hinsicht wollte er den bisherigen Weg verlassen, das ganze Wesen der Doctoren und Professoren der Universität umgestalten, den verschiedenen Zweigen der Studien die Werke der Alten unmittelbar zu Grunde legen; in der Jurisprudenz den Codex des Civilrechts, in der Medicin Galen und Hippokrates, in der Theologie das alte und neue Testament.[1]

Daß das letztere in Paris hätte geschehen sollen, war unmöglich, weil eben darin eine der vornehmsten Forderungen lag, über welche der allgemeine Kampf entbrannt war; wollte doch die Sorbonne nicht einmal eine Abweichung von der Vulgata dulden. Sie stritt darüber mit anders denkenden Mitgliedern ihrer eigenen Genossenschaft und mit den aufkommenden Jesuiten, wie denn diese, das Bedürfniß der

[1] Auszug aus einer an Carl IX. gerichteten Schrift bei Crevier Histoire de l'université de Paris VI, 90.

Zeit erkennend, gar manches von Calvin und Beza herüber- nahmen.

Dagegen zeigten sich die Anregungen der classischen Literatur in den andern Zweigen sehr wirksam. Aerzte traten auf, welche die bei Seite gelegten hippokratischen Regeln wieder in Uebung brachten; bald wollte man, wie der Reformator der Chirurgie, Ambroise Paré, sagte, nicht mehr bei dem stehen bleiben, was man bei den Alten fand; sondern betrachtete ihre Schriften als die Warte, um einen weiteren Horizont zu gewinnen.

In der Jurisprudenz, wo sich Leben und Studium fast am nächsten berühren, erhob sich Cujacius, der durch Erforschung und Verständniß der Quellen die alte Rechtswissenschaft so recht zu seinem geistigen Eigenthum machte, und in zahlreichen Mitgliedern der großen juridischen Corporation nacheifernde Schüler fand, welche aus dem verstandenen römischen Recht das einheimische zu verbessern suchten.

Den Weg zu dieser Verbindung hatte schon Dumoulin gebahnt, der eben so kundig der alten wie der neuen Rechte die Pariser Coutumes praktisch commentirte, und sich den Namen des Papinian von Paris erwarb. Von den Begriffen des römischen und des altfranzösischen Rechtes aus setzte sich Dumoulin überdieß dem Vordringen der päpstlichen Autorität entgegen. Man kann keine zugleich nachdrücklichere und gelehrtere Vertheidigung der weltlichen Macht lesen, als sein Gutachten gegen die Aufnahme der Schlüsse des tridentinischen Conciliums. Auf dem Gebiete der geistlich-weltlichen Controverse bewegte man sich mit besonderer Lebhaftigkeit. Etienne Pasquier, der sich wie die meisten gelehrten Juristen der politischen Partei anschloß, suchte darin seinen vornehmsten Ruhm.

Neben diesen Studien konnten die alten mythischen Vorstellungen von dem Königthum der Lilien, an denen die Jungfrau von Orleans zu ihrer Zeit sich begeistert hatte, nicht länger bestehen. Eben so wenig ward der zuletzt eingeschlagene, ganz entgegengesetzte Weg inne gehalten. Auch die Literatur darf man nicht immer beim Worte nehmen. Was man für einen Fortschritt der Ideen zu halten geneigt ist, weist sich häufig nur als eine Aufwallung des Momentes aus. Die Lehren Hotmanns und seiner Genossen, unter dem Eindruck einer von der höchsten Gewalt gebilligten Gewaltthat aufgestellt, mußten zurücktreten, sobald man in Rechten und Geschichten weiterforschte, und in der höchsten Macht wieder eine Schutzwehr gegen die Factionen sah. So faßte sie damals Johann Bodin in seinem Buch vom Staate, dem fleißigsten, durchdachtesten und am meisten anerkannten Werke, welches das Jahrhundert über diesen Gegenstand überhaupt hervorgebracht hat. Bodin verschmäht, die Hoheit des Fürstenthums auf eine angebliche Abdankung des Volkes zu begründen, aus der man bereits gefährliche Folgerungen abgeleitet hatte; selbst das Recht der Steuerbewilligung, das er billigt und empfiehlt, fordert er gleichwohl nicht mehr unbedingt, denn es könne Fälle geben, wo der Fürst, dem das allgemeine Wohl anvertraut sei, die Beistimmung des Volkes nicht erwarten dürfe.[1] Besonders ist er durchdrungen von dem Begriff der Majestät, welche dem Fürsten zukomme, über dem Niemand sei als Gott allein; aus diesem leitet er das Recht

[1] Lib. I, c. VIII. Si urget reipublicae necessitas — non est expetenda consensio populi, cujus salus agitur, quae — in principis prudentia consistit (142). Der Vorrede von 1584 zufolge sind die wichtigsten Artikel erst für die lateinische Ausgabe gearbeitet.

des Kriegs und Friedens, des Lebens und des Todes, die Exemtion von den Gesetzen, das oberste Gericht, und besonders die Hoheit über die Geistlichkeit her, deren Reichthümer, Vorrechte und selbständige Befugnisse ihm verwerflich scheinen. Er betrachtet es als ein Unglück, wenn es in einem Reiche mehr als Eine Religion gebe; sobald dieß aber einmal durch die Hand des allmächtigen Gottes geschehen sei, so müsse der Fürst die Abgewichenen lieber dulden, als den Staat gefährden, und vor allem nie die Waffen gegen sie ergreifen; denn damit mache er gleichsam den Versuch, ob er von seinen Unterthanen besiegt werden könne oder nicht.

Einen überaus anregenden, aber zugleich beinahe überwältigenden Einfluß gewann das Studium der Alten auf die poetische Literatur. Von den Balladen und Rondeaux, mit denen man bisher die ungebildete Menge vergnügt haben möge, wandten sich einige jugendliche Geister, von den Alten angeregt, Tag und Nacht sie studirend, zu der Nachahmung derselben. Sie unternahmen, Homer und Pindar, die griechische Tragödie nicht ohne den Chor, Horaz und Virgil, Anakreon und Catull in freien französischen Nachbildungen in ihrem Vaterlande heimisch zu machen. Ehrgeizig, den Beweis zu liefern, daß ihrer Sprache dazu die Fähigkeit inne wohne, versuchten sie sich in neuen Wortfügungen, denn eben im Gegentheil des Gewohnten sahen sie das Poetische; sie verzweifelten nicht, sogar das Versmaß der Alten zu übertragen, und die Prosodie zur beherrschenden Regel der französischen Dichtkunst zu erheben. Es war wie eine Invasion philologischer Tendenzen in das Gebiet der modernen Literatur; einen Augenblick erfochten sie den Sieg: Pierre Ronsard, der von einem seiner Bücher sagt, es habe für die keinen Werth,

die nicht Griechen und Lateiner seien, erschien seinen Zeitgenossen und sich selbst als einer der größten Dichter, den die Welt jemals gesehen habe; namhafte Philologen commentirten seine Werke wie die der Alten. Er zeigt noch das Herbe eines neuen und einseitigen Unternehmens, dem die individuelle Anstrengung den Beigeschmack des Willkürlichen gibt, von der Gediegenheit des Classischen ist er weit entfernt, aber man müßte sich verblenden, wenn man ihm ein glänzendes Talent der Aneignung und des Ausdrucks absprechen wollte, oder jenen Schwung des Geistes, der für das Einschlagen einer neuen Bahn ohnehin unerläßlich ist. Seiner Zeit that er Genüge. Diese rechnet es sich zum Ruhme, daß Ronsard einige der schönsten Stellen alter Dichter, die Jedermann für unnachahmlich hielt, — die Beschreibung der Nacht, einer beginnenden Seefahrt, eines Sturmes bei Virgil, der spinnenden Parce bei Catull — oder auch ein bewundertes Sonett von Bembo, den glänzenden Anfang eines Gesanges von Ariost, glücklich wiedergab, manchem schien er dieselben sogar zu übertreffen.[1] Ronsard, seine Freunde und Schüler schlossen sich an den Hof an, lebten mit ihm und von ihm, sie waren meistens mit guten Pfründen versehene Cleriker, und hielten sich an die katholische Partei; aber das hinderte sie nicht, das ganze poetische Heidenthum nach Frankreich herüber zu führen, und sich jede Art poetischer Freiheit auch im Leben zu erlauben. Mit den Alten wetteiferten sie auch in der kecken Nacktheit ihrer Darstellungen.

[1] Vgl. Pasquier Recherches de la France VII, 8. St. Beuve über Desportes: naturellement païens de forme et d'imagination les poëtes — restèrent bons catholiques en pratique et purement courtisans.

Schon andern ernsten Männern erschien ihr Treiben verderblich, wie viel mehr den sittenstrengen Hugenotten; der kaustische und glaubenseifrige Aubigné wendet sich mit moralischem Abscheu davon weg.

Auch die Hugenotten hatten ihren Dichter, der die Zeiten des von Heinrich III. gewährten Friedens, welchen er in einem Gedichte feierte, dazu benutzte, um ein Werk zu vollenden, das einige Jahre lang sich allgemeinen Beifall erwarb, weit über die kirchlichen Kreise hinaus. Es war Guillaume de Saluste, Seigneur du Bartas; sein Werk, die Woche der Schöpfung.[1] Auch ihm stand dabei, wie es scheint, eine Arbeit des späteren Alterthums, des Georg von Pisidien vor Augen, auch er wetteiferte dann und wann, in seinen Beschreibungen mit den berühmtesten Dichtern; in sein Schloß in Armagnac zurückgezogen, von aller theilnehmenden gebildeten Gesellschaft entfernt, vermied er noch weniger als Ronsard gewagte Metaphern, in denen zuweilen das Niedrigste mit dem Höchsten combinirt wird, und seltsame Wortbildungen: aber er ist voll von Inhalt, reich an Bildern, nicht ohne Schwung; leicht und ungezwungen fließen ihm seine Worte und Verse dahin. Von jenen Clerikern unterscheidet ihn vor allem der Ernst, mit den ihn seine religiöse Weltanschauung erfüllt. Er will nicht zu den Poeten gehören, welche Plato aus seiner Republik verbannte, weil sie die Guten schlecht und die Schlechten noch verkehrter machen, durch welche der Helicon zu einem Ort der Ausschweifung wird; er widmet sich dem Dienst der Muse Urania, die ihm einst einen Kranz

[1] Les oeuvres poetiques et chrestiennes de G. de Saluste Sr. du Bartas prince des poëtes François (diesen Titel führt er bei den Hugenotten, Ronsard bei den Katholiken) Genève 1632.

in den jungfräulichen Händen haltend erschienen ist; begierig, wie er in seiner Bescheidenheit sagt, noch nicht sein Haupt damit zu schmücken, sondern ihn nur mit den Fingerspitzen zu berühren. Er unternahm, die ganze heilige Geschichte den Zeitgenossen poetisch näher zu bringen; das verlorne Paradies, die Sündfluth, die Thaten der Erzväter, des Moses, der Richter und der Könige hat er noch beschrieben; seine Absicht war, auch den Eintritt des christlichen Weltalters zu schildern und mit der Vollendung aller Dinge, dem Sabbat der Sabbate zu schließen. Ein im Entwurf großartiges Unternehmen, aber beinahe zu umfassend, als daß es in Einem Sinn und Guß vollendet und in einem für immer geltenden Ausdruck späteren Jahrhunderten hätte überliefert werden können.

Ueberhaupt sind diese Arbeiten hauptsächlich durch die Wirkung, die sie auf spätere Zeiten gehabt haben, merkwürdig. Du Bartas ist der Patriarch der protestantischen Poesie: Milton hat ihn studirt und benutzt. Das Wichtigste, was Ronsard und seine Freunde leisteten, mag darin bestehen, daß sie die Gattungen der Poesie, die in einer ausgebildeteren Welt festgesetzt worden, in französischer Sprache versuchten, und der Idee der modernen Classicität, wie sie sich in Italien entwickelt hatte, diesseit der Alpen Raum machten. Doch gehörten andere Zeiten und Talente dazu, um sie zu voller Erscheinung zu bringen.

Einen Autor aber besaß auch diese Epoche, welcher wie er war, so fortan für sich selber gegolten hat, Michel Montaigne.

Auch Montaigne ging von den Studien des Alterthums aus. Wenn sich de la Ramée von Aristoteles zu Plato wandte, so gab Montaigne der Skepsis den Vorzug vor den

Akademikern: doch diente sie ihm nur, um, den Ueberzeugungen gemäß, welche andere Studien, besonders des spätern Alterthums, Reisen und Umgang, das Leben und die Ereignisse der Zeit in ihm erweckt hatten, in dem Widerstreit der Systeme, die ihm alle zweifelhaft vorkamen, die Wahrheit der subjektiven Gesinnung hervorzukehren, in deren naiver Enthüllung sein Talent und sein Verdienst besteht. Wenn nicht den Menschen überhaupt, aber den französischen Menschen hat Montaigne dargestellt, mit allen Zweifeln und Irrungen, die ihn bedrängen, den Genüssen, die ihm Freude machen, den Wünschen und Hoffnungen, die er hegt, seinem ganzen geistig und sinnlich angeregten Wesen. Der eigenthümliche Genius der Nation findet sich in ihm wieder; wie Viele bemerkt man, die von seiner Manier ergriffen sind, wenn sie nur von ihm reden. Nächst den Erzählungen der Königin Margarethe sind die Essays von Montaigne das erste Buch, das sich in der fortwährenden Gunst der Nation erhalten hat.

Auf der breitesten Grundlage schien sich dergestalt die französische Cultur erheben zu sollen: auf dem Boden großer und freier klassischer Studien, im Zusammenhang mit den Bestrebungen anderer Nationen; in den mannigfaltigsten Richtungen. Noch waren auch die poetischen Hervorbringungen des Mittelalters keineswegs unterdrückt: die Romane aus den verschiedenen Sagenkreisen gingen im dritten Drittheil des sechzehnten Jahrhunderts noch immer aus den Pressen von Paris und Lyon hervor.[1] Der Zustand der Literatur entsprach

[1] Amadis de Gaule, Lyon 1575, Paris 1577. Don Flores de Grèce, Lyon 1572, Paris 1573. Gui d'Antone, Lyon 1579. Olivier de Castille, Paris 1587. Huon de Bourdeaux 1586. Tristan 1577, 86. Lancelot du Lac 1591. Godefroy de Bouillon 1580.

dem Zustand des Staates und des Landes, in welchem noch mannigfaltige Besonderheiten anerkannt wurden.

Ob es möglich war, daß sich in Frankreich diese reichen Lebenskeime neben einander entfalteten? Es würde sich denken lassen, wenn die politische Entwickelung einen entsprechenden Gang genommen hätte. Wir wollen dem Wort der Geschichte nicht vorgreifen. Aber schon fürchteten Viele die Rückkehr des Bürgerkrieges mit seinen Zerstörungen unter dem Vorwand der Religion: in Montaigne, du Bartas und Bodin zeigt sich ein gleiches Vorgefühl davon.

Wohin die Tendenz gar mancher Franzosen ging, sieht man unter Anderm aus einer Hymne von Bartas, in der er dem König von Navarra wünscht, daß er bald seine Pferde im Ebro tränken, dem Herzog von Alençon, daß er die entzweiten Flamänder vereinigen, sie entweder seine Gnade oder die Kraft seines Armes empfinden lassen möge.[1] Eben Bestrebungen dieser Art aber sollten es sein, aus denen neue Kämpfe im Innern entsprangen.

Verwickelung der auswärtigen Verhältnisse.

Der jüngste von den Söhnen Catharina's, François de France, Herzog früher von Alençon, damals von Anjou, hatte in dem Frieden von 1576 eine Ausstattung erhalten, die ihm eine gewisse Selbständigkeit verlieh. Er besaß fünf Herzogthümer, vier Grafschaften, und zwar mit dem Recht, darin geistliche und weltliche Stellen nach Belieben zu besetzen, überhaupt mit einem guten Theile der königlichen Prärogative:

[1] que tout le pays bas Esprouve sa clémence ou l'effort de son bras.

sein Gerichtshof in Alençon hatte die letzte Entscheidung über Leben und Tod. Frühere Prinzen hatten eine Apanage von 50,000 Scudi bezogen, die seine betrug über fünfmal so viel, ungefähr eine Million Franken. Sein Hofhalt war nicht viel weniger glänzend, als der königliche; seine Pagen folgten ihm in eben so reicher Livree: er hatte eine Garde zu Fuß und zu Pferde, eine Schweizergarde, seine besondere Kapelle, seine Jagd. Wenn man ihn sah, so erschien er recht eigentlich als das Gegentheil des Königs. Er war von kleiner gedrungener Gestalt, kräftiger Haltung: dichtes, schwarzes Haar lag ihm über dem unschönen, dunkeln pockennarbigen Angesicht, das jedoch durch ein lebendiges Auge erhellt wurde. Auf die Leutseligkeit seines Bruders machte er keinen Anspruch; er gefiel sich eher in einem rauhen Wesen, wie es dem Kriegsmann gezieme. Er las mit Eifer die Geschichten alter und neuer Capitäne, denen er gleichzukommen dachte, hielt Freundschaft mit Kriegsmännern von Ruf und Talent, wie de la Noue[1]; und bewegte sich auf eigne Hand in auswärtigen Unternehmungen.

Im Jahre 1578 gab er der Aufforderung des Grafen von Lalaing, der den Deutschen, welche der Prinz von Oranien herbeirief, eine andere Hülfsleistung von strenger katholischer Farbe zur Seite setzen wollte, Gehör und erschien an der Spitze von 10,000 Mann in Mons, um den kriegerischen Unternehmungen des Don Johann von Oestreich Widerstand zu leisten. Die Sache machte um so größeres Aufsehen, da man das Einverständniß des Königs von Frankreich mit ihm voraussetzte. Lippomano versichert, daß das ein leeres Gerücht, der Zug nicht allein ohne Theilnahme, sondern wider

[1] Priuli, der jedoch nur dem allgemeinen Rufe folgt: è liberalissimo, vigilante, di animo grande.

den Willen des Königs geschehen sei; er wisse es auf das genaueste, denn er habe darin unterhandelt, nur habe der König, nachdem es einmal so weit war, keine ernstlichen Maßregeln gegen den Bruder ergreifen wollen; wie leicht hätte sich derselbe mit seinen Truppen und den deutschen Hülfsvölkern nach Frankreich selbst werfen können.[1]

Das Unternehmen scheiterte damals an seinen innern Schwierigkeiten, dem gegenseitigen Mißtrauen aller Betheiligten, der Unklarheit der Verhältnisse. Besondere Unannehmlichkeiten hatte der Herzog nicht davon.

Nach einiger Zeit, unter veränderten Umständen, die ihm mehr Theilnahme verhießen, stand er nicht an es zu erneuern.

Es zeugt doch noch von einer großen Schwäche des europäischen Gemeingefühls, daß es im Jahr 1580 dem König Philipp von Spanien so leicht gelang, sich in Besitz des erledigten Thrones von Portugal zu setzen. Sein Recht, das er von seiner Mutter, einer Tochter des Königs Don Manuel, herleitete, war keineswegs unzweifelhaft, da es ein altes Gesetz in Portugal gab, welches alle Ausländer vom Throne ausschloß. Der Herzog von Braganza, der mit der Tochter eines der Brüder des verstorbenen Königs vermählt war, behauptete, daß seinen und ihren Kindern kraft des Rechts der Repräsentation ein besserer Anspruch zustehe. Ueberdieß lebte noch ein natürlicher Sohn aus dem königlichen Hause, Antonio Prior von Crato, den dort, wo der Stifter der Dynastie von

[1] Essendo andato di già in Fiandra cosi di nascosto et trovandosi in essere tanta quantità di gente come haveva, si risolse il re di non impedirlo di quella gagliarda maniera che forse avrebbe potuto, dubitando che — sdegnato dappoi ritornasse con Casimiro.

unächter Herkunft gewesen war, der Makel seiner Geburt noch nicht unbedingt von dem Throne entfernte, der aber auch zu beweisen suchte, daß er aus rechtmäßiger Ehe entsprungen sei. — Aber alle Widerrede verschwand vor der Macht des Königs Philipp, der es für genug hielt, daß sein Anrecht von seinen Theologen und Juristen erwiesen sei, und mit Gewalt der Waffen den Thron einnahm, der ihn zum alleinigen Gebieter der pyrenäischen Halbinsel und zum Herrn und Meister beider Indien machte.

Erst als es geschehen war, regte sich in Frankreich und England eine ernstliche Besorgniß vor den Folgen einer solchen Uebermacht. Catharina entschloß sich, auch jetzt noch dem König Philipp entgegenzutreten.

Wenn sie von ihrer Herkunft aus dem Hause Boulogne eigene Ansprüche auf Portugal ableitete, so hat man damals gemeint, sie thue das hauptsächlich, um der Welt zu zeigen, daß auch sie den regierenden Geschlechtern von Europa angehöre: in der That erkannte sie dessenungeachtet Don Antonio an. Nachdem Portugal verloren war, suchte sie ihn in den Stand zu setzen, sich wenigstens in Terceira zu halten; denn darauf komme alles an; wenn Philipp die Azoren nicht habe — damals der große Erfrischungsplatz für die Seefahrer aus beiden Indien — so werde er weder von den eigenen, noch von den portugiesischen Colonien Nutzen ziehen: Portugal werde ihm mehr zur Last werden.[1] Man hat behauptet, die Königin habe sich für den Fall des Sieges von Don Antonio Brasilien ausbedungen. Ich finde ein Fort erwähnt, das die Franzosen bald darauf in Brasilien errichteten.

[1] So sagte sie dem englischen Gesandten in einer Unterredung im Tuileriengarten. Mémoires de Walsingham 493.

Das größte Moment des europäischen Widerstandes gegen das Anwachsen der spanischen Macht lag aber in den Niederlanden.

Eben in diesen Zeiten sagten sich die nördlichen Provinzen in aller Form vom König Philipp los und wählten den Herzog von Anjou, unter Bedingungen, die sie für die Erhaltung ihrer Freiheit nothwendig achteten, zu ihrem Herrn und Fürsten. Mit Freuden ergriff der Herzog die Aussicht, die sich seinem Ehrgeiz darbot.

Von Cambray, das noch eine ständische Besatzung hatte, aber von den wallonischen Truppen des Prinzen Alerander von Parma bedrängt wurde, zu Hülfe gerufen, sammelte er ein ansehnliches Heer um sich, hauptsächlich auch aus dem Adel, der des Krieges gleichsam nicht entbehren konnte: vor welchem die Wallonen zurückwichen; im August 1581 langte er in Cambray an und erklärte sich zum Herrn der Stadt.

Dießmal schien es mit seiner Vermählung mit Königin Elisabeth Ernst zu werden; nachdem er etwas Rühmliches vollbracht hatte, begab er sich nach England und wurde auf das beste empfangen; die Ringe wurden gewechselt; in den Niederlanden beging man die Verlobung mit öffentlichen Feierlichkeiten; im Februar 1582 erschien der Prinz, mit einer bedeutenden Geldsumme ausgestattet, zu Antwerpen, und nahm das Herzogthum von Brabant in den altgewohnten Formen in Besitz; nicht lange darauf ward er auch als Graf von Flandern ausgerufen; der Prinz von Oranien war damit einverstanden, und es schien nicht mehr so schwer, die Spanier auch aus den wallonischen Provinzen zu verjagen.

Eine sehr bedeutende Stellung nahm hierauf der Herzog von Anjou ein. In den Niederlanden schloß sich der einheimische

Adel, der durch den hohen Rang desselben befriedigt wurde, und alles, was noch am Katholicismus festhielt, an ihn an.[1] Er schien dazu bestimmt, die Verbindung zwischen England und Frankreich gegen Spanien, welche einst der Admiral beabsichtigt hatte, ins Werk zu richten: von dem Abschluß eines Offensiv- und Defensivbündnisses zwischen beiden Mächten ward die Vollziehung jener Vermählung abhängig gemacht.

Der König von Frankreich lehnte auch jetzt allen directen Antheil an dem Unternehmen seines Bruders ab; im Gespräch kehrte er die ihm widerwärtige Seite desselben hervor: aber mußte nicht das Uebergewicht seiner Mutter, die daran den lebendigsten Antheil nahm, ihn mit sich fortreißen? Unter anderm fiel es auf, daß die Zufuhr aus Frankreich nach den spanisch-wallonischen Provinzen gesperrt, italienische Wechsler, welche den Spaniern Geldsummen übermacht hatten, aus dem Königreich entfernt wurden.

Eine glückliche Waffenthat hätte damals unermeßliche Erfolge haben können. Die Zeitgenossen bemerken, wie viel auf die französische Flotte ankam, welche unter Filippo Strozzi von Brouage unter Segel ging, um die Azoren gegen die Spanier zu vertheidigen.[2] Sie meinen, ein Sieg derselben würde alle Portugiesen in Bewegung gesetzt und selbst in Spanien Regungen des Mißvergnügens, an denen es nicht fehlte, zum Ausbruch gebracht haben.

[1] Priuli: Relatione di Franza 1583: la nobiltà non poteva patire che il principe d'Orange fusse a loro di cosi gran lungo superiore e pareva loro che si andasse a strada di introdur un governo popolare — non potevano sopportare che fusse levato del tutto l'esercitio della religion catolica; alles Motive, die später die Rückkehr der spanischen Herrschaft beförderten.

[2] Connestaggius de Portugalliae conjunctione 473.

Allein noch war die Ruhe der Spanier mit Kraft vereinigt, und der französischen Beweglichkeit überlegen. Für jene Gewässer waren sie überdieß durch den Bau ihrer Schiffe besser eingerichtet, und kampffertiger durch ihr Geschütz. Strozzi erlitt am 26. Juli 1582 eine Niederlage, in der er selbst umkam, und die alle Aussichten Don Antonio's zerstörte. Der spanische Admiral ließ hierauf den gefangenen Franzosen ankündigen, da zwischen den beiden Reichen kein Krieg erklärt sei, so könne er sie nur als Seeräuber ansehen; er ließ die Edelleute enthaupten, die Andern auf eine zugleich schimpfliche Weise umbringen.

Und nun erregte zwar die Nachricht hiervon in den Franzosen eine leidenschaftliche Aufwallung, die nicht wenig dazu beitrug, daß dem Herzog von Anjou jetzt eine stattliche neue Streitmacht unter angesehenen Führern zu Hülfe zog, so daß er wohl etwas Entscheidendes gegen die Spanier hätte unternehmen können; statt aber den Feind anzugreifen, ließ er sich durch die Anwesenheit so vieler tapfern Waffengefährten, die er für unüberwindlich hielt, zu dem Versuch verleiten, sich vor allen Dingen zum wirklichen Fürsten des Landes, zunächst zum Meister von Antwerpen zu machen. Die Bürgerschaft dieser Stadt zeigte sich jedoch widerstandsfähiger als er meinte; der tumultuarische Angriff endigte sofort mit einer Niederlage der Franzosen, deren ganzes Unternehmen hierauf als gescheitert betrachtet werden mußte.

Dem König von Spanien kam dasselbe überhaupt mehr zu Statten, als daß es ihm geschadet hätte. Durch die Einnahme von Cambray wurden die Wallonen bewogen, die Wiederaufnahme der spanischen Truppen zu bewilligen, worauf die ganze Möglichkeit einer Herstellung seiner Macht beruhte.

Die Unordnung, die aus dem Ereigniß von Antwerpen entsprang, befreite ihn nach dieser Seite von jeder Furcht und öffnete ihm den Weg der Eroberung. Während der Herzog von Anjou, von Jedermann über das getadelt, was er unternommen hatte, und über sich selber mißvergnügt, daß es ihm mißlungen war, ohne es jedoch aufzugeben,[1] nach Frankreich zurückging, wo er im Frühjahr in eine Krankheit fiel, die ihn hinraffte: schritt Alexander von Parma, bald in Brabant, bald in dem westlichen, bald in dem östlichen Flandern von Sieg zu Sieg fort; Ypern ward erobert, Brügge und das Freie erkannten den König von Spanien wieder an; nach der Ermordung Oraniens ergab sich auch Gent; Brüssel und Antwerpen geriethen in die äußerste Gefahr.

Unter diesen Umständen erhob sich in allen noch nicht unterworfenen Landschaften mit doppelter Stärke die Ueberzeugung, daß die Wiederherstellung der spanischen Regierung unvermeidlich sein werde, wenn sich der König von Frankreich nicht dagegen setze. Die Niederländer hielten nicht für möglich, daß Frankreich den Fortschritten der Spanier ruhig zusehen sollte; wie Heinrich II. einst den Deutschen gegen Carl V. zu Hülfe gekommen sei, so hofften sie vor dem Sohne des Kaisers durch den Sohn des Königs beschützt zu werden. Im Anfang des Jahres 1585 erschien eine feierliche Gesandtschaft der vereinigten Provinzen, Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Friesland, Mecheln, um dem König von Frankreich die Oberherrschaft anzubieten, wie sie Kaiser Carl V. besessen hatte, nur mit Vorbehalt ihrer

[1] Aus Busbecks Brief vom 20. Mai 1583 sollte man schließen, daß er Dünkirchen, denn immerfort ward unterhandelt, zum Sitze seiner Regierung zu machen gedachte. Ep. 18. 504.

Rechte und ihrer Religion, und ihn zu ersuchen, diese Länder unzertrennlich mit der Krone Frankreich zu vereinigen; sie bot dem König den Eid der Treue an.

Ein Anerbieten, das sich so recht eignete, den Ehrgeiz der Franzosen zu erregen. Wohl waren die Schwierigkeiten, die der Herzog von Anjou gefunden, in frischem Gedächtniß, aber Viele riethen das Unternehmen selbst auf den Fall an, daß die Vereinigung der Niederlande mit Frankreich sich nicht ausführen lasse. Denn offenbar trachte der König von Spanien nach der höchsten Gewalt in der Christenheit; ein unschätzbarer Gewinn sei schon das, wenn man ihm diese reichen Landschaften nur überhaupt entwinde. So weigerte sich Catharina Medici Cambray herauszugeben, das aus der Erbschaft ihres Sohnes Anjou an sie gelangt war.

Für einen andern Fürsten von Frankreich, in andern Zeiten, würde ein solcher Antrag unwiderstehlich gewesen sein; für Heinrich III. hatte er zugleich etwas Erschreckendes.

Er war mit der Staatsverwaltung, wie sie während seiner Regierung durch ihn und in seinem Namen geführt worden, da sie die erwünschten Folgen nicht hatte, selber unzufrieden. Er fühlte die allgemeine Bewegung, die das Land in Athem hielt, als ein persönliches Unglück: wenn er sich dann der ersten Gedanken erinnerte, die er gehegt hatte, als er in Frankreich anlangte, so schrieb er alles Uebel den falschen Rathschlägen zu, die man ihm gegeben und denen er unglücklicherweise habe folgen müssen. Einer der merkwürdigsten Ergüsse eines gekrönten Hauptes ist der Brief, den Heinrich III. einst in diesem Gefühl an den Staatssecretär Villeroy gerichtet hat. „Von einem jüdischen König," so drückt er sich darin aus, „heiße es in der Schrift, daß er durch schlechte Räthe

untergegangen sei: möge das nicht auf den König von Frankreich Anwendung finden! Jetzt sei das Wohlwollen der Unterthanen verloren, und man entferne sich noch weiter von dem Wege, der zur Wiedererwerbung desselben führen könnte; aus der Last der Schulden könne man sich auch im Frieden nicht herauswinden; bis in die nächste Umgebung des Königs wimmle es von Ketzern; Versuche gegen den Staat seien so gewöhnlich wie Essen und Trinken; die Zahl der Mißvergnügten ohne Grund mehre sich täglich: wer nicht eine große Treue in sich bewahre, mache Partei; alles sei erschüttert." „Ich glaube sehr wohl zu sehen," ruft er aus, „was uns frommen möchte, aber ich bin wie die, welche aus Folgsamkeit lieber ertrinken, als sich retten, auch wäre ich der einzige in meiner Ansicht, und ich kann mich täuschen."[1]

Das war ja derselbe Fürst, der sich im Kampfe mit den Hugenotten seinen Namen gemacht, sein Wort bei der Execution der Blutnacht eingesetzt hatte: in ihm pulsirte eine durch und durch katholische Ader. Er hatte die Pacification und zwar nach eigenem Ermessen gewährt, aber jeder Fortschritt der Protestanten war ihm widerwärtig: ihre Nähe verhaßt. Er stand in den freundlichsten Beziehungen zu England: er trug den englischen Orden, der ihm gegen Ende 1584 überbracht, und mit allem Pomp empfangen ward; aber zugleich verdammte er in seinem Herzen die Königin Elisabeth.

Es läßt sich sogar bezweifeln, ob es mit den letzten Annäherungen an England ihm oder seiner Mutter wirklicher Ernst gewesen ist. In den Staatsschriften, mit welchen der

[1] Schreiben des Königs an Villeroy, Lyon 12. August 1584. Abgedruckt bei Groen: Archives Supplement, 229.

Hof seine Haltung gegen andere katholische Mächte zu rechtfertigen suchte, meinten einsichtige Zeitgenossen zwischen den Zeilen zu lesen, daß er nichts wolle als eine neue Vereinigung mit Spanien, etwa durch eine Vermählung, mit der Mitgift der Niederlande. Wirklich hat Catharina dem Venetianer Priuli, als er im Jahre 1583 von ihr Abschied nahm, etwas davon eingestanden. Sie sagte ihm, ihr Sinn gehe nur dahin, den König von Spanien zu einer Abkunft über alle obschwebende Streitigkeiten, die portugiesische und die niederländische eingeschlossen, vermittelst einer Vermählung zu vermögen.[1]

Auch dieß dürfte nicht eben als die volle Wahrheit zu bezeichnen sein. Nach entgegengesetzten Seiten hin zu unterhandeln, war nun einmal die Natur und die Gewohnheit Catharina's.

Von König Heinrich aber, dessen Herz von katholischem Eifer erfüllt war, wenn gleich ihn die Nothwendigkeiten der Politik zuweilen auf abweichende Bahnen führten, und der den Frieden über alles liebte, war nicht zu erwarten, daß er sich zu einem Unternehmen entschließen würde, das ihn mit dem protestantischen Element in die engste Bundesgenossenschaft bringen und in einen unabsehlichen Krieg verwickeln mußte. Er hörte die Anträge der Niederländer ohne Mißbilligung, ließ durch seinen Kanzler mit ihnen unterhandeln, schien auf die Schwierigkeiten einzelner Fragen einzugehen: zuletzt aber

[1] Priuli: a me disse S. M. che lei aveva messo pensiero alle cose di Portogallo con questo fine solamente di vedere, se poteva tirare il re Cattolico a fare un fascio di tutte le difficoltà che versano al presente et per le cose di Portogallo et per quella di Fiandra e venir a una buona compositione col mezzo di qualche matrimonio.

erwies sich das alles unnütz. Er beschenkte die Gesandten mit goldenen Ketten, ihre Anträge lehnte er ab.

Aber indem er zögerte, schwankte, und zuletzt seine Neigung zum Frieden obwalten ließ, sah Philipp in ihm doch nichts anders als einen Gegner; auf seiner dunkeln Bahn vorwärts schreitend, entschloß er sich, und zwar auch mit Rücksicht auf diese doch nicht zurückgewiesene Gesandtschaft, zu entscheidenden Vorkehrungen.[1]

Ursprung der Ligue.

Schon oft war Philipp II. von seinen vertrautesten Ministern, wie dem Cardinal Granvella aufgefordert worden, den indirecten Angriffen der Franzosen den Krieg in offenen Waffen entgegenzusetzen, wozu er vollkommen berechtigt sei. Dazu hätte sich jedoch dieser König, vollauf beschäftigt mit anderweiten Unternehmungen, und von Natur nicht aufgelegt, aus freier Wahl etwas Neues anzufangen, wohl niemals entschlossen. Allmählich dagegen ergriff er den Gedanken, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Unterstützung, welche der französische Hof den Niederländern zu Theil werden ließ, dadurch zu erwiedern, daß auch er französischen Rebellen, besonders wenn diese katholisch waren, die Hand bot.

Da kamen ihm nun die Guisen und ihre Partei, noch nicht Rebellen, aber sehr geneigt, es zu werden, entgegen.

Bei der alten Gemeinschaft religiöser und politischer Gesichtspunkte, in welchen die Guisen mit Heinrich III. gestanden,

[1] Nach dem venetianischen Gesandten in Spanien gab Philipp als Grund an, che quel re ascolta li suoi ribelli anzi che tratta — di ricever il possesso di Fiandra.

hatten sie, zumal da auch seine Gemahlin aus ihrem Hause war, die Hoffnung gehegt, daß sie einen großen Einfluß auf seine Regierung ausüben würden. Statt dessen sahen sie sich durch einige Günstlinge untergeordneten Ranges zurückgedrängt, von dem Anblick des Fürsten ausgeschlossen, von den Geschäften entfernt, nicht allein in ihren Ansprüchen beschränkt, sondern in ihrer Stellung gefährdet. Keinen Augenblick schlief ihre alte Eifersucht gegen die Prinzen von Geblüt. Aber der verhaßteste aller Menschen war ihnen Epernon, zu dessen Gunsten der König dem Herzog Heinrich Guise sogar anmuthete, auch die Stelle eines Grandmaitre aufzugeben. Zuweilen finden wir spanische Sendboten, die ihnen insgeheim einen Besuch machen, und gegen welche sie ihre Klagen ausschütten. Diese betreffen fast ausschließlich persönliche Unannehmlichkeiten, die sie erfahren haben oder befürchten, weniger die Sache der Religion: ein bestimmtes Verständniß verrathen sie noch nicht.[1]

Daß Philipp vorlängst mit diesem Hause gegen das französische Königthum in eigentlichem Bund gewesen sei, ist überhaupt ein Irrthum.

Wir erwähnten der Erbietungen, die der Cardinal von Lothringen schon vor vielen Jahren dem König Philipp machte; aber sie wurden nicht angenommen: da die Dinge nicht eintraten, die man besorgte, wurde es für keinen von beiden Theilen nöthig, über ein allgemeines gutes Vernehmen hinauszugehen. Zuweilen, wie im Jahre 1570, war das

[1] In Cabrera's Felipe II, 1010 findet sich eine Schilderung der französischen Zustände von Alonzo de Sotomajor, der bei Guise gewesen war. Sie muß später sein als sie angesetzt wird, da Caumont darin als Herzog von Epernon erscheint. Er wird als allmächtig bezeichnet: animo cauteloso, ambitioso, atrevido, absoluto, dado a placeres etc.

Haus Guise eher wider die Absichten der Spanier als für dieselben.

In den Jahren 1577 und 1578 sind Verhandlungen zwischen dem spanischen Botschafter Vargas und dem Herzog von Guise gepflogen worden, aber aus der Correspondenz von Vargas ergibt sich, daß sie nur allgemeine, hauptsächlich auf Schottland gerichtete Entwürfe, die dann nie ausgeführt wurden, betroffen haben.[1]

Das größte Aufsehen machten im Jahre 1582 die Aussagen eines Spaniers, Namens Salcedo, der wegen eines Vorhabens gegen den Herzog von Anjou festgenommen, eine ganze Anzahl angesehener und eifrig katholischer Franzosen als seine Mitschuldigen bezeichnete, diese Anklagen später wieder zurücknahm und wegen ihrer Falschheit selbst zum Tode verdammt ward. Wenn man die mit Eidschwüren bekräftigten Erklärungen einiger der vornehmsten Angeklagten erwägt, so kann man nicht zweifeln, daß die Aussagen auf Unwahrheit beruhten, vielleicht auf einem Betrug.[2] Salcedo war ein wegen seiner Betrügereien und Gewaltthätigkeiten berüchtigter Mensch. Die Spanier sahen die Sache, an der sie wahrscheinlich unschuldig waren, übrigens nicht ungern; sie meinten, daß aus dem Mißtrauen und dem Verdacht, der daher unter den Franzosen entspringen müsse, etwas Gutes für sie hervorgehen werde.

[1] Auszüge bei Mignet Antonio Perez S. 24.

[2] Villeroy Memoires: Je jure et appelle dieu et ses anges, suppliant sa divine justice, que son ire soit sur moi et mes enfans. — Busbeck erzählt 1. Oct. 1582 dem Kaiser, Salcedo habe falsche Münzen gemacht, sich damit ein Gut gekauft und als er daraus weichen mußte, es in Brand gesteckt. Epp. 478.

Aber Anklagen solcher Art, auf allgemeine Wahrscheinlichkeit gegründet, pflegen großen Thatsachen vorauszugehen. Im Jahre 1583 finden sich wirklich ernstliche Verhandlungen zwischen Philipp und den Guisen.

Ein Aragonese, Ritter des Malteserordens, Johann Moreo, hielt sich im Auftrag Philipps II. damals in Frankreich auf, um die Lage der Dinge zu erforschen und die Mißvergnügten durch die Hoffnung auf die Hülfe des Königs, die er ihnen machte, in ihrer Gesinnung zu bestärken. Der Herzog von Mayenne, den er in Poitou fand, begab sich schon damals mit ihm und einigen anderen vertrauten Katholiken nach Paris, zu mündlicher Berathung mit Guise, von welchem alles abhing. Guise war sehr geneigt, aber er trug noch Bedenken, sich gegen seinen König zu offener Empörung zu erheben. Die Jesuiten, die um ihn waren, wie Pater Claude, riethen ihm, daß er vorher sein Gewissen durch ein beistimmendes Wort des Papstes sichern möge. Es kam damals noch zu keiner Abkunft; Moreo begab sich nach Spanien zurück, um seinem König Bericht zu erstatten.

Im Frühjahr 1584 ward zwischen dem französischen und dem spanischen Hofe noch einmal über einen Austrag aller Differenzen unterhandelt. Der spanische Gesandte hielt sich überzeugt, daß wenn man den Franzosen Cambray überlasse, nicht durch Abtretung, was nicht angehe, sondern durch zeitweilige Uebertragung, diese sich verpflichten würden, sich in die Angelegenheiten des Königs von Spanien nicht weiter zu mischen.[1] Zugleich stand der Gesandte, Juan Baptista de

[1] Schreiben von Taffis 10. Mai 1584: agora mas que antes holgarian de que V. M. saliese a la proposition hecha los dias pasados de la dicha reyna en lo de Cambray y que por aqui se

Tassis, auch mit Heinrich Guise in genauem Verhältniß; doch war von einer Erhebung desselben gegen seinen König noch nicht die Rede. Guise's Gedanken waren vielmehr nach Schottland gerichtet. Er meinte, daß König Jacob bereit sei, die alte Religion wieder anzunehmen, sich von der Herrschaft der englischen Faction loszureißen: dazu forderte er Unterstützung an Geld und Mannschaft von Spanien, so wie Zusage künftiger Hülfleistungen; der Gesandte gibt den Rath, ihm darin willfährig zu sein, denn eines Tages könne die Welt eine solche Gestalt annehmen, daß dieses Geld mehr als nur gut angewendet sei.

Noch war, wie man sieht, kein Verständniß gegen den König von Frankreich im Gange: aber allerdings das beste Vernehmen und eine enge Verbindung gegründet.

Da trat der schon erwähnte Todesfall ein: 10. Juni 1584 starb der Herzog von Anjou und Alençon.

Durch große Thaten und Erfolge hat sich dieser Prinz kein Andenken zu stiften vermocht; fast noch wichtiger als sein Leben ist sein Tod.

Denn wovon zwar schon bisher die Rede gewesen, aber als von einer geheimnißvollen Sache, von der man in den Sternen lese, das gewann jetzt eine nahe auch für die Politik berücksichtigungswerthe Wahrscheinlichkeit: da Heinrich **III.**, der einzige Sproß der valesischen Linie, in kinderloser Ehe lebte, so sah man ihren Untergang voraus. Daran knüpfte sich aber die Aussicht der größten Veränderung. Das Recht

entallasse alguna reconciliation y renovacion de amistad — — si les quisiesse dexar pacifica esta possession figura se me, que de muy buena gana se obligarian a no empacharse en ninguna cosa mas que nos toque.

der Thronfolge gelangte an das Haus Bourbon, und zwar an dessen Oberhaupt, den König von Navarra, der ein Hugenotte war. Kein Wunder, wenn diese Erwartung das Land selbst und alle seine Nachbarn aufregte.

Schon die Niederländer dachten daran, als sie dem König Heinrich jene Erbietung machten; sonst würden sie nicht so weit gegangen sein.

Wenn nun aber die Spanier vor 20 Jahren in dem nur vorübergehenden und zweifelhaften Machtbesitz, zu dem König Anton von Navarra als Generalstatthalter in Frankreich gelangte, eine Gefahr erblickten, wie viel größere Besorgniß mußte es ihnen einflößen, daß jetzt die französische Krone selbst an den thatkräftigen Sohn desselben gelangen sollte. Sie glaubten es nicht dahin kommen lassen zu dürfen. Denn das würde den Krieg zwischen den beiden Kronen unvermeidlich machen; das ganze System von Europa, das Bestehen der spanischen Monarchie gefährden. Der Sohn König Philipps zählte erst sieben Jahre; man fragte, was aus demselben werden sollte, wenn den König ein Unfall betreffe, einem so furchtbaren Feinde gegenüber?

Eine wenig mächtige protestantische Partei hätte Philipp II. in Frankreich dulden können,[1] aber daß ein Mann, wie sein Gesandter Tassis sagt: „der ein Ketzer ist," die Summe der Gewalt in Frankreich in seine Hände bekommen sollte, das konnte er bei der katholischen Haltung, die er genommen, nicht ertragen. „Ich sehe keine Arme," sagt dieser Gesandte,

[1] Auch mit Heinrich von Navarra hat er zuweilen unterhandelt, aber ganz wahr mag sein, was Hieronymo Lippomano einmal aus Spanien schreibt: Intendo che a quel di Navarra seg'i daranno buone parole, a quel di Guisa buoni fatti.

„die dieß seiner Zeit verhindern könnten, als die des Herzogs von Guise.“

An und für sich wären auch die Guisen, deren erblicher Besitz wenig bedeutete, und die nur über ein paar Gouvernements eine ihnen vom König verliehene Autorität ausübten, hiezu nicht fähig gewesen. Was ihnen Macht verlieh, war, wie die Spanier von Anfang an bemerkten, ihre Parteistellung, die Anhänglichkeit der eifrigen, über die Duldung der Hugenotten in stets wachsender Unzufriedenheit begriffenen Katholiken an sie.

Wir kennen dieses immer fort gährende, energische, gewaltsame Element der katholischen Meinung in Frankreich. Nachdem es ihm im Jahre 1562 einmal gelungen war, sich in Paris zu consolidiren, und alles hugenottische Wesen von der Hauptstadt auszustoßen, hatte es sich von Zeit zu Zeit auch in den Provinzen selbständig geregt. Wir gedachten der Associationen des Adels, die in den Jahren 1564 und 1568 eine für den Hof, wenn er der Religion nicht treu bleiben würde, sogar drohende Haltung annahmen; des Bundes, der im Jahre 1572 zwischen dem Ehrgeiz der gefährdeten Machthaber und dem Fanatismus der Menge getroffen wurde; der Ligue von 1576, die, provinciell begonnen, sich unter der Autorität des Hofes über das ganze Reich verbreitete, und dann nicht so leicht, wie man dachte, wieder vernichtet werden konnte. Sie hatte sich mit municipalen und clericalen, so wie mit aristokratischen Interessen durchdrungen und schloß sich gern dem Herzog von Guise an, dessen Vater, ihre Sache vertheidigend, umgekommen war.

Man hat gesagt, daß Heinrich Guise auf diese mächtige Bundesgenossenschaft sich stützend und in Voraussicht dessen,

was da kommen sollte, schon längst ein ehrgeiziges Augenmerk auf die Krone selbst gerichtet habe: das Vorgeben des Hauses sei gewesen, daß es von Karl dem Großen abstamme; und ein besseres Recht an die französische Krone besitze, als die herrschende Dynastie. Es gab Genealogien, die in diesem Sinne verfaßt worden sind: in dem Buche, das man gewöhnlich dafür anführt, von Franz de Rosieres, einem Geistlichen von hohem Rang an der Kirche zu Toul,[1] vieljährigem Reisegefährten des Cardinals von Lothringen, finden sich sogar auf eine noch weiter zurück liegende Vergangenheit gegründete Ansprüche.

Nach diesem Autor war schon der alte Merwig ein Usurpator: er entsetzte den rechtmäßigen Erben, Albero, Sohn Clodions; von dem aber stammte in gerader Linie Itta, die ihre Rechte an ihren Gemahl Eustach von Boulogne brachte. Auch die Carolinger stammten von Albero ab, jedoch als die jüngere Linie. In Eustach, von weiblicher und männlicher Seite einem Nachkommen Carls des Großen, vereinigen sich die Rechte beider Linien und gelangen dann im Laufe der Zeit an das damals in Lothringen regierende Haus. Die Capetinger werden als Usurpatoren, Hugo Capet wird als ein Tyrann geschildert; der Verfasser leitet die lothringische Familie nicht geradezu von Carl von Niederlothringen her, aber er bringt sie mit demselben in Verbindung. Er sucht zu beweisen, daß das Haus von Lothringen, für welches er von beinahe fanatischer provincialer Vorliebe beseelt ist, nicht allein ächt

[1] Stemmatum Lotharingiae ac Barri ducum tomi VII. ab Antenore ad haec Caroli III. tempora. Parisiis 1580. Vgl. Procès verbal du pardon demandé par Fr. de Rosières im Anhange zur Satyre Menippé II, 406.

französisch, sondern von edlerer Herkunft sei, als mächtigere Königsreihen. Wie die ganze französische Dynastie, so behandelt er den damals lebenden König Heinrich mit einer auffallenden Nichtachtung. In anzüglichen Worten läßt er sich über den Tod des Cardinals von Lothringen vernehmen; dem König gibt er Schuld, daß er sich einer Führung überlasse, die ihn verweichliche und untauglich mache.[1] Nicht Alles ist historisch falsch, was Rosieres vorbringt, in jenen Zeiten mußte es das größte Aufsehen erregen. Wissen wir doch, daß der Cardinal von Lothringen des salischen Gesetzes mit Wegwerfung gedachte:[2] mit der Absicht, einen Prinzen von Lothringen auf den französischen Thron zu befördern, würde dies Buch eines seiner Freunde ganz gut zusammen stimmen.

Aber auch abgesehen von einem so hohen Ziele des Ehrgeizes, war die Aussicht auf die Thronfolge des Navarresen den Guisen in ihrer Stellung als französische Magnaten im höchsten Grade widerwärtig. Heinrich III. ordnete Epernon mit einem prächtigen Gefolge an den König von Navarra ab, um ihm zu sagen, daß er ihn als seinen präsumtiven Thronfolger anzuerkennen gedenke, wenn er katholisch werde und nach Hofe komme. Als Epernon die Hauptstadt verließ, versäumte er nicht von allen Herren des Hofes Abschied zu nehmen, nur den Guisen sagte er kein Lebewohl. Die Guisen fanden

[1] jam a publico rerum statu alienior domesticae curae indulgere coepit (S. 369.). Auch er gedenkt der Pariser Mette: hisce S. Bartholomaei matutinis pie absolutis.

[2] Pasquier Lettres XI. Vgl. das florentinische Dispaccio bei Alberi Caterina Medici 194. Danach treten die Günstlinge gegen Ende 1584 ab, per abbassare la parte del duca di Guisa e crescere quella del re di Navarra, col quale sono legati per la volontà del re.

es schon gefährlich, wenn Heinrich auf den Vorschlag einging: eine Verbindung mit dem Thronfolger hätte dem Günstling eine noch festere Stellung verschafft. Wie aber vollends dann, wenn der König von Navarra standhaft in seiner Religion blieb, und deß ungeachtet auf den französischen Thron gelangte. Die Verfechter des Katholicismus in Frankreich wollten es so wenig, wie die Spanier, dahin kommen lassen.

Heinrich Guise hatte jedoch noch einen Scrupel: der Gesandte, der die Unterhandlung mit ihm führte, versichert, er habe gefürchtet als ein Rebell zu erscheinen.[1] Er ließ bei dem Papst Gregor XIII. in Rom darüber anfragen.

Der Papst hat geantwortet, „wenn die Absicht allein religiöser Natur sei, so gebe er dazu seinen Segen."[2] Ein Orakelspruch, bei dem der Papst unter allen Umständen bestehen konnte, den aber Guise zu seinen Gunsten auslegte. Denn auf die Erhaltung der katholischen Religion war in der That seine vornehmste Absicht gerichtet: alles Andere konnte als Mittel zu diesem Zweck erscheinen.

Im Schlosse Joinville hat man lange Zeit ein kleines Kabinet als das Zimmer gezeigt, wo die Ligue geschlossen worden. Mitte Januar 1585 waren daselbst die beiden Abgeordneten des Königs von Spanien, welche die Unterhandlungen bisher getrieben hatten, Tassis und Moreo, die Herzöge von Guise und Mayenne, der zugleich für den Cardinal Guise

[1] Tassis 443 spricht von der rebellionis nota, quam abhorrebat Guisius: — nactus religionis fundamentum, ad cuius conservationem nihil esse credebat, quod non liceret, animum ad arripienda arma componere coepit.

[2] Maffei Gregorio XIII. c. II, 319. Der Herzog Nevers fand sich jedoch, wie er an Thuanus ausführlich erzählt, durch die von Rom gekommenen Erklärungen keineswegs befriedigt. lib. 81, S. 11.

und die Herzöge von Aumale und Elboeuf verhandelte, und ein Abgeordneter des Cardinals Bourbon bei einander. Sie brachten den Tractat mit einigen geheimen Bestimmungen, die bisher so gut wie unbekannt geblieben sind, zu Stande. Der Sinn von beiden ist folgender.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß ein Ketzer nicht König von Frankreich werden dürfe, erklärte man sich einverstanden, daß diese Krone nicht dem König von Navarra, sondern dem Oheim desselben, einem jüngern Bruder König Antons, Cardinal von Bourbon, zukomme, der denn auch durch seinen Bevollmächtigten diesen Anspruch annahm und in den Bund eintrat. Man vereinigte sich ferner zu dem Plan einer vollkommenen Ausrottung des Protestantismus nicht allein in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden. Der König von Spanien sagte für das erste Jahr eine Beihülfe von einer Million Scudi zu. Dagegen verpflichteten sich die französischen Großen, die sich im Voraus als Inhaber der königlichen Macht betrachteten, auf das Bündniß mit den Türken, so wie den Seeraub in den indischen Gewässern zu verzichten, Cambray zurückzugeben, zur völligen Eroberung der Niederlande zu helfen. In einigen besonderen Artikeln fügten sie noch andere sehr außerordentliche Zugeständnisse hinzu. Sie versprachen, den Prior Anton von Crato, Prätendenten von Portugal, in die Hände des Königs von Spanien zu liefern, nur unter der Bedingung, daß er, wenn gleich in sicherem Gewahrsam gehalten, doch glimpflich behandelt würde. Auf die Abweichung Heinrichs von Navarra vom katholischen Glauben gründeten sie ferner die Zusage, alle Besitzungen desselben außerhalb der Gränzen von Frankreich, also Nieder-Navarra und Bearn, an den König von Spanien gelangen zu

lassen.[1] Guise und Mayenne verpflichteten sich besonders wegen des Priors: der Cardinal wegen des Ueberrestes von Navarra. So entschieden war das territoriale Interesse von Spanien bei diesen Verträgen ins Auge gefaßt. Nicht allein für die Religion, sondern auch für sein Land meinte Philipp zu sorgen, wenn er seinen neuen Verbündeten ansehnliche Geldsummen zukommen ließ, die sie in den Stand setzten, sich zu rüsten.

König Heinrich III. bewegte sich noch in jenen Deliberationen, in der Meinung, daß Krieg und Frieden in Europa von seinen Entschlüssen abhänge, als er plötzlich in seinem eigenen Reiche kriegerische Bewegungen sah, die er nicht befohlen hatte: sein erster Gedanke war, Heinrich von Guise in Joinville aufheben zu lassen; eine Abtheilung der Garnison von Metz sollte dieß ausführen. Aber noch zur rechten Zeit ward Guise hievon unterrichtet, und er eilte nach Chalons, das ihm seine Thore eröffnete, im Widerspruch mit dem

[1] Instrumentum de dedendo Antonio Portugalensi und ferner Instrumentum donationis factae a Cardinale Bourbonio in favorem Regis Catholici, die auch als der 48. und 49. Artikel des Vertrags erscheinen, finden sich in den angeführten Commentarien von Tassis p. 456. Die Bundesurkunde selbst ist ultimo die anni 1584, das erste Instrument diebus calendis Januarii 1585 datirt, das zweite 16. Januar 1585. Nach Tassis Versicherung ist das letzte das wahre Datum aller dieser Verträge. (446.) Bei Dumont, dessen Abdruck überhaupt wenig Authenticität hat, fehlen die geheimen Artikel; sie sind bisher ganz übersehen worden. In jener Zeit ward noch eine kleine Schrift Ragguaglio dello prattiche tenute con il Re di Spagna degli Signori Guisi verbreitet und sie findet sich hie und da in den Sammlungen politischer Informationen. Darnach sollte der größere Theil der stipulirten Summe erst dann bezahlt werden, wenn die Ligue dem König Marseille oder Lyon überliefere; dafür findet sich aber kein authentischer Beweis: in dem wirklichen Vertrag ist keine Spur davon.

königlichen Befehlshaber.[1] Auch eine Anzahl anderer Plätze fielen durch den Willen der Bürgerschaften oder den Beitritt der Gouverneurs in die Hände der Guisen.

Mitte April erschien ihr Manifest.

Es ist vor allen Dingen gegen die Günstlinge gerichtet, welche jeden Andern von der Staatsverwaltung verdrängt und sie ausschließlich in Besitz genommen haben; wie durch sie der von den letzten Ständen bereits gefaßte Beschluß, ganz Frankreich wieder zu seiner Religion zu bringen, rückgängig geworden sei, so werde jetzt auch alle Gunst nur eben den Verfolgern der katholischen Kirche zu Theil; und in demselben Sinn behandle man die Aufstellung eines Thronfolgers. Aber dahin dürfe es in dem allerchristlichsten Reiche niemals kommen, daß ein Ketzer an die Regierung gelange; keineswegs seien die Unterthanen verpflichtet, die Herrschaft eines Fürsten anzuerkennen, der nicht katholisch sei, denn der erste Schwur des Königs, wenn man ihm die Krone auf das Haupt setze, laute auf Erhaltung der katholisch-apostolisch-römischen Religion.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesem Manifest, in welchem neben dem religiösen auch mannichfaltige politische Absichten hervortreten.

In den Guisen lebte der Geist der alten Autonomie französischer Magnaten in seiner vollen Stärke; sie konnten des

[1] Ich entnehme das aus einem Briefe von Don Bernardino de Mendoza, 5. April 1585. Es sei der Garnison in Metz befohlen worden que saliendo a la deshilada viniesse a Chamvilla a prender al duca de Guisa. Davon, was Cardinal Offat sagt, daß Guise selbst im ersten Augenblick daran gedacht habe, sich der Hauptstadt und der königlichen Person zu bemächtigen, habe ich in den gleichzeitigen Papieren nichts finden können. Es scheint nur ein Vorschlag gewesen, aber von Guise verworfen worden zu sein.

Einflusses auf die allgemeinen Angelegenheiten nicht entbehren; am nächsten lag ihnen, ihre eigene Stellung unangetastet zu behaupten; als eine der vornehmsten Beschwerden stellten sie auf, daß man Aemter, die durch Dienste erworben seien, den Inhabern gegen eine Geldentschädigung entreiße; Niemand solle fortan sein Amt verlieren, außer in den bestimmt vorgeschriebenen Fällen, auf den Spruch ordentlicher Richter aus den Parlamenten.[1]

Alle alten Klagen des Adels, der Geistlichkeit und der Städte machten sie zu den ihren; sie forderten regelmäßige Ständeversammlungen von drei Jahren zu drei Jahren, wo ein jeder seine Beschwerden in voller Freiheit müsse vortragen dürfen. Bemerkenswerth ist, wie sie sich über diese Zusammenkünfte ausdrücken. Es seien Conferenzen, sagen sie, zwischen Fürst und Volk, um einmal Rechnung zu halten über die gegenseitigen gleich alten, gleich heiligen Verpflichtungen.

In den meisten großen Städten war das municipale Interesse, wie in Paris, in eine gewisse Verbindung mit dem katholischen getreten. Wie die Regierung sich in andern Beziehungen Eingriffe in die hergebrachten Rechte erlaubte, z. B. in die Gerichtsbarkeit, so erschien es als ein ähnlicher Eingriff, wenn sie jetzt Duldung für die Andersgläubigen anordnete. Die Guisen konnten auf Beifall rechnen, wenn sie die Städte vor der Aufnahme königlicher Garnisonen warnten.

So gerechtfertigt jene Reformversuche des Jahres 1583 an sich sein mochten, so wurden sie jetzt dem König nachtheilig. Wir sind unterrichtet, daß die Ligue durch den Credit

[1] Joannis Baptistae de Tassis Commentariorum de Tumultibus Belgicis sui temporis libri octo. Hoynck van Papendrecht: Analecta Belgica Tom. II, Pars I, p. 433.

eines in Folge der damaligen Untersuchungen verjagten hohen Finanzbeamten, der nach der Franche-Comté geflüchtet war, unterstützt wurde. In die Parlamente hatte sie in den Zeiten ihrer Macht eine Menge Anhänger zu bringen gewußt; auch diese sahen sich von dem König bedroht und einen Rückhalt in dem alten Beschützer.

Dergestalt riefen die Guisen das Selbstgefühl der Stände, der Verwaltung, der Gerichte und der großen Machthaber mit einemmal gegen die Regierung in Kampf, nicht allein gegen die Mißbräuche derselben, sondern auch gegen ihre gerechtfertigten Bestrebungen.

Das Außerordentliche aber war, daß diejenigen, welche im Namen „des bessern und gesundern Theiles der Nation," denn so drückten sie sich aus, zur Restauration von Frankreich die Waffen ergriffen, sich zugleich mit dem alten Landesfeinde verbunden hatten. Den Versuchen, die Monarchie im Innern herzustellen, und ihr nach Außen eine freiere Wirksamkeit zu verschaffen, so schwach sie auch sein mochten, und vielleicht eben darum, weil sie so wenig Energie in sich trugen, sollte zugleich ein Ende gemacht werden. Das religiöse Moment umfaßte, entschuldigte alles und verdeckte jeden Widerspruch.

Erneuerter Hugenottenkrieg.

Man hätte nicht anders erwarten sollen, als daß es bei der Schärfe dieser Gegensätze sofort zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen ihnen kommen müßte.

Hätte Heinrich III. den ganzen Umfang der gegen ihn geschlossenen Verbindung gekannt, so wäre ihm nichts übrig geblieben, als im Innern sich mit den Hugenotten zur

Aufrechthaltung der Pacification zu vereinigen, mit ihnen die Guisen zu bekämpfen, nach Außen die Erbietungen der Niederländer anzunehmen und mit dem König von Spanien zu brechen. Wenn man erwägt, daß die alte Antipathie gegen die Spanier, noch vor Kurzem lebendig angeregt, leicht wieder aufgerufen werden konnte, und daß auch unter den Katholiken mit nichten alle mit den Guisen einverstanden waren:[1] — gewiß nicht die Prinzen von Geblüt aus dem Hause Bourbon, eben so wenig ein großer Theil des Adels, der eine natürliche Verpflichtung gegen den Fürsten fühlte, oder gewohnt war, sich an den Hof zu halten, auch nicht die mittleren Stände, in denen viele für unerlaubt hielten, der Religion halber von den Fürsten abzufallen, wie sich denn selbst alte Freunde der Guisen jetzt aus Gewissensscrupeln von ihnen zurückzogen — so sieht man wohl, daß es dem König zu einem großen und entschiedenen Widerstand nicht an Kräften gefehlt hätte.

Allein er selbst hätte dazu ein anderer Mann sein müssen, scharfsinniger als er war, und scharfsichtiger, fähig Entschlüsse zu fassen, die mit Gefahren verbunden sind, zum Kriege geneigt. Villeroy stellte ihm vor, daß er um keinen Preis eine Faction neben sich aufkommen lassen dürfe, die katholisch sei, und Verfechter der katholischen Ideen zu ihren Oberhäuptern habe. Der König entschloß sich, mit seinen Feinden lieber einen Vertrag abzuschließen, als mit ihnen zu schlagen.

Das war nun einmal sein Schicksal und das Schicksal des ganzen Hauses, in den Conflicten der religiösen Ideen

[1] Commentarii delle cose successe nel regno di Francia. Manuscript der großherzoglichen Bibliothek zu Carlsruhe: parte de' cattolici aborrendo tal attione, comme quella che pareva lor peccato di lesa Maesta si misero col re e lo esortavano a far la guerra.

und der Staatsgewalt in innere Verwirrung zu gerathen, und den Pfad nicht zu finden, der daraus hätte retten können.

Die Guisen hatten in ihrem Manifest die Königin Mutter, „ohne deren Weisheit das Reich schon längst zertrümmert wäre,“ aufgefordert, zum Heile desselben sie bei dieser Gelegenheit nicht zu verlassen, nicht ohne eine Andeutung, daß sie jetzt weniger, als sie verdiene, zu den Geschäften gezogen werde: eben ihr übertrug der König die Unterhandlung. Trotz ihres Alters, ihrer Gicht und des Hustens, an dem sie damals litt, machte sie sich dazu auf. Auch Catharina fühlte sich durch die Aussicht Heinrichs von Navarra auf die Krone geängstigt; sie hat gesagt, sie fürchte, er könne alsdann ihre Tochter Margarethe, seine Gemahlin, umbringen lassen: denn die widerwärtigsten Dinge waren zwischen ihnen begegnet, und gewiß wurde Margarethe damals von den Liguisten ihrem Gemahl entgegengestellt.[1] Hatte Catharina, da sie mit dem Schwiegersohn gebrochen, wirklich die Absicht, ihren Enkel, den Prinzen von Lothringen, auf den Thron zu bringen? Es erhellt nicht mit voller Bestimmtheit: aber dem Herzog Heinrich hat sie gesagt, sie denke, er selber solle der Stab ihres Alters sein.[2]

Den Guisen selbst war bereits an einer Abkunft gelegen; denn gar bald hatten sie das von Philipp II. gesendete Geld ausgegeben: in der tumultuarischen Aufregung, in welche ihre

[1] Schreiben von Guise an Philipp II., um Hülfe für sie, elle, que nous avons établie comme obstacle aux desseins de son mari et instrument fort propre, pour contraindre le roi à la guerre. (Pap. von Simancas.)

[2] que havia de ser el baston de su vejez pues bien savia que a ningun estaria peor que el de Navarra fuese rey que a ella porque havia luego matar a su hija. (P. v. S.)

Erhebung alles versetzte, fanden sie es erwünscht, den Vortheil festzuhalten, der sich ihnen darbot.

Die Schwierigkeit der Unterhandlung Catharina's, die zu Nemours gepflogen wurde, lag fast mehr in den persönlichen Ansprüchen, als in den religiösen Forderungen der Verbündeten: denn gegen die Einwirkungen der Günstlinge, über die sie klagten, wollten sie, wenn sie dieselben nicht stürzen konnten, wenigstens auf das beste gesichert sein.

So viel erreichte die Königin, daß den Guisen nicht auch Metz, wie sie verlangten, überlassen zu werden brauchte, aber übrigens bewilligte sie ihnen sehr umfassende Zugeständnisse: dem Herzog von Guise Verdun, Toul, S. Dizier, Chalons; dem Cardinal von Bourbon: Soissons; die festesten Plätze in Bourgogne, Bretagne, Picardie wurden an Mayenne, Mercoeur und Aumale überlassen; alle erhielten die Erlaubniß sich Leibgarden zu halten und sie aus den Einkünften der Provinzen zu besolden. Wie die Häupter, so gewannen auch ihre vornehmsten Anhänger eine verstärkte persönliche Stellung.[1] Ein Edict erging, in welchem ihre bewaffnete Erhebung gutgeheißen, als dem König wohlgefällig bezeichnet ward.

Bei weitem mehr als in dem Manifest, erscheint in diesem Edict das religiöse Interesse als die Hauptsache; alle bisherigen Pacificationserlasse werden darin widerrufen, die den Hugenotten zugestandenen Sicherheitsplätze zurückgefordert, die gemischten Kammern aufgehoben. Das Edict vom Juli 1585 geht noch weiter, als die im Jahr 1568 und nach der Bartholomäusnacht ergangenen. Es verbot nicht allein, wie diese,

[1] Articles accordés à Nemours au nom du roy 7. Juillet 1585: Mémoires de Nevers, welche die Memoiren der Ligue ergänzen, I, 688.

die Ausübung jeder andern als der katholischen Religion, sondern das Bekenntniß überhaupt. „Wir haben geboten und gebieten," heißt es darin, „daß alle, die sich zu der neuen Religion halten, sie verlassen, und binnen sechs Monaten das Bekenntniß der katholischen, apostolischen und römischen Religion ablegen: oder wenn sie das nicht thun wollen, aus unserm Königreich und den Ländern unseres Gehorsams weichen." Die strengsten hierarchischen Gesetze, gegen die so lange gekämpft worden war, wurden erneuert; auch das einfache Bekenntniß abweichender Meinungen wie vor Alters mit Confiscation der Güter und Lebensstrafe bedroht.

Wie die Guisen gefordert, ließ der König dieß Edict in seiner Gegenwart im Parlamente verificiren (28. Juli 1585).

In seinem Herzen war er nicht dagegen. Nicht allein in den Jahren seiner Jugend, sondern noch bei den Ständen zu Blois hatte er ähnliche Grundsätze geäußert. Auch ihm erschien es als ein großer Gewinn, daß das gesammte Reich zur Einheit der Religion zurückgebracht würde. Wenn in Blois alles daran gescheitert war, daß die Stände die zu dem Kriegsunternehmen gegen die Hugenotten erforderlichen Geldmittel nicht hatten bewilligen wollen: so macht es dem König ein eigenthümliches Vergnügen, daß sie jetzt durch eine Factionsbewegung dazu gebracht waren, ihre Kräfte zum Krieg anstrengen zu müssen. Mit ironischem Humor sagte er dieß einst den Herren von der Geistlichkeit und den Deputirten der Hauptstadt.[1] Die Ideen der Reform und Ersparniß wurden unter diesen Umständen verlassen; die Finanzbeamten kauften sich durch eine große Summe von der begonnenen Untersuchung

[1] Rede bei Dupleix Histoire de Henry III., 118.

los. Die abgeschafften gerichtlichen Aemter wurden hergestellt und fanden aufs neue Käufer.[1]

Alles bereitete sich zum Kriege vor. Dem König von Navarra war nicht wohl dabei: wir werden des Augenblickes der äußersten Hoffnungslosigkeit, die ihn einst übernahm, noch gedenken.

Eben in Bezug auf ihn selbst hatte König Heinrich III. doch nicht ganz nachgegeben: er erkannte nicht an, daß der König von Navarra den Thron niemals besteigen könne: aber wozu das lebendige Gefühl der Legitimität, das er nährte, es nicht kommen ließ, das geschah, ohne Zweifel mit noch größerer Wirkung auf die katholisch Gläubigen von Rom her. In Rom war ein förmlicher Proceß gegen die beiden hugenottischen Prinzen aus dem Hause Bourbon, Navarra und Condé instruirt worden; auf den Grund desselben erließ der so eben auf den heiligen Stuhl gelangte Papst Sixtus V. jene Bulle, welche die Welt in Erstaunen setzte, in der er die Prinzen nicht allein als Ketzer, sondern als Gönner und Führer derselben, die in das Verbrechen der Ketzerei wieder zurückgefallen seien, aller ihrer Besitzthümer, namentlich ihrer Ansprüche an die Krone von Frankreich für verfallen erklärt. Schon daraus ging eine Verstimmung zwischen den eben Vereinigten hervor. Die Guisen glaubten ihre Freundin Catharina Medici, als sie einmal Verhandlungen mit Heinrich von Navarra versuchte, warnen zu müssen, sich nicht an den Abgrund der Excommunication zu wagen: sie haben für den Fall einer Abkunft, die dennoch zwischen den beiden Königen getroffen werden möchte, zu Orcamp förmlich den Beschluß

[1] Pasquier Lettres liv. X, l. IX.

angenommen, daß ihre religiöse Pflicht sie über alle Rücksichten der Unterthänigkeit erhebe.[1]

Darin aber — in dem Gange der Sache selbst — lag nicht der einzige Grund eines Mißverständnisses; ein anderer entsprang aus der Fortsetzung der guisisch-spanischen Verbindungen. Philipp II. war mit dem raschen Friedensschluß der Guisen keineswegs zufrieden, zumal da sie darin versprochen hatten, auf alle fremde Bündnisse Verzicht zu leisten: das Entfernteste wie das Nahe bedenkend, erblickte er eine Gefahr darin, wenn es Heinrich III. etwa gelingen sollte, die Hugenotten zu unterwerfen: denn wie leicht konnte sich derselbe dann mit seiner katholisch gewordenen Monarchie auf Spanien stürzen! Philipp II. drängte Heinrich Guise zu der Versicherung, niemals die Waffen gegen Spanien tragen, ja von seinem König abfallen zu wollen, wofern dieser je ein spanisches Land angreifen sollte. Der Herzog ließ sich wirklich dazu bewegen: er gewann es über sich zu erklären, unter den Bündnissen, auf die er Verzicht geleistet, seien nur die zu verstehen, welche zum Schaden des Reichs, nicht welche zu dessen Vortheil gereichen könnten, wie das spanische.[2]

Wenn Zusagen dieser Art auch nur im Geheim geschahen, so hoben sie doch alles einträchtige Zusammenwirken der Bundesgenossen auf. Man erkannte täglich mehr das Bestehen zwei auseinanderstrebender katholischer Parteien. Die royalistische wollte den legitimen Thronfolger und seine Anhänger zu ihrem

[1] Le devoir chrétien les devoit transporter par dessus toute subjection etc. Bouillé III, 192.

[2] que lo de las ligas rinunciadas se entendia de las que eran contra el reyno y no desta que era en bien del y en servicio de nuestro Señor, per lo qual la mantidra ensempre.

Bekenntniß herüberziehen und auf diese Weise Frankreich zu Einer Religion vereinigen, damit es um so mächtiger würde. Die liguistische wollte den Thronfolger auf jeden Fall ausschließen, die Hugenotten vernichten, ihre Güter in Besitz nehmen: sie hielt sich bei weitem mehr an die allgemein kirchliche Idee als an die französische, an den König von Spanien bei weitem mehr, als an ihren eigenen.

Im Jahre 1586 kam es zu mannichfaltigen Kriegsunternehmungen, aber in den katholischen Heeren selbst begegneten sich die Gegensätze. Dem Herzog von Mayenne stellte der König royalistische Unterbefehlshaber an die Seite, denen der Führer niemals ganz traute, und die ihm niemals recht gehorchten. Der Herzog von Guise suchte, wo er commandirte, die royalistischen Officiere aus seiner Nähe zu entfernen, und sich nur mit unbedingten Anhängern zu umgeben. Die Kriegführung der Guisen zeigte sich nur da mannhaft und entschieden, wo sie ihre eigene Sache führten: wenn es galt, eine Stadt, die von ihnen abgefallen, wieder herbeizubringen, wie Auxonne, oder eine Festung, die in protestantische Hände gerathen war, jetzt für sich selbst zu gewinnen, wie Rocroy; besonders gegen Sedan und Jamets waren, in Uebereinstimmung mit dem König von Spanien, ihre Unternehmungen gerichtet. Im südlichen Frankreich hatten sie mehr einen politischen als militärischen Zweck. Indem sie mit dem Herzog Montmorency in Languedoc schlugen, war doch ihr Sinn nicht so sehr darauf gerichtet, denselben durch Gewalt zu unterwerfen, was der Krone eher zu Statten gekommen wäre, als ihn für sich zu gewinnen; verbunden würden sie, wie sie sagten, stark genug sein, um dem König selbst das Gesetz vorzuschreiben.[1]

[1] Guise an Mendoza 3. Februar 1586. Et seroit nécessaire, que

Sollte aber Montmorency-Damville, der dem Gedanken eines friedlichen Beisammenlebens der beiden Confessionen zuerst Ausdruck gegeben hatte, von seinem eigenen System abfallen und sich den alten Feinden seines Hauses zugesellen? Er hielt an Heinrich von Navarra fest. So gefahrdrohend der Angriff zuerst erschienen war, so wenig bedeutende Erfolge hatte er doch. Die Hugenotten brachten nicht weniger Plätze in ihre Hand als ihrerseits die Katholischen.

Für das nächste Jahr gewährten ihnen die sich erhebenden Sympathien ihrer Glaubensgenossen in den benachbarten Ländern noch bessere Aussichten.

Nicht eben leicht war es, die protestantischen Streitkräfte in Bewegung zu setzen. Königin Elisabeth mußte zu einer Geldhülfe bewogen werden; kleinere Summen wurden von dem südlichen Frankreich nach der Schweiz, von Rochelle nach Hamburg geschickt; und nur selten genügten sie den aufgestellten Forderungen. Aber zugleich zeigte sich doch auch ein lebendiger Antheil an der Sache. In Deutschland hatte man nicht vergessen, was Joachim Friedrich von Brandenburg, damals Administrator von Magdeburg, ausdrücklich in Erinnerung brachte, daß das Reich seinen Religionsfrieden der Waffenerhebung eines Königs von Frankreich zu verdanken habe; man glaubte nur eine Pflicht der Erkenntlichkeit zu erfüllen, wenn man nun auch mit deutscher Hülfe den Franzosen einen Religionsfrieden verschaffe. Nichts Anderes in der That begehrten die Hugenotten; wie Du Plessis Mornay sagt, das deutsche Heer solle die Hebamme des französischen Friedens

le dit Mr. (Montmorency) s'alliât avec nous plustôt qu'avec le roy même, afin que d'un commun accord nous puissions donner la loi.

sein. Der deutschen Unterstützung aber, die den Franzosen schon öfter zu Statten gekommen war, gesellte sich diesmal auch eine schweizerische bei. Die evangelischen Cantone waren durch den Bund der katholischen mit König Philipp so eben in die größte Aufregung gesetzt; in dem Siege der liguistischen Macht in Frankreich sahen sie nicht nur eine allgemeine, sondern noch besonders eine eigene Gefahr. Und so geschah, was bisher noch immer durch den alten Einfluß der französischen Krone auf die Eidgenossenschaft vermieden worden: die Obrigkeiten in Bern, Zürich, Basel, Schaffhausen gestatteten Werbung zu Gunsten der Hugenotten in ihren Gebieten;[1] nicht einzelne Reisläufer, sondern drei große Regimenter bei 16,000 Mann stark brachen nach dem pfälzischen Gebiete auf, wo sich die deutschen Truppen versammelten.

Johann Casimir fand es dießmal aus nachbarlicher Rücksicht auf Lothringen nicht rathsam, das Heer selbst ins Feld zu führen, so erwünscht bei demselben auch die Autorität gewesen wäre, die ihm sein höherer Rang und seine Erfahrung verlieh: in seinen Diensten stand ein preußischer Edelmann, Fabian Burggraf zu Dohna, den ihm einst Hubert Languet zugeführt, und der ihn dann auf seinen Reisen nach den Niederlanden und nach England, bei seiner cölnischen Unternehmung zu Gunsten von Gebhard Truchseß begleitet hatte: ein Mann von allgemein protestantischem Religionseifer, und nicht ohne Kunde der Waffen; dem übertrug er die Heerführung. Es

[1] Daß sie es erlaubten, ergibt sich aus allen authentischen Papieren, unter andern den Denkschriften von Sillery, 1587 bis 1593, Manuscript zu Berlin. Da heißt es: Ceux des Cantons — — s'étoient tellement oubliés que d'avoir permis à un grand nombre de leurs subjects à marcher etc.

waren viertausend deutsche Reiter, einige Geschwader Landsknechte und vierthalbtausend Franzosen, die unter Dohna gegen Lothringen vordrangen; man sieht, welch ein ansehnliches Heer sie mit den Schweizern zusammen bildeten.

Heinrich von Navarra erkannte dieß Heer unbedenklich als das seine an. Denn gegen seine Feinde, von Guise und Lothringen, deren Absicht dahin gehe, Frankreich zu ruiniren und zu stürzen, schien es ihm erlaubt, auswärtige Hülfe heranzuziehen. Er meinte, er müsse den König von Frankreich von ihnen befreien.

Dessen Meinung war es nun keineswegs, sich befreien zu lassen. Wohl fühlte er, daß in den Behauptungen Navarra's etwas Wahres liege: wenn er auch nicht das ganze Verhältniß der Spanier zu den Guisen ermaß, so wußte er doch so viel, daß sie spanisches Geld empfingen, und griff mit Händen, daß sie ihre eigene Sache, nicht die seine verfochten: insofern erschien Heinrich von Navarra als sein natürlicher Bundesgenosse. Aber auch dem durfte er doch wieder nicht gestatten, daß er sich selbständig mit einer fremden Kriegsmannschaft vereinigte.

Heinrich III. hoffte noch, beide zu unterwerfen, die Hugenotten zu dämpfen, die Guisen zu bezwingen, seine katholische und gouvernementale Idee durchzuführen. Gegen Navarra schickte er einen seiner Günstlinge Joyeuse ins Feld: dem anziehenden deutschen und schweizerischen Heere wollte er selbst entgegengehen. Als er Paris in dieser Absicht verließ, glaubte er zu einem großen, unendlich schweren und wichtigen Werke aufzubrechen. Der Nuntius schildert in seinen Berichten, wie der König am Morgen sich aus dem Bette erhoben, noch unangekleidet sich auf die nackten Knie geworfen und

lange gebetet, hierauf die Eucharistie empfangen habe; so vorbereitet, unter religiösen Gefühlen ging er ins Feld.

Man hat den Feldzug den Krieg der drei Henry genannt; jeder von ihnen, Heinrich von Navarra, Heinrich III. und Heinrich von Guise spielte darin seine eigenthümliche Rolle.

Der König von Navarra hatte das Glück, mit der kleinen kriegsgeübten Schaar, die ihn umgab, das prächtige Heer, mit welchem Joyeuse gegen ihn vorrückte, bei Coutras vollkommen zu schlagen; der Führer selbst ward getödtet. Es war die erste Schlacht seit einem Vierteljahrhundert bürgerlicher Kriege, welche die Hugenotten gewannen: dieser junge Fürst lehrte sie in offenem Felde siegen. Ob er nun aber auch so viel Ansehen über sie hatte, um sie zusammenzuhalten, als sie ihre Beute nach Hause zu bringen wünschten, oder ob es an ihm selbst lag, wenn er den Sieg nicht vollständiger benutzte? Wir wollen diese alte Frage nicht entscheiden.

König Heinrich III. besetzte beide Ufer der mittlern Loire, um eine Vereinigung des heranziehenden schweizerisch-deutschen Heeres mit den Hugenotten des südlichen Frankreichs zu verhindern. Und auf das beste gelang ihm das. Fabian Dohna ließ sich durch glänzende Hoffnungen, die man ihm machte, von den höher gelegenen Uebergangspunkten abführen: tiefer aber fand er den König. Immer in westlicher Richtung, ohne besonderen Widerstand — denn das Scharmützel bei Vimorry, wo er persönlich auf Mayenne traf, ist doch kaum der Erwähnung werth — aber auch ohne Erfolg bis gegen Chartres vorrückend, sah er sich endlich genöthigt, inne zu halten. Mit ihm zu schlagen hatte König Heinrich III. keine Neigung, denn diese Leute würden wie Verzweifelte fechten, aber er fand ein anderes Mittel, sie zum Rückzug zu vermögen. Die

Werbungen waren in der Schweiz hauptsächlich deshalb zugelassen worden, weil man behauptete, daß es nicht der König, sondern die Guisen seien, gegen die man ausziehe; diese Ansicht beschloß er zu widerlegen. Ein Zürcherischer Hauptmann, [1] der in dem Heere diente, hat verzeichnet, wie der König demselben zuerst seine Verwunderung zu erkennen gab, daß er Eidgenossen sich gegenüber sehe, zuwider dem ewigen Frieden und den aufgerichteten Bündnissen; darauf unter den Schweizern der Beschluß gefaßt ward, den König seines Irrthums zu verständigen, und Abgeordnete zu ihm zu schicken; wie aber diese, als sie ihn sahen und ihren Fußfall vor ihm leisteten, vielmehr von ihm eines Bessern belehrt wurden. Der König erklärte: nicht für ihn, sondern wider ihn seien sie herangezogen: er sage es ihnen selbst, er der König; er sei kein Phantom, er stehe vor ihnen. Sie antworteten: gegen die Krone von Frankreich führten sie weder Hellebarde noch Schwert. In das Lager zurückgekommen, theilten die Abgeordneten ihre veränderte Stimmung auch den andern Hauptleuten mit; keiner von allen wollte mit einer Unternehmung gegen die französische Krone zu schaffen haben: sie nahmen Geld von dem König an. Ohne zu schlagen, erwarb sich Heinrich III. doch in der That das Verdienst, diesen Einbruch, vor dem man sich in Paris wie vor einer neuen Völkerwanderung fürchtete, in seinem Anlauf zu brechen.

Indessen wollte das Schicksal, daß der Herzog von Guise

[1] Johann Haller, dessen handschriftliche Chronik auf der Stadtbibliothek zu Zürich überhaupt noch manches Neue darbieten dürfte. Nach einem Schreiben von Catharina Medici (8. Nov.) sagten die Schweizer dem König, »que leurs piques ne piqueront ni leurs espées ne trancheront jamais contre le roi.«

die größere Ehre davon trug. Ein höchst außerordentliches Verhältniß war es, worin er zu dem König stand. Es ist gewiß, daß Heinrich III. nicht allein des Feindes wegen, sondern auch deshalb so stark wie möglich im Feld erscheinen wollte, um Guise neben sich in seine Schranken zu bannen.[1] Eben so gewiß ist, daß Guise von den Spaniern unterstützt wurde, damit er dem König von Frankreich gegenüber aufrecht bleibe:[2] sie gaben ihm Geld, ausdrücklich, um ihn gegen den König zu verstärken und ihn in den Stand zu setzen, seine Freunde zu befriedigen.

Man möchte sie mit Bomilkar und Hanno, oder mit zwei römischen Consuln vergleichen, die einander auf den Tod hassend gegen denselben Feind fochten, wäre die Lage nicht hier noch seltsamer, da der eine von beiden der König, der andere nur ein Gouverneur und Kriegsbefehlshaber war.

Bisher hatte Guise eben noch nicht viel gegen den Feind geleistet, als die Wirkung der königlichen Worte auf die Schweizer dem Burggrafen den Gedanken einflößte, mit seinem Heere zunächst eine Richtung gegen Guise zu nehmen, gegen welche die Schweizer zu fechten kein Bedenken tragen würden: er hoffte ihn im offenen Felde zu schlagen, wie Joyeuse geschlagen worden war. Allein in diesem Augenblicke setzte sich

[1] che (il re) volea per due fini presso di se il nervo maggiore, uno per sicurezza in ogni evento, qualor dovesse combattere, l'altro per tener in soggezione il Guisa, quando pur rimanesse per ventura vincitore degli Alemanni. — Tempesti Vita di Sisto Quinto I, 320.

[2] Volebat Parmensis iis auxiliis conservari et unionem et Guisios. — Tassis Commentarii 477. Tassis war damals wieder in den Niederlanden und zeigt sich über die niederländischen Dinge besser unterrichtet, als über die Vorgänge in Frankreich.

der schlachtbegierige Guise, der Menschen und Dinge hier zu Lande besser kannte, schon gegen ihn in Bewegung.

Dohna hatte die gutmüthige Thorheit gehabt, sich des Schlosses, welches den Burgflecken Auneau, worin er eines Abends sein Nachtlager nahm, beherrschte, nicht militärisch zu versichern. Guise gewann den Befehlshaber mit Geld und Versprechungen, ihm während der Nacht das Schloß zu öffnen. Am Morgen, als Dohna eben aufbrechen wollte, die Reiter entweder bei ihrem Frühmahl, oder bei ihren Pferden waren, um sie zu satteln, und die Packwagen die Straßen des Fleckens erfüllten, brach nun Guise von dem Schloß her unter sie ein; sie waren nicht im Stande, nur ein einziges Fähnlein zu sammeln; in kleinen Trupps wurden sie in ihren Quartieren überfallen, niedergehauen oder gefangen genommen.[1] Der Burggraf rettete sich mit seiner Rennfahne und wandte dann alles an, um Reiter und Schweizer aus den benachbarten Quartieren zur Wiedereroberung des Fleckens zu vereinigen. Aber er besaß bei weitem nicht Ansehen genug, um das durchzusetzen. Die Schweizer wollten jetzt auch nicht gegen Guise fechten und zogen in ihrer Absicht, nach Hause zu gehen, einen Theil der deutschen Rittmeister und Reiter mit sich fort. In immer steigender Unordnung und Rathlosigkeit, von beiden Seiten, der königlichen und der guisardischen, angegriffen, wich hierauf die Armee längs der Loire rückwärts. Sie verzweifelte den Weg zu den Hugenotten zu finden, und gab endlich den Anmahnungen des Königs, das Reich zu verlassen, Gehör. Dieser ließ sie ruhig ziehen, zufrieden, daß

[1] Nach Leuthinger (de Marchia lib. XXIV, 528) wäre auch Buch in dem Flecken gewesen; Vossius: de rebus gestis Fabiani a Dohna verhält sich mehr apologetisch, als eigentlich erzählend; S. 65.

sie niemals mehr gegen ihn zu dienen versprachen; den Franzosen, die sich von dem Zuge trennen wollten, verstattete er, im Lande zu bleiben, vorausgesetzt, daß sie sich dem ergangenen Religionsedict unterwerfen würden.

So kamen die Heere aus dem Felde zurück. Der Erfolg des Feldzuges war in so fern bedeutend, als die protestantisch-germanische Heeresmacht aus den Grenzen des Landes zurückgewiesen, von Guise, der sich um keine Capitulation kümmerte, sogar über die Grenzen hinaus verfolgt, und beinahe vernichtet wurde. Für die innere französische Frage war jedoch nichts entschieden. Die Günstlingsregierung war nicht beseitigt: Epernon in dem alten verhaßten Uebergewicht: die Hugenotten hatte der Sieg von Coutras in ihrem Selbstgefühl bestärkt. Der ganz offenbare Gegensatz Guise's gegen den König verhinderte diesen, etwas Entscheidendes gegen Heinrich von Navarra zu unternehmen: wenn man in ihn drang, dieß zu thun, so antwortete er wohl, Navarra sei nicht sein schlimmster Feind; er fordere, daß ihm ein Jeder gehorche.

Barrikaden.

In diesem Augenblick aber entwickelte sich ihm erst noch die gefährlichste Feindseligkeit in der Mitte seiner Hauptstadt. Die katholische Association nahm hier eine neue überaus drohende Gestalt an.

Im Anfang des Jahres 1587 hatte die Nachricht von den deutschen Rüstungen alle Gemüther aufgeregt. Man erzählte, daß ein Heer von 300,000 Ketzern aufgeboten sei und in Frankreich eindringen werde, um die guten Katholiken zu vernichten, mit denen der heuchlerische König sogar heimlich

einverstanden sei; der Gedanke erhob sich, da die katholischen Prinzen allein einer solchen Gefahr zu begegnen zu schwach sein würden, eine städtische Organisation zu gründen, um sie zu unterstützen. Ein reicher Bürger, Beamter des Bischofs von Paris, Carl Hotmann, hat, so viel man weiß, diesen Gedanken zuerst gehabt,[1] und ihn an ein paar durch ihr Feuer und ihre Worte mächtige Prediger, Jean Prevost, Matthieu Launay und Jean Boucher mitgetheilt, die ihn mit Freuden ergriffen, und sogleich zu seiner Ausführung schritten. Den nach Rom gelangten Nachrichten zufolge, hat sich der neue, noch wenig zahlreiche Bund am 25. Januar und am 2. Februar 1587 seine Verfassung gegeben. Man ernannte zuerst sechzehn Männer, nach der damaligen Zahl der Quartiere von Paris, um in jedem die Angelegenheiten der Vereinigung zu leiten, und sodann zehn, unter denen die vier Begründer waren, zur allgemeinen Führung der Geschäfte; keine Aufnahme sollte stattfinden, ohne von diesen gebilligt zu sein. Die Verbindung nahm, wahrscheinlich anknüpfend an eine frühere vom Jahr 1576, einen raschen Fortgang, auch unter dem bessern und wohlhabenden Mittelstande, dem Hotmann selbst angehörte; die vornehmste Verpflichtung war, so viel Geld zu zahlen, als der Rath der Zehn auflegen würde.[2]

[1] avea sentito susurrare, che venisse contra Francia un esercito di trescento mila eretici, risolse di unire insieme altrettanti Francesi cattolici. (Anonymo capitolino.)

[2] Die »association faite particulièrement par aucuns bourgeois de Paris«, deren in den Acten der Ständeversammlung von Blois im Jahr 1576 Erwähnung geschieht. Des états généraux XIII, 271. — Nach Doschius Vita Francisci Hottomanni stammten die Hotmanns, die sich auf beiden Seiten so thätig erwiesen, aus Breslau. Von Lambert dem Stifter hatten sich zwei Söhne hervorgethan, Johann, der zur

Heinrich Guise begriff bei dem ersten Wort, das man ihm davon sagte, welch ein gewaltiges Werkzeug zu jedem Unternehmen dadurch in seine Hand gerathe. In Kurzem kam Mayenne zur Stadt; in tiefem Geheimniß verständigte er sich mit den Bürgern, die es fast für eine Ehre hielten, daß die großen Herren sich mit ihnen verbinden wollten. Ein Bündniß ward geschlossen, zu dem doppelten Zweck, die Ketzerei in Frankreich zu vertilgen und die Mißbräuche der Rechtspflege abzuschaffen; die Gleichgesinnten in andern Städten sollten zum Beitritt eingeladen werden.

Gleich im Anfang, noch im März 1587 hat sich der Gedanke geregt, die Sache dadurch zu entscheiden, daß man sich des Königs persönlich bemächtigte. Man wollte seine Günstlinge entfernen, und ihn nöthigen, die Politik der Ligue unbedingt einzuhalten. Dahin kam es jedoch nicht, sei es, daß der König noch zur rechten Zeit gewarnt wurde, oder daß die Dinge nicht hinreichend vorbereitet waren.

Zunächst zeigte sich die geheime, Unzählige umfassende Verbindung nur in populären Widersetzlichkeiten.

Da war ein Volksredner, des Namens Roland, der besonders gegen den Frieden mit den Hugenotten eiferte und sich überhaupt in den heftigsten Reden gefiel; als er eingezogen wurde, beschloß die Ligue, — Prinzen und Bürger, — ihm kein Leid zufügen zu lassen, sie zwang die Regierung ihn herauszugeben.[1] Ein Anderer dagegen, der wider die Ligue und die päpstlichen Bullen geschrieben hatte, blieb im Gefängniß.

Herbeischaffung des für Franz I. erforderlichen Lösegelds viel beigetragen haben soll; und Peter, der in der Verwaltung diente. Des letztern Sohn ist Franz Hotmann, der Enkel des ersten Charles.

[1] Vgl. Schreiben Guise's bei Bouillé, 211, mit L'Etoile beim 4. Juni 1587.

Meister Prevost stellte bei der Kirche St. Severin eine Abbildung der in England an den Katholiken verübten Grausamkeiten aus, welche das Volk gegen Hugenotten und Politiker in Wuth versetzte. Das Bild ließ die Regierung wegnehmen; man antwortete mit beleidigenden Maueranschlägen, mit immer heftigeren Ausbrüchen auf den Kanzeln. Der Versuch, einen dieser Prediger gefangen zu setzen, im September 1587, erweckte in den Quartieren, wo es geschehen sollte, bereits einen allgemeinen Auflauf.

Bei dieser Stimmung ward jede Nachricht aus dem Felde mit Mißgunst gegen den König, und Bewunderung für den Herzog aufgenommen. Ihm ward die Rettung der Stadt zugeschrieben; seine geringsten Unternehmungen wurden in Gedichten und Flugschriften mit Enthusiasmus gepriesen; wie viel mehr eine Handlung, wie der glückliche Ueberfall von Auneau. Er ward von den Predigern als der Gideon des gläubigen Frankreichs gefeiert; sie wandten das Wort auf ihn an, Saul habe tausend geschlagen, aber David zehntausend. Daß der König eine Abkunft mit den Feinden getroffen hatte, hielt man für schimpflich und für eine Art von Verrätherei, denn es wäre nur auf ihn angekommen, alle diese Räuber in Stücken zu hauen; aber man sehe wohl, er habe sie kommen lassen, besoldet, und jetzt zurückgeschickt.[1]

Der König, der in dem Feldzug das Entscheidende gethan zu haben glaubte, und Ehre davon erwartete, war betroffen und erstaunt, daß die öffentliche Stimme sich gegen ihn erklärte. Der Empfang, den er fand, war kalt: das Lebehoch, das man ihm zurief, bezahlt. Bald nach seiner Rückkehr

[1] L'Etoile Anfang Dec. 1587, Ausgabe von Champollion 234.

fand er sich bewogen, die aufrührerischen Prediger vor sich kommen zu lassen, und ihnen persönlich sein Mißfallen, seine Verachtung zu erkennen zu geben; Papst Sixtus würde sie in gleichem Falle auf die Galeeren schicken: er wolle ihnen für dießmal verzeihen, rathe ihnen aber, sich zu bessern.[1] Er bemerkte die zu seinen Füßen brausende Bewegung; fürchtete er, sie in Gährung zu bringen, oder glaubte er, sie durch Ermahnungen zu dämpfen?

Besonders die Herzogin von Montpensier, geborne Guise, Schwester des Herzogs Heinrich gab den Predigern Rückhalt; sie rühmte sich, durch den Mund derselben mehr auszurichten, als ihr Bruder durch die Waffen. Der König zeigte ihr seine Ungnade, duldete sie aber in der Hauptstadt.

Und dabei ward das Carneval von 1588 mit leichtsinnigen und anstößigen Vergnügungen ausgefüllt; gleich als gebe es keine Ligue, keinen Feind des Königthums in Frankreich. Am Hofe war Niemand, dem man nicht die schändlichsten Dinge nachgesagt hätte; Alles war gegen einander.

Das Mißtrauen, sagt der päpstliche Nuntius, ist in dem Rath dem Hause der Kammer des Königs, man verläßt sich auf Niemand, als mit wem man durch das engste persönliche Interesse verbunden ist. Jeder sucht den Andern zu überlisten und dann zu verlachen. Auch die Königin Mutter konnte den Rest des Credites, den sie noch besaß, dem vorwaltenden Günstling Epernon gegenüber nicht behaupten. Eines Tages suchte Epernon sie auf und kniete mit entblößtem Haupte vor ihr nieder: so sehr sie in ihn drang, sich zu erheben, hielt er, bizarr und eigensinnig, wie er war, lange in dieser Stellung

[1] L'Etoile: il en demeurait là, habens quidem animum, sed non satis animi.

aus, um ihr zu sagen, daß er nie etwas gegen sie gethan, ja nie etwas gegen sie gedacht habe.[1] Ich glaube nicht, daß er sie gewann, oder überzeugte.

Und in dem traten noch andere, Besitz und Macht betreffende Irrungen zwischen dem König und den Guisen ein.

Durch den Tod von Joyeuse war das Gouvernement der Normandie erledigt worden: Guise, von seinen Freunden unterstützt, auf seine Verdienste trotzend, forderte es für sich; der König übertrug es auf Epernon.

Durch den Tod des Prinzen von Condé, der in St. Jean d'Angely, wie man glaubt, an Gift starb, ward auch das Gouvernement der Picardie eröffnet; die Guisen forderten es für Aumale; der König übertrug es dem Herzog von Nevers.

Die Königin Catharina neigte sich in diesem Augenblick mehr auf die Seite der Guisen; sie hätte jetzt selbst eine ernstliche Unternehmung gegen den König von Navarra gebilligt.[2] Bei ihrem Sohne fand sie aber Widerstand gegen jeden dahin gerichteten guten Rath; eines Tages ist es darüber zwischen ihnen zur förmlichen Entzweiung gekommen. Heinrich III. warf seiner Mutter den schlechten Erfolg ihrer früheren Rathschläge vor, und hat ihr endlich gesagt, er wolle fortan nach seinem eigenen Ermessen handeln, und bitte sie, sich nicht mehr in seine Angelegenheiten zu mischen.[3]

[1] Morosini bei Tempesti Vita di Sisto V. I, 380.

[2] Nach einer damals sehr verbreiteten Erzählung »la reine desseignoit de faire tomber la couronne entre les mains des enfans de sa fille de Lorraine. M. de Guise n'y étoit employé que comme serviteur de M. de Lorraine (Mémoires singuliers bei Egerton 297). Ich habe davon keine Beweise gefunden, durch welche alle Zweifel gehoben würden, und will es zwar nicht bestätigen, aber auch nicht verwerfen.

[3] Einer der bestunterrichteten Gewährsmänner ist der Nuncius, später

Das war der auffallende aber nothwendige Gang dieser Dinge. Die erste Erhebung der Guisen hatte in dem König seinen alten antiprotestantischen Eifer angefacht, aber doch auch Widerwillen gegen sie selbst hervorgerufen: dieser war durch alles, was seitdem geschehen, in ihm genährt und verstärkt worden und jetzt fast sein lebendigstes Gefühl; er gerieth in einen Zustand, wo er, wie man damals gesagt hat, denen Gutes gönnte, gegen die er im Kriege begriffen war, und diejenigen fürchtete, die an seiner Seite standen.

Da nun auch die Vermittelung der Mutter wegfiel, so nahmen die Sachen täglich eine gefährlichere Gestalt an. Die Guisen legten der Besitznahme Epernons in der Normandie Hindernisse in den Weg; sie verweigerten die Aufnahme königlicher Besatzungen in der Picardie; in beiden Provinzen war eine große Partei, in der letzten der gesammte Adel auf ihrer Seite. Der König ließ Aumale auffordern, die Garnisonen in die Picardie aufzunehmen und die Provinz zu verlassen, wo nicht, so werde er selbst dahin kommen und ihm den Kopf vor die Füße legen.[1] Aumale antwortete, wenn sein und seines Vaters, der vor den Augen des Königs in der Schlacht gefallen sei, vergessen sein sollte, so habe er noch Herz und Freunde genug, um sein Leben und seine Ehre zu behaupten.

Schon berichtet der Nuntius dem Papst von der bevorstehenden Gefahr eines Krieges unter den Katholiken selbst.

Legat, Morosini, dessen Depeschen bei Tempesti excerpirt sind. Nach diesem sagte Heinrich: »Essendo io resolutissimo di voler fare e disfare, senza consigli la prego a non volersi piu ingerire in questi affari.« I, 373.

[1] »altrimenti sarebbe egli andato in persona con tutte le forze per gettarli la testa a piedi.« Aus den Berichten des Nuntius bei Tempesti I, 390.

Die Frauen des königlichen Hauses bemerkten, die Sache könne einen tragischen Ausgang nehmen.

Auf der einen Seite versammelten sich die verbündeten Fürsten erst zu Nancy bei dem Herzog von Lothringen, dann in Soissons, in einer eben so feindseligen Haltung wie früher. Aus den Briefen Guise's an den spanischen Gesandten sieht man, mit welcher Verachtung er die Vorschläge des Königs behandelte. „Er sei nicht gemeint, den Picarden auf eine andere Weise als mit Drohungen zu nahe treten zu lassen; noch auch diese das zu dulden: der König solle sich nicht weit von Paris entfernt haben, so wolle er machen, daß derselbe dahin zurückkehren müsse."[1] Ein Manifest erschien, in dem die alten Forderungen religiöser und politischer Opposition aufs Neue aufgestellt wurden. Es sah aus, als wollten die Verbündeten selbst nach Paris kommen und es daselbst mit großem Geräusch übergeben.

Und indem wuchs hier die Gährung von Tag zu Tage. Was ist blinder in der Welt als der sich klug dünkende Verdacht, der alles, was geschieht, nach einer vorgefaßten Meinung auslegt? Die Stadt hatte keine Ahnung von dem eigentlichen Verhältniß Heinrichs III. und der Guisen. Sie sah in dem, der mit einem fremden König einen den französischen Interessen entgegengesetzten Bund hatte, einen Vertheidiger, in dem König, der wenigstens die Ehre von Frankreich aufrecht erhielt, einen Verräther und Feind.

Als im April ein Prediger wegen seiner aufrührerischen Reden vor den König gebracht oder vielleicht festgenommen

[1] Si le roy part de Paris je le feray plustôt penser à revenir qu'il n'aura approché les Picards d'une journée. Bei Bouillé III, 260.

werden sollte, versammelte sich ein bewaffneter Haufe, um dieß zu verhindern. Ohne Zweifel wäre es möglich gewesen, diesen Widerstand zu brechen, aber man stand davon ab, weil man für besser hielt, keinen weiteren Lärm zu veranlassen. Aber dieser Vortheil gab der liguistischen Bewegung eine noch größere Zuversicht. Man sagte dem König viel von der militärischen Organisation der Stadt in ihren fünf Quartieren, einem jeden unter seinem Obersten;[1] auf die Erklärung der Pariser, sie seien stark und zu allem fertig, es bedürfe nichts, als der Gegenwart Guise's, habe dieser geantwortet, er werde nicht lange auf sich warten lassen. Und schon erfüllte sich die Stadt mit verdächtigen Menschen; auch machten einmal die städtischen Behörden den Versuch, Leute dieser Art zu entfernen, doch war das bereits nicht mehr auszuführen.

Der König befand sich in der größten Verlegenheit. Sollte er die Stadt sich selbst überlassen, so ging sie für ihn verloren; wenn er aber da blieb, so war sein Ansehen, ja selbst seine persönliche Sicherheit gefährdet. Er entschloß sich, eine Abtheilung Schweizer und französische Garden, die in der Nähe standen, in die Vorstädte St. Denys und St. Martin einrücken zu lassen. Unter den Bürgern rechnete er auf eine gemäßigte Partei, die sich an den vornehmsten Magistrat, den Prévôt des marchands hielt, und zu der auch einige städtische Capitäne gehörten. Die Tagesfrage, welche die Gemüther beschäftigte, betraf nicht den Streit zwischen Hugenotten und

[1] Procès verbal de M. Poulain hinter dem Journal de l'Etoile, Petitot XLV. 434. Dieß ist der Polledro Davila's der Polinius de Thou's, der bei diesem Geschichtschreiber eine so große Rolle spielt. Die Glaubwürdigkeit seiner Angaben ist immer bestritten worden, nicht jedoch, daß er die Angaben gemacht hat.

Katholiken, sondern die Meinungen der Katholiken selbst über ihr Verhältniß zu den Hugenotten. Die Einen behaupteten, daß diese mit Feuer und Schwert vertilgt werden müßten, das kirchliche Princip sei die Grundlage von allem und unbedingt zu behaupten; die Andern erwiederten, das würde das Verderben des Landes, der Ruin des Staates sein, auf dessen Ordnung alles beruhe. In allen Gesellschaften ward darüber gesprochen: wo man zahlreicher zusammenkam, darüber debattirt. Der König, einen Augenblick von seiner gewohnten Politik weggedrängt, kehrte zu derselben zurück und schien sich auf die gemäßigten Leute, die man Politiker nannte, stützen zu wollen. Hierüber aber eben erhob sich die Aufregung unter der populären Genossenschaft. Das Gerücht verbreitete sich, der König wolle die Politiker zu Herren der Stadt machen, die Mitglieder der Ligue herauswerfen, ja die vornehmsten und bestgesinnten Bürger der Stadt festnehmen; schon ging ein Verzeichniß von denen, welche zunächst dem Verderben geweiht seien, von Hand zu Hand. Zu der religiösen und politischen Tendenz kam die Besorgniß für das eigene Leben, und wenn es nicht früher geschehen ist, so forderte man jetzt den Herzog von Guise auf, nach der Stadt zu kommen, und die wahren Katholiken, seine Anhänger, zu beschützen.

Herzog Heinrich von Guise war, wie der König, der Sohn einer italienischen Mutter; miteinander waren sie aufgewachsen und in Gutem und Bösem waren sie wie ihre Mütter miteinander verbunden gewesen. Aber eine ganz andere Entwicklung hatte die Natur des Herzogs genommen als die des Königs. Die Italiener können die harmonische Verbindung geistiger Energie und körperlicher Kraft, die sich in

Heinrich Guise zeigte, nicht genug bewundern; man habe ihn in vollen Waffen stromaufwärts schwimmen sehen; im Ballspiel und Faustkampf, in jeder militärischen Uebung sei er unvergleichlich, keine Beschwerde fechte ihn an.[1] Er war ein großer, schöner Mann von blondem, lockigem Haar, lebhaften und durchdringenden Augen; durch die Narbe, die ihm eine in der Schlacht empfangene Verletzung auf der Wange zurückgelassen, nicht entstellt, sondern nur männlicheren Ansehens geworden; Vielen galt er als das Ideal eines Mannes. Obgleich in den Genüssen des Wohllebens aufgewachsen, fand er sich doch gern in die Beschwerden des Lagers. Von großen Feldzügen, die er geleitet hätte, liest man nichts, aber er war ein muthvoller und tapferer Capitän, dem manches kühne Wagestück gelungen ist. Langes Berathen und Bedenken hielt er nicht für nothwendig: denn im Kriege liege alles an der Ausführung. Unter dem Eindruck zusammentreffender Nachrichten, vielleicht bei Tafel, in zahlreicher Gesellschaft faßte er seinen Plan, und ließ sich an der Vollziehung desselben durch keine Einwendung irre machen. Mit seinen Soldaten liebte er, wie Mühe und Arbeit, so auch Belohnung und Ehre zu theilen. Warum, so wird in einem poetischen Lobspruch auf ihn der Maler, der ihn porträtirt hat, gefragt, warum hast du ihm keinen Lorbeerkranz um das Haupt gegeben? Die Antwort ist: er würde sich die Blätter heruntergerissen und sie unter seine Kriegsgefährten vertheilt haben. Niemals vergaß er, wer er war, was er sein wollte, aber er hielt sich frei von jeder Art von Ueberhebung; seine Briefe, deren gar

[1] Schilderung eines Italieners, der ihn kannte, aus einem Heft Lettere, Bibl. zu Stuttgart Nr. 181: di temperamento gioviale benigno grave attraeva la gente di amarlo e di seguitarlo. Vgl. Davila.

manche übrig sind, athmen italienische Courtoisie; auch den Niedrigsten stellte er sich gleich; nicht leicht wies er eine Einladung zu einer häuslichen Festlichkeit, einer Taufe, einer Hochzeit zurück; man sah ihn mit abgenommenem Hut von einer Seite der Straße nach der andern gehen, um einen Bekannten, zuweilen des geringsten Standes, zu begrüßen. Unter Hunderten, die beisammen waren, unterschied er beim ersten Blicke die, zu denen er ein besonderes Verhältniß hatte; durch ein Winken der Augen, eine Bewegung des Kopfes gab er ihnen zu erkennen, daß er sie bemerke. Was fesselt aber die Menschen mehr, als Uneigennützigkeit für sich selbst, Aufmerksamkeit auf andere? Auch freigebig zeigte sich Guise, obwohl er nicht reich war. Denken wir uns einen Mann von diesen Eigenschaften und zugleich von dieser Herkunft und diesem Rang, in der Mitte einer aufgeregten Menge, deren vornehmste Leidenschaft, den Haß gegen die Andersgläubigen, er theilte, wie konnte es anders sein, als daß Alle ihm anhingen? König Heinrich III. hat einmal gesagt: er trage wohl die Krone, aber Guise sei der König der Gemüther.[1]

Ohne Zweifel war das Betragen Guise's, wie seiner Natur gemäß, so zugleich auf diesen Erfolg berechnet. Denn vor allen Dingen war Heinrich Guise Parteihaupt. Mit den heroischen Eigenschaften seines Vaters verband er, wie man schon damals gesagt hat, die Verschlagenheit seines Oheims.

Von den mancherlei Motiven, die ihn zu einer Handlung bestimmten, wußte er so gut wie dieser jedesmal diejenigen hervorzukehren, welche der Persönlichkeit dessen, mit dem er unterhandelte, am besten entsprachen; andere hielt er zurück: selbst

[1] Nach Morosini sagte man König Heinrich III. einmal: Egli (il duca de Guisa) è il re nell' affetto, se la M. V. è re nell' effetto.

seine Vertrautesten, seine Brüder erfuhren sie nicht von ihm. Auf sein Wort, seine Zusage hätte man sich nicht verlassen dürfen: wir bemerkten, durch welche armselige Ausflucht er sich der Bedingungen, die er beim Abschluß des Vertrags von Nemours eingegangen, überhoben glaubte. Regelmäßige Vorbereitung liebte er auch in politischen Dingen nicht; in der Unordnung und dem Tumult ward ihm wohl: er erwartete alles von seiner Popularität und seinem Glücksstern.

Ueber den König gewann er dadurch eine gewisse Ueberlegenheit, daß dieser einst als Prinz derselben Partei mit ihm angehörte: mit einander hatten sie die Waffen gegen die Hugenotten getragen, die Bartholomäusnacht vorbereitet; die erste Ligue, von 1576, war ihr gemeinschaftliches Werk. Seitdem hatte der König eine andere Politik ergriffen: aber seine früheren Hinneigungen waren noch nicht ganz vergessen: sie lebten in seiner Jugenderinnerung; von den ehemals zur Schau getragenen, streng kirchlichen Grundsätzen, konnte sich Heinrich III., obwohl er sie nicht mehr bekannte, nicht völlig losreißen. In Guise dagegen war alles aus Einem Stück: Vergangenheit und Gegenwart, Ueberzeugung und Parteistellung, religiöse und politische Absicht.

Damals war der Hader aufs neue zwischen ihnen ausgebrochen. Guise hatte dem König Bedingungen gestellt, deren Gewährung das Uebergewicht seiner Partei in Frankreich vollendet hätte: auch die Entfernung des Günstlings, der eben nach der Normandie gegangen war, um sie selbst in Besitz zu nehmen, brachte er in Antrag. Der König hatte ihm ausdrücklich die Weisung gegeben, nicht nach Paris zu kommen. Auf die Aufforderung der Stadt, in dem dringend scheinenden Augenblick, zugleich aus Besorgniß und aus Ehrgeiz, beschloß Guise, auf dieses Verbot keine Rücksicht zu nehmen:

mit geringem Gefolge, denn eines großen bedurfte er nicht, erschien er daselbst am 9. Mai 1588.

Er stieg bei dem Palast der Königin Mutter ab, zu der er nicht ohne Verhältniß war. Catharina, der im ersten Augenblick alles, was geschehen konnte, vor die Seele trat, erzitterte, als sie ihn erblickte. Auf ihre Frage, was ihn so unerwartet herführe, antwortete er mit einiger Heftigkeit, er höre, man wolle die Katholiken überfallen, sie einst in einer Nacht niedermachen; er komme, um sie zu vertheidigen, oder mit ihnen zu sterben. Man hat zwar gesagt, daß er sich auch gegen den König selbst so rücksichtslos geäußert habe, aber der glaubwürdigste Bericht weiß davon nichts. Heinrich III. sah Guise zuerst bei der Königin, seiner Gemahlin; sich zusammennehmend, gedachte er vor allem Epernons, der sein Freund sei und der deßhalb auch einen Anspruch auf die Freundschaft Guise's habe. Da müsse, versetzte Guise, Epernon erst den Unterschied anerkennen, der zwischen ihnen beiden von Natur und durch ihre Herkunft obwalte; dann könnten sie Freunde sein.[1] Zwischen König und Herzog hätte noch Niemand, der sie beisammen sah, ein ernstliches, dem Ausbruch nahes Zerwürfniß bemerken können; noch bei der Abendtafel am 11. Mai versah Guise seinen Dienst als Oberhofmeister mit allem Anschein zufriedener Unterthänigkeit. Aber jeden Augenblick wuchs Mißtrauen und Unruhe durch die Ankunft eifriger und angesehener Liguisten, wie der Erzbischof Espinac von Lyon einer war, und durch die unermeßliche Popularität, deren sich Guise erfreute. Es ist damals gewesen, daß eine Alte sich durch

[1] So berichtet der Nuntius an Sixtus V.; es ist eine Version, die sich doch wenigstens auf einen namhaften Zeugen gründet, und welche die größte innere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

die Masse drängte und ihm sagte, sie wolle nun gern sterben, da Gott ihr die Gnade erwiesen, daß sie ihn, den Retter, noch mit ihren Augen erblicke. Ein Dachdecker ließ sich mit Lebensgefahr von der Höhe, wo er arbeitete, herunter, um den Herzog, der daselbst vorüberkam, in der Nähe zu sehen. Was sollte geschehen, wenn die Adresse von Soissons unter diesen Umständen überreicht wurde, und sich Guise zum Dollmetscher der allgemeinen Wünsche machte? Wie hätte der König wagen können, Widerstand zu leisten; die allgemeine Stimme hätte ihn überwältigt.

Ich finde nicht, daß Guise zunächst mehr beabsichtigt, oder daß er auf Anwendung der Gewalt gedacht habe. Auch der König war davon weit entfernt. Aber die Anwesenheit so vieler zweideutiger Fremden und die Unzuverlässigkeit der Bürgermiliz, von der eine Abtheilung einen wichtigen Posten so eben eigenmächtig verlassen hatte, bewog das Conseil in einer Sitzung, die am Abend des 11. Mai gehalten ward, und an der Catharina von Medici nicht Theil nahm, zu dem Beschluß, die Franzosen und Schweizer, die in den Vorstädten lagen, in die Stadt einrücken zu lassen. Wo aber Kräfte so feindseliger Art einander berühren, ist in Kurzem Niemand mehr des Angriffes oder des Blutvergießens Meister. Es waren elf schweizerische, neun französische Fähnlein. Am Morgen des 12. Mai rückten sie mit ihren Trommeln und Pfeifen durch die Thore ein, und besetzten hauptsächlich die Hallen, den Greveplatz, die Brücken und Straßen um das Louvre und in der Cité; auch die von den Bürgern verlassenen Posten wurden besetzt; mit denen, die sich in der Stadt befanden, mochten die Truppen etwa 6000 Mann ausmachen. Wie konnte man daran denken, mit einer so geringen Macht

die große, mit bewaffneten Bürgern erfüllte Stadt, die damals eine halbe Million Einwohner zählte,[1] zu überwältigen. Dennoch griff die Meinung um sich, als ob die Absicht eben dahin gehe. „Mehr als hundert ehrenhafte Bürger seien zum Tode bestimmt; schon seien Henkersknechte in die Stadt gerufen, um die Hinrichtungen zu vollziehen. Bei dem geringsten Widerstand werde man in die Häuser eindringen, die Einwohner mißhandeln, die Frauen der Brutalität schweizerischer Söldner preisgeben."[2] Das Erscheinen der Truppen brachte die Bewegung, die sie niederhalten sollten, zum Ausbruch. Die Bürger sammelten sich in den verschiedenen Bezirken zu den Fahnen; einige Capitäne sind für den König gewesen, aber von ihren Leuten verlassen worden; andere stellten sich in den Straßen auf, um sich dem Vorrücken der königlichen Truppen zu widersetzen. Unter dem wachsenden Tumult wurde die royalistische Stadtbehörde gestürzt und eine andere an ihre Stelle gesetzt, welche die Meinungen der Menge theilte: die ganze Führung gerieth in die Hände der entschlossenen Liguisten. Unter diesen hat Niemand einen größern Einfluß auf den Gang der

[1] Bernardino Mendoza gibt in einem während der Belagerung 1590 geschriebenen Briefe die gewöhnliche Einwohnerzahl auf 550,000 Seelen an, die damals auf 400,000 geschmolzen sei.

[2] Von den drei frühesten Berichten: Audacieuse entreprise de M. de Guise, — Amplification des particularités, qui se passèrent à Paris (Mém. de la Ligue II, 308—315). — Histoire très véritable de ce qui est avenu dans celte ville de Paris (Preuves de la Satire Ménippée I, 40) ist der letztgenannte der unterrichtendste. Man hat geglaubt, er stamme von Sainct Yon, einem der liguistisch gesinnten Eschevins; doch sind die Nummern 76—83, die von ihm reden, offenbar eingelegt; sie springen plötzlich, den Zusammenhang zerreißend, auf den Freitag über, worauf wieder vom Donnerstag die Rede ist. St. Yon ist höchstens der Herausgeber, nicht der Verfasser.

Dinge gehabt, als Graf Carl von Brissac, der Sohn jenes piemontesischen Brissac, der, wie man sagt, ein Löwe eine Schaar von Löwen in den Kampf führte. Der jüngere Brissac war von Heinrich III. vernachlässigt worden, und wollte ihm seinen Werth durch Widerstand beweisen. Er stellte sich an die Spitze der bewaffneten Bürger in dem sogenannten lateinischen Quartier, wo sich ihm die jungen Leute der Universität anschlossen. Ihnen entgegen besetzten die königlichen Truppen so eben den Platz Maubert unter dem tapfern Crillon: hätte man diesem freie Hand gelassen, so würde er wahrscheinlich die Oberhand behalten haben; aber er hatte die bestimmte Weisung nicht zu schießen, und da er in dem dringenden Moment die Erlaubniß dazu nicht bekommen konnte, so wich er zurück. Schon längst war unter den Bürgern ein Plan gemacht, die Stadt, wie in früheren Jahrhunderten durch Ketten, so jetzt durch Barricaden zu schützen, die in den Bürgerkriegen anderwärts schon oft versucht worden waren. So viel wir wissen, war Guise selbst nicht für die Anwendung dieses äußersten Mittels; Brissac hat, wie er versichert, alles angeordnet, geleitet; wenigstens die erste Barricade an der Einmündung der Rue Galande in den Platz, von dem Crillon zurückwich, hat er ohne Zweifel errichtet.[1] In demselben Augenblick geschah das Nemliche auch in den benachbarten Quartieren. Gegen Mittag waren die Truppen allenthalben von einander abgeschnitten, von Barricaden

[1] »El papel, que dio el agente de M. de Brissac« in dem Archive von Simancas, enthält die Worte: Le Comte de Brissac contre l'opinion de feu M. de Guise dressa les barricades avec les gentilshommes et le peuple de Paris et dégarnit cinq ou six milles hommes de guerre — qu'il confesse être arrivé comme par miracle.«

eingeschlossen, die Bürger allenthalben die Meister. Schon sagte der Befehlshaber der Truppen, Marschall Biron, dem König, jede Straße sei eine Stadt, die man erobern müsse. Biron begab sich zu Fuß mit wenigen Begleitern vor eine der großen Barricaden, um zum Frieden zu reden: da er aber die Forderungen, die man machte, nicht gewähren wollte, erlebte er, daß die Gewehre auf ihn selbst angelegt wurden. Das Verlangen der Menge ging vor allen Dingen auf die Entfernung der sämmtlichen Truppen: und wieder war es Brissac, der den Anfang machte, sie zu erzwingen. An der Spitze der Bewaffneten des Platzes Maubert forderte er die Schweizer auf, ihre Lunten auszulöschen, und eröffnete, da sie es verweigerten, zugleich von hier und in ihrem Rücken in der Rue St. Jacques den Angriff.[1] Bald streckten die Schweizer die Hände aus; ihre Rosenkränze zeigend, um zu beweisen, daß sie katholisch seien, flehten sie in ihrem gebrochenen Französisch um Gnade, und ließen sich entwaffnen. So ging es auch auf dem Marché neuf. Unter dem Geläute der Sturmglocke drang man überall auf die Truppen in den Posten, die sie eingenommen hatten, ein. Um sie nur zu retten, mußte endlich der König den Befehl geben, sie um das Louvre her zusammenzuziehen. Schon ließ sich aber auch dieß nicht so leicht ausführen; der König selbst mußte sich nach seinem Feinde Guise umsehen.

Am Morgen des Tages hatte sich Guise in seinem Palast zur Vertheidigung angeschickt. Der Garten war voll Waffen, das ganze Erdgeschoß voll von Bewaffneten; in dem

[1] Jamais on ne vit chose mieux conduite, ny plus heureusement succéder. Lettres d'Et. Pasquier liv. XII, p. 334.

Hofraum bildeten seine Freunde von Adel, die sich für ihn schlagen wollten, Spalier.[1]

Gegen Mittag war schon an keine solche Gefahr mehr zu denken; man sah Guise in den nächsten Straßen unter der zu beiden Seiten geschaarten Menge, mit dem Erzbischof Espinac auf- und abgehen. Von Zeit zu Zeit kamen ihm Botschaften aus der Mitte der Stadt; er zeigte in seinem Gesicht eine Freudigkeit, welche die Zuversicht des Sieges aussprach.[2]

Nun aber war alles entschieden. Von dem Hofe selbst zu Hülfe gerufen, begab er sich nach dem Kampfplatz; zu Pferd, aber ohne Küraß noch Waffen, einen Stab in der Hand. Wo er sich zeigte, beruhigte sich die Menge. Er befreite zuerst die französischen Garden aus dem Hause, nach welchem man sie zusammengedrängt hatte, dann die Schweizer auf dem Marché neuf, dann die Uebrigen. Unter seiner und seiner Freunde Führung konnten sie sich nun um das Louvre sammeln. An Guise nahm man auch jetzt keine Spur von Hoffart und Ueberhebung wahr. Er beklagte sich nur, daß man ihm diese Mühe mache, denn wer das Feuer angezündet habe, solle es billig auch auslöschen. Selbst erbitterte Gegner behandelte er mit der zuvorkommenden Höflichkeit, die ihm eigen war; Gefahr und Sieg kamen ihm im Grunde gleich unerwartet.

[1] So fand ihn Luigi Davila, der von der Königin zu ihm geschickt war und dem er seine Vorbereitungen selbst zeigte. Davila Historia 496.

[2] So sah ihn der junge Aug. de Thou, der Geschichtschreiber: »mihi videri in vultu Guisii ac suorum eam fiduciam et serenitatem oris cernere« etc. lib. 91 III. 187. Der Palast ist das heutige Hotel des Archivs. Es hatte einst dem Connetable Clisson gehört und war von der Mutter Guise's im Jahr 1553 gekauft worden; später ging es an die Prinzen von Soubise über.

In der Stadt meinte man, damit werde nun alles vollendet sein, Guise werde fortan neben dem König herrschen. Man gab diesem den Rath, mit dem Herzog, dem Gouverneur der Stadt und etwa seiner Mutter durch die Straßen zu reiten, und das Volk in Güte zur Abtragung der Barricaden zu ermahnen. Aber sollte er sich wirklich in das Geschehene fügen, die Macht des verhaßten Factionshauptes und den Hohn der Menge ertragen? Wer konnte versprechen, daß die Sachen auf dem Punkt, auf den sie gelangt waren, stehen bleiben würden? Schon sagte man dem König, um Brissac sammle sich abermals in der Nähe der Universität ein bewaffneter Haufe, um das letzte Thor, das noch nicht eingenommen war, in der Nähe des Louvre zu besetzen, und diesen Palast vielleicht selbst anzugreifen.[1] Sollte er erleben, geradezu in die Gewalt seiner Feinde zu gerathen? Er entschloß sich zuletzt, den Augenblick, wo die Schlüssel dieses Einen Thors, der Porte neuve, noch in seiner Hand und die Gegner noch nicht vor dem Louvre erschienen waren, zu benutzen und die Stadt zu verlassen. Mit den Hofleuten und Räthen, die sich mit ihm hatten zu Pferde setzen können, begab er sich nach Chartres.

So vollzog sich ohne vielen Kampf dieses große Ereigniß. Die Stadt, welche einst die Hugenotten ausgestoßen und alsdann auf den Antrieb des Hofes, diejenigen, welche sich in

[1] »ho saputo,« sagt der König dem Nuntius, »che il Sr. de Brissac raunava gente nell' universita de scolari per muoversi verso il palazzo regio et impadronirsi della porta nuova, onde io rimaneva assediato et in potere di miei nemici, nelle mani di quali era resoluto di non cadere.« Die Porte neuve befand sich zwischen Louvre und Tuilerien nahe am Quai. Dulaure, Hist. de Paris V, 45.

ihre Mitte gewagt, so gräßlich vertilgt hatte, wendete nun ihre Waffen gegen den König selbst. Der Prinz, der die Bartholomäusnacht hatte provociren helfen, sah als König die populäre Bewegung gegen sich selber gerichtet; sie entwaffnete seine Truppen, er mußte vor ihr aus den Mauern weichen.

Er war so gut katholisch, wie sie; er hatte der Stadt, wie er selbst einst sagte, mehr Gutes gethan, als zehn seiner Vorgänger zusammengenommen. Empfangene Wohlthaten aber fesseln niemand, der nicht die Ader der Dankbarkeit in sich hat, und am wenigsten die Menge, da, wenn auch das Ganze zu blühendem Zustand gelangt, doch ein jeder ein eigentliches Gefühl nur von dem hat, was ihm selber noch fehlt. Zum Theil durch seine Schuld, zum Theil ohne dieselbe hatte der König seine persönliche Autorität eingebüßt: vor allem aber stieß er durch seine Politik der Duldung und des Friedens mit der populären Meinung zusammen. Dieses einmal aufgerufene, siegreich gebliebene, selbständig gewordene, streng katholische Element, strebte zur unbedingten Herrschaft auf. Es glaubte ein kirchliches und politisches Recht zur ausschließenden Existenz in Frankreich zu haben. Daß der König andere Rücksichten nehmen müsse, gegen die Parteibestrebungen eines mächtigen Hauses, gegen den Einfluß einer fremden Macht, davon hatte die Menge, welche von fanatischen, durch die Partei beherrschten Predigern vorwärts getrieben ward, kein Gefühl, keine Ahnung. Sie folgte blindlings ihrem Guise, der im Solde der Spanier stand.

Wäre Heinrich in Paris geblieben, so würde er, wenn nichts schlimmeres geschehen wäre, im Sinne der Stadt und des Siegers haben regieren müssen. Da er sich gerettet hatte,

und im Lande noch als König anerkannt wurde, so war wenigstens noch Unterhandlung möglich.

Die Stände von Blois 1588.

Nur eben als Unterhandlung kann man die Berathungen der Ständeversammlung betrachten, zu der der König sofort die Einladungsschreiben ergehen ließ.

Im Voraus hielt er für nöthig, die religiösen Grundsätze seiner Feinde öffentlich zu adoptiren. In einem neuen Edict, das im Juli 1588 erlassen wurde,[1] verspricht er, die Ketzerei zu vertilgen: seine Unterthanen sollen sich eidlich verpflichten, nach ihm niemals einen König annehmen zu wollen, der ein Ketzer sei oder die Ketzer begünstige. Auch noch einen andern Eid aber forderte er von ihnen; sie sollten schwören, von allen andern Verbindungen und Verständnissen, innerhalb und außerhalb des Reiches, abzustehen. Er wollte das Wort Ligue nicht mehr hören; unter Union verstand er die gesetzmäßige Verbindung der katholischen Unterthanen mit ihrem katholischen Könige. Er gewann es über sich, in dieser Voraussetzung über die Vorgänge in Paris Amnestie auszusprechen, Guise erhielt sogar Begünstigungen und ward, als er an den Hof kam, auf gnädige Weise empfangen; Epernon verlor sein neues Gouvernement und ward entfernt, das gesammte Conseil des Königs, weil es mit der bisherigen Staatsverwaltung unauflöslich verknüpft erschien, entlassen. In der Versammlung der Stände sollten alle Fragen

[1] Edit du roi sur l'union de ses sujets catholiques. Mém. de la Ligue II, 366. Articles accordés au nom du roi. Ib. III, 52.

frei erörtert und neue Formen der Regierung festgesetzt werden.

Der König rechnete darauf, als die Stände im October zu Blois zusammenkamen, daß die freien Wahlen auch Nichtliguisten in die Versammlung gebracht haben und daß diese seinen Vorstellungen ein williges Gehör leihen würden: ich wüßte nicht, daß irgend ein französischer König eine merkwürdigere Rede gehalten hätte, als die ist, mit welcher Heinrich III. diese Stände eröffnete. Sie wird von dem Gefühl belebt, als lasse sich noch eine Verständigung in katholischem und monarchisch-ständischem Sinne durch Berathung erreichen.

Heinrich III. begann mit einem Lobspruch auf seine Mutter, die auf dem obersten Tritt zunächst unter dem Throne saß. Er versprach aufs neue, wie einst in den Schlachten, so auch fortan die Ketzerei mit Gefahr seines Lebens zu bekämpfen; ein stolzeres Grab könne er nicht finden, als in dem Ruin der Ketzerei. Ferner sagte er durchgreifende Reformen in Bezug auf die Finanzen, sowie auf die Besetzung der Stellen zu: denn davon hange seine Ehre, das Wohlwollen seiner Unterthanen, und dann das Heil des Reiches ab; einige Mißbräuche erklärte er auf der Stelle für abgeschafft. Er beschwur die Stände, sich zur Ausrottung aller Unordnungen mit ihm zu vereinigen: bei dem Gedächtniß der alten Könige, seiner Vorfahren, von denen sie glücklich und sanft regiert worden, bei dem Namen wahrer Franzosen, der leidenschaftlichen Verehrer ihrer natürlichen und legitimen Könige.

„Ich bin," sagt er, „Euer König, ich bin der einzige, der dieß sagen darf: in dieser Monarchie wünsche ich nichts weiter zu sein, als was ich bin. Die Monarchie ist die beste Regierungsform. Der Monarch erbt von seinen Vorfahren

nicht allein die höchste Würde, sondern auch den Eifer, sie zur Ehre Gottes und zur Erhaltung Aller anzuwenden."

Er fährt fort: man habe ihm wohl gesagt, eine Ständeversammlung dürfte leicht die königliche Autorität erschüttern: das gelte aber nur da, wo böse Absichten vorwalten; wo diese rein seien, wie hier, werde eine Ständeversammlung vielmehr die legitime Gewalt befestigen; und so habe er trotz aller Einwendungen eine solche berufen. Den Zweck der Versammlung setzt er in den guten Rath der Unterthanen und die heilige Entschließung des Fürsten.[1]

Die Beschlüsse, welche man auf diese Weise fassen werde, verspricht er auf die Evangelien zu beschwören, und nie, unter keinem Vorwand, zu brechen. Es könne zwar scheinen, daß er durch diese Zusage der königlichen Gewalt Abbruch thue, welche durch die Gesetze selbst über die Gesetze erhaben sei, aber er wisse, der wahre Edelmuth eines guten Fürsten bestehe darin, daß er seine Gedanken und Handlungen den guten Gesetzen gemäß einrichte; sollte er ja die königliche Gewalt verringern, so werde er sie dafür fester und dauerhafter gemacht haben."

Es ist kein Grund vorhanden, den König Heinrich III. bei diesen Erklärungen einer Unwahrhaftigkeit und Heuchelei zu zeihen. Sein Sinn ist, das Königthum, dessen ursprüngliche

[1] »Cette tenue d'états est un remède pour guérir avec les bons conseils des sujets et la sainte résolution du prince les maladies que le long espace de temps et la négligente observation des ordonnances du royaume y ont laissé prendre pied.« — Harangue fait par le roi etc. auch in den Mém. de la Ligue II, 481. Man hat gesagt, daß die Rede nicht ganz so publicirt sei, wie sie gehalten worden; einige starke Anzüglichkeiten gegen Guise seien darin gewesen: ich lasse das dahingestellt: die Hauptsache berührt es nicht.

Unabhängigkeit er festhält, durch die Unterwerfung unter die von ihm selbst frei angenommenen Gesetze zu beschränken. So dachte er den alten Streit, der die früheren Jahrhunderte bewegt hatte, und die spätern noch bei weitem mehr bewegen sollte, zwischen Monarchie und Ständen, zu vermitteln. In freier Vereinbarung soll man die Grundgesetze des Reiches erneuern oder neu gründen, an welche dann das Königthum durch unverbrüchlichen Eidschwur gebunden sein wird.

Noch nie war ein französischer König den ständischen Forderungen näher getreten, als Heinrich III. in Blois. Hätte man ihn nicht bei seinen Worten festhalten, die Schwierigkeiten der Lage benutzen sollen, um die gegenseitigen Rechte des Thrones und der Stände auf immer zu bestimmen?

Aber bei den Ständen herrschten nicht allein noch viel weiter reichende, sondern auch auf einem ganz andern Grunde beruhende Ideen vor. Wir lernen sie besonders aus den in Paris aufgestellten Entwürfen kennen. [1]

Die Erklärung Heinrichs III., daß es kein protestantisches, oder, wie man sagte, ketzerisches Königthum in Frankreich geben könne, befriedigte hienach noch nicht: man war der Ansicht, wenn ein König auch nur die Ketzerei begünstige, gleichviel ob direct oder indirect, so verliere er damit sein Recht an die Krone, und das französische Volk sei von dem Eide des Gehorsams, den es ihm geschworen habe, frei. Um dieß zu begründen, ward folgende Theorie aufgestellt. Die Könige seien Könige nicht von Natur, sondern von Gottes Gnaden; d. h. nach einer freilich sehr unhistorischen Auslegung,

[1] Articles pour proposer aux estats et faire passer en loi fondamentale du royaume bei Cayet Anc. Coll. des Mémoires 55, 193, Michaud, XII, 62.

durch die Sanction der Kirche; die Gnade Gottes, die ihnen durch Salbung und Weihe zu Theil werde, gebe ihnen mehr Recht an die Krone, als die Natur und die Geburt: wolle ein König sich an die Fundamentalgesetze seines Reiches nicht binden, so falle seine Autorität an die Nachfolger derjenigen zurück, die den königlichen Stamm zuerst mit der höchsten Würde bekleidet haben, nämlich an die Stände selbst.[1] Es ist eine eigenthümliche Zusammensetzung von Volkssouveränetät und geistlichem Recht, aus welcher sie das Königthum ableiten. Der König soll ohne die Stände weder Krieg erklären, noch Frieden machen, noch Steuern erheben dürfen; sie sollen seine Vergabungen, selbst seine Machtertheilungen bekräftigen oder zurücknehmen, ihre Anwälte am Hofe haben, um Beschwerden sofort vor das Conseil zu bringen; in jedem hohen Gerichtshof soll eine von den Ständen gewählte Kammer bestehen, um über die Uebertretungen ihrer Beschlüsse und Anordnungen in letzter Instanz zu entscheiden. Gleichsam eine ständische Hierarchie soll den königlichen Gerichtshöfen und dem Geheimenrathe überall eingreifend zur Seite stehen.

Zwei Systeme der beschränkten Monarchie treten hier einander gegenüber, beide katholisch und auf Reform der Mißbräuche gerichtet, und in so fern nicht von Grund aus im Widerspruch, aber doch durch eine unendliche Kluft getrennt. Die Ideen von Hotmann und von Bodin begegnen einander gleichsam auf einer andern Stufe. Indem der König die ursprünglichen und angebornen Rechte des Königthums aufrecht zu erhalten sucht, und jede Beschränkung von seinem eigenen Entschluß, die Festigkeit derselben von seinem Eid

[1] l'autorité, de la quelle ils ont premièrement revestu leurs roys, leur seroit devolue.

abhängig macht, nehmen die Stände alle ursprünglichen Rechte für sich selbst in Anspruch, mit deren Ausübung der König von ihnen, unter Sanction der Kirche, betraut worden sei, so daß ihnen der größte Antheil daran und eine Aufsicht darüber zukomme.

Das sind eben die Gegensätze, welche einander in den europäischen Monarchien ewig widerstreben.

Hätte es von den ständischen Berathungen abgehangen, welches System fortan in Frankreich herrschen sollte, so wäre die Entscheidung nicht zweifelhaft gewesen. In diesen Ständen waren nur Ideen der Ligue repräsentirt. Als zuerst von der Möglichkeit die Rede war, daß auch andere als die streng katholischen Meinungen daselbst hervortreten könnten, hatte Guise laut erklärt, daß seine Freunde in den Provinzen das zu verhindern wissen würden. Zum Vorsitz wurden in allen drei Ständen eben die eifrigsten Anhänger derselben gewählt; von den Geistlichen der Cardinal Guise, von dem Adel der Graf von Brissac, den wir bei den Barricaden kennen gelernt haben, von dem dritten Stand eines der eifrigsten Mitglieder des Pariser Rathes der Zehn, der Prevot des marchands, Marteau. Auch die Anträge der Stände entsprachen in jeder Beziehung den liguistischen Ideen.

Der erste und vornehmste ging auf die unbedingte Gültigkeit der ständischen Beschlüsse. Die Parlamente sollten dieselben nicht mehr zu verificiren, sondern nur zu registriren haben. Hauptsächlich aber, sie sollten dem königlichen Conseil nicht erst zur Begutachtung übergeben, sondern wie beschlossen, so sollten sie publicirt werden. So sei es in Polen und Schweden, in England und bei andern benachbarten Nationen herkömmlich. Der König bemerkte, daß doch zum Beispiel in

Spanien, wo die Könige nie so viel Autorität gehabt, wie die französischen, das Verfahren ein anderes sei: er ließ Verhandlungen der Cortes abdrucken, wo den Beschwerden der ständischen Deputirten zur Seite, die Bescheidungen des Königs erschienen: welche Ehrfurcht herrschte in diesen Schriften gegen das Königthum! Aber es läßt sich denken, daß damit Niemand widerlegt zu sein glaubte.

Ein weiterer Anspruch der Stände war die Aufsicht über die Finanzen. Um die Gewaltsamkeiten und Erpressungen der Partisanen und anderer Finanzbeamten zu strafen, sollte eine Untersuchungskammer von überwiegend ständischer Organisation ernannt werden. Der König möge dazu sechs Mitglieder, die Ständeversammlung achtzehn ernennen. Auch der Staatsanwalt solle von den drei Ständen gewählt werden, und zwar müsse dieß ein zuverlässiger und rücksichtsloser Mann sein, dem die begangenen Uebergriffe mit den Namen der Schuldigen aus allen Provinzen berichtet werden sollten. [1]

Man kam dann auf die unmittelbar zu gewährenden Erleichterungen, und da wurden nun die durchgreifendsten Maßregeln vorgeschlagen. Alle veräußerten königlichen Domänen sollten den Käufern wieder abgenommen werden, nur gegen eine der von ihnen wirklich gezahlten und noch nicht durch die Erträgnisse wieder empfangenen Summe entsprechende Rente; die unter der damaligen Regierung eingeführten Zölle sollten unverzüglich abgeschafft sein, sowie alle anderen außerordentlichen Abgaben, ausgenommen die Taille; aber auch diese sollte auf

[1] »et que la nomination d'un procureur général seroit faite par les trois ordres, pour faire choix d'un homme roide et entier, qui auroit un substitut en chaque province de la France etc.« Des Et. gén. XV, 41.

die Summe, die sie unter Franz I. und mit der Zeit auf die, welche sie unter Ludwig XII. ertragen, zurückgebracht werden. Es leuchtet ein, daß hierdurch die Staatscassen mit Einbußen ohne Maß bedroht wurden. Der König stellte vor, in welcher Lage er sich bereits jetzt befinde, wie wenig Gnaden er seiner Umgebung zufließen lasse: er zeigte ihnen seine Kleider, deren jedes ihm drei Monate dienen müsse; gewiß sei er kein Verschwender mehr: nur auf kleinen Fuß werde er seinen Hofhalt einrichten; wenn zwei Kapaunen für seine Tafel zu viel seien, so werde er sich mit einem begnügen: schon jetzt habe er keinen Sou übrig; es fehle zuweilen an dem nöthigen Geld, um einen Courier abzufertigen: wolle man die Auflagen, die man abschaffe, nicht ersetzen, so heiße das ihn zu Grunde richten; was aber dem König geschehe, geschehe allen. Aber die Stände blieben ihres Sinnes, denn das Wohl des Volkes sei das oberste Gesetz; sie drohten, Blois zu verlassen, wenn er nicht einwillige. Anfangs December 1588 sah sich Heinrich wirklich in der Nothwendigkeit nachzugeben. Obwohl man ihm vorstelle, sagte er, daß er auf diese Weise sich selbst zu einem Dogen von Venedig mache, so wolle er es doch thun; er wolle entweder sehr gnädig und gut, oder sehr hartnäckig und böse sein; er bewillige also die Herabsetzung der Taille, jedoch unter der Bedingung, daß auf eine andere Weise für die Bedürfnisse des Staates gesorgt werde; — das jetzige Einkommen möge $9\frac{1}{2}$ Millionen Ecus betragen; wenn man seine Schulden übernehme, so werde er die Staatsverwaltung mit 5 Millionen bestreiten können: diese wenigstens möge man ihm verschaffen. War es aber den Ständen leicht gewesen, das Wünschenswürdige der Abschaffung der Auflagen nachzuweisen, so ging es über ihre Kräfte und Einsichten, dieselben

zu ersetzen. Sie geriethen auf den Einfall, durch persönliche Bürgschaft der reichsten Mitglieder der Ständeversammlung das öffentliche Einkommen zu decken: die Wahrheit zu sagen, ein republikanischer Gedanke: nur daß es keine Menschen gab, die Republikaner genug gewesen wären, um ihn auszuführen. Die Subscriptionen, die man zusammenbrachte, fielen sehr dürftig aus. Schon damals wollte Jeder von dem Staate leben, nicht mit persönlichen Opfern ihn erst möglich machen. Natürlich entstand die größte Verlegenheit; alles gerieth in Stocken, alles ward gelähmt.

Den Zustand der Hülflosigkeit, der hiedurch eintrat, machte sich der Herzog von Savoyen zu Nutze, der gleich beim Beginn dieser Irrungen mit Philipp II. in das engste Verständniß getreten war,[1] um das ihm so wohlgelegene, damals französische Saluzzo zu überziehen und in Besitz zu nehmen.

In der Ständeversammlung äußerten Einige die Meinung, daß man alles andere bei Seite lassen und zuerst den Herzog, der bei so unverhältnißmäßig geringerer Macht Frankreich zu beleidigen wage, dafür nach Gebühr bestrafen müsse. Es ist falsch, zu behaupten, daß Guise mit dem Herzog zu diesem Unternehmen recht eigentlich einverstanden gewesen sei; er fand es wenigstens sehr unzeitig. Aber da sich Savoyen zu der großen liguistischen Partei in Europa hielt, zu welcher der König von Spanien und damals noch Papst Sixtus V. gehörten, so hatte Guise keine Lust, die Waffen gegen ihn zu ergreifen; er hätte seine besten Freunde zu beleidigen gefürchtet.

Die Absicht der herrschenden Partei in den Ständen ging

[1] Ende März 1585 war er in Spanien. **Ha lasciato,** sagt der venetianische Gesandte von ihm, als er wieder abgereist war, **opinione in tutti non piu di Piemontese ma di Spagnolo.**

vielmehr dahin, unter Guise's Führung den Krieg gegen die Hugenotten und den König von Navarra mit aller Kraft zu erneuern. Sie wollten nichts davon hören, daß dieser Fürst schon um der Form willen noch einmal zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche aufgefordert werden müsse; oft genug sei er aufgefordert worden, aber immer vergeblich: da er die Waffen in der Hand habe, so sei nicht mehr mit ihm zu unterhandeln. Sie erklärten Heinrich von Bourbon für einen notorisch in die Ketzerei Zurückgefallenen, welcher der Beleidigung der göttlichen und menschlichen Majestät schuldig, der Thronfolge unwürdig geworden, sammt seinen gegenwärtigen und künftigen Erben aller Gerechtsame eines Prinzen verfallen sei, und drangen in den König, ihn auch aus seinem Gouvernement Guienne zu entfernen.

Wegen der Kosten zu diesem Kriege waren sie nicht verlegen; sie meinten, daß die Güter der Protestanten eingezogen und dazu verwendet werden sollten. Schon legten sie einen Entwurf vor, wie in jeder Hauptstadt eines Amtsbezirkes ein angesehener Bürger als Empfänger der aus dem Verkauf der Güter zu gewinnenden Geldsummen aufzustellen wäre.[1] Der dritte Stand, der Anfangs Bedenken trug, die Bezeichnung des Königs von Navarra als Ketzer zu billigen, worüber dem Laien kein Urtheil zustehe, nahm dieses Wort zuletzt an, weil Ketzerei den Verlust der Güter und des Erbrechts gesetzlich nach sich zog. Auf eine allgemeine Confiscation der Besitzthümer

[1] Que tous hérétiques de quelque état, qualité ou condition, qu'ils soient, soient punis de peines indictes et portées par les ordonnances des défunts rois François I. et Henri II. et leurs biens employés au frais de la guerre etc. etc. Cahier du tiers état. Etats gén. et autr. ass. nat. Tom. XV. p. 156.

der Protestanten war es abgesehen, nach den strengsten Satzungen des Kirchenrechtes, wie sie einst gegen die Albigenser ausgeführt worden waren.

In alle dem hatte nun Heinrich von Guise seine leitende Hand. Wie war schon seine Haltung aufgefallen, als er bei der Eröffnung der Stände in seiner Eigenschaft als Grandmaitre zu den Füßen des Thrones sich niedergelassen hatte, und die Anwesenden mit dem Blicke eines der allgemeinen Bewunderung und Hingebung sicheren, gebietenden Parteihauptes maß. Er war Meister sowohl in den Ständen als in dem Conseil des Königs. Die Führer der Ersteren beriethen sich mit ihm über jeden Schritt, den sie thun wollten; in dem Conseil wagte Niemand ihm zu widersprechen. Er stützte sich gewaltig auf die großen, zugleich geistlichen und volksthümlichen Ideen, welche die absolute Regierung durch Geburtsrecht ausschlossen. Wohin gingen da seine Entwürfe? War es wirklich, was man behauptet hat, sein Ehrgeiz, den König zu verdrängen, ihn in ein Kloster zu sperren, wie einst die Carolinger, von denen er abzustammen behauptete, den letzten merovingischen König. In einer unmittelbar vor dieser Ständeversammlung an Guise gerichteten Schrift[1] kommt eine Erinnerung an Carl Martel vor, der, nachdem er sich zur Würde eines Majordomus erhoben, dieselbe zur Stufe gebraucht habe, um zu weiterer Größe emporzusteigen; als Privatmann geboren, habe er seine Kinder als Könige zurückgelassen. War es in der That ein so hohes Ziel, die Gründung einer neuen Dynastie, was Guise verfolgte? Ich glaube

[1] Instruction à M. de Guise retourné en cour par l'Archevesque de Lion, ungefähr im August 1588. Bei den Memoiren von Villeroy 1665 II, 266.

behaupten zu dürfen, daß dieß nicht der Fall war. Jener Moreo, welcher die ersten Unterhandlungen mit den Guisen geführt hat, versichert, daß Guise dem König von Spanien versprochen habe, nach der französischen Krone selbst nicht zu streben,[1] sei es nun, daß Philipp II. seinem eigenen Hause einen Anspruch dieser Art vorbehielt, oder daß ihm die Erhebung eines Privatmannes zur Krone auch in einem Verbündeten noch mißfiel. Genug Guise, der den König von Spanien keinen Augenblick entbehren konnte, war durch ein demselben geleistetes Versprechen gefesselt. Sein Ehrgeiz war überhaupt nicht der hochfliegende, zu dem die Phantasie hinreißt, sondern der ruhige und praktische eines Menschen von Geist, der nur immer das Nächste zu erreichen sucht, von Position zu Position schreitet, und sich von den Dingen selbst weiter führen läßt. Auch sah der König einen Nebenbuhler weniger seiner Würde, als seiner Macht in ihm. Er setzte voraus, daß Guise nach der Stelle eines Connetable trachte, und sich dieselbe nöthigenfalls auch von den Ständen übertragen lassen werde, um dann in dieser Eigenschaft auf ihr Geheiß jenen Verfolgungskrieg gegen die Hugenotten zu unternehmen. Der König fürchtete gezwungen zu werden, in der Mitte seiner Rebellen nach Paris zurückzukehren, und hier als ein Werkzeug ihrer Pläne zu dienen.

Schon erlebte man in Blois höchst außerordentliche Scenen. Eines Nachmittags kam es im Schloßhofe zu einem blutigen Geraufe zwischen den Pagen beider Parteien. Guise war gerade bei der Königin Mutter; indem das Getümmel

[1] Er sagt in Rouen den versammelten Liguisten que uno de los articulos de la capitulation era, que el dicho M. de Guisa no avia da intentar alla corona. (Papiere von Simancas.)

das Schloß erreichte, erschienen einige seiner Freunde, um seine Befehle zu empfangen. Er saß auf einem Schemel am Kamine, veränderte keine Miene, sah sich nach Niemand um, seine Augen blieben unverwandt nach dem Feuer gerichtet. Indessen wappnete sich der König in seinen Zimmern mit dem Panzer; er glaubte nicht anders, als daß der Nebenbuhler ihm ans Leben wolle.

So standen diese Dinge. Mit seinen Ideen von einer durch Gesetze sich selber beschränkenden, den Gedanken der Monarchie festhaltenden Macht war Heinrich **III.** nicht durchgedrungen. Alle Beschlüsse der Stände waren im Sinne einer Beschränkung, welche die Summe und den Ursprung der Macht aus einer andern Quelle herleitet: der König nahm eine systematische Vernichtung seiner Autorität wahr und sollte zu Dingen fortgerissen werden, die ihm eben am allerwiderwärtigsten waren. Noch einmal suchte er Guise umzustimmen. Bei einem Spaziergang im Garten sprach er ihm von den beiden wichtigsten der vorgelegten Forderungen — der Annahme der ständischen Beschlüsse ohne Erwägung derselben im königlichen Conseil und dem Kriege gegen Heinrich von Navarra, ohne erneuerte Aufforderung, zur katholischen Kirche zurückzukehren — und suchte ihm zu beweisen, daß es unmöglich sei, dieselben zu genehmigen. Guise blieb nicht allein unerschütterlich bei seiner Meinung, sondern er zeigte sich gereizt; er ließ ein Wort von den geheimen Einflüsterungen fallen, denen der König sein Ohr leihe, wobei ein regelmäßiger Gang der Geschäfte unmöglich sei, und drohte mit seiner Entlassung.[1]

[1] Cayet, Chronologie novennaire bei Michaud Nov. Coll. XII, 78. Ein wenig abweichend Miron Relation de la mort de Mss. de Guise bei Petitot 45, 464.

Leicht würde diese das Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen den König selbst geworden sein. Heinrich III. hielt an sich, so lange er mit Guise sprach; als er wieder in seinem Zimmer war, gab er sich einer leidenschaftlichen Aufwallung hin. Das italienische Blut wallte auf in seinen Adern. Er faßte den Gedanken, sich hier im Palaste des Mannes zu entledigen, der ihm persönlich so höchst gefährlich war.

Ein Traum schwebte ihm vor, der einst einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte: es war ihm vorgekommen, als werde er von den wilden Thieren der Menagerie angefallen; dieser Traum schien sich ihm jetzt zu erfüllen; in dem Herzog erblickte er den Löwen, von dem er damals zerrissen zu werden gefürchtet hatte: er dachte sich gegen ihn zur Wehr zu setzen.

Darin bestärkte ihn nun seine vertraute Umgebung. Man wandte das alte Wort eines Papstes von dem letzten Hohenstaufen und dem ersten Anjou in Neapel: der Tod des Einen sei das Leben des Andern, das Leben des Einen der Tod des Andern, auf den vorliegenden Fall an. Man citirte das italienische Sprüchwort: mit der Schlange stirbt ihr Gift. Man erinnerte den König an die Ermahnung, die ihm vom päpstlichen Hofe zu Theil geworden, er möge diejenigen zur Strafe ziehen, von denen er beleidigt werde, und führte aus, daß dieß in den gewöhnlichen Formen nicht mehr möglich sei: obgleich Guise eine ganze Anzahl von Handlungen begangen habe, von denen jede einzelne den Tod verdiene, so zähle er doch einen so mächtigen Anhang im Reiche, daß der Versuch eines gerichtlichen Verfahrens gegen ihn nur neue Verwirrungen hervorbringen würde.

Eben dieß spricht der König selbst einmal aus. Er fügt

hinzu, sechs ganzer Tage habe er mit sich gekämpft und nicht zu dem Entschlusse gelangen können, dem Herzog ans Leben zu gehen, denn er habe Gott nicht beleidigen wollen.[1] Aber endlich habe er erwogen, daß er als König, wozu ihn Gott gesetzt, die Pflicht habe, sich Gehorsam zu verschaffen. „Ich habe mich entschlossen," sagt er ein andermal, „lieber ihn tödten zu lassen, als zu erwarten, daß er mich umbringe."

Einst war ein Oberhaupt der Hugenotten an eine Stelle gelangt, wo die Ausübung der höchsten Gewalt in seine Hände zu fallen schien: jetzt stieg der Erbfeind derselben, Vorkämpfer der Katholiken, mit ruhigem Schritt die Stufen des Thrones empor und seine Anhänger glaubten, er werde ihn in Besitz nehmen. Damals entband Catharina, um Coligny zu stürzen, den Fanatismus der Hauptstadt, nach der sie ihn eingeladen hatte. An Guise entschloß sich ihr Sohn, in seinem Schloß, wo derselbe sein Gast war, Hand anzulegen.

Guise war gewarnt, wie einst Coligny; wie dieser, glaubte er zu stark zu sein, als daß man etwas gegen ihn wagen würde. Er kannte die Rachsucht des Königs, aber er hielt ihn für zu unentschlossen, zu feige, um etwas gegen ihn zu unternehmen. Und sollte man es versuchen, sagt er in einem seiner Briefe, so werde ich meine Sache noch gewaltiger durchführen, als in Paris: sie mögen sich vor mir hüten. Gegen geheime Nachstellungen glaubte er durch den persönlichen Einfluß, den

[1] An Morosini: per sei giorni continui ero stato risolutissimo di non volerlo fare temendo di offendere Dio. Bei Tempesti II, 135. Das Schicksal Martinuzzi's, Escovedo's und Anderer scheint eine Theorie des Jahrhunderts vorauszusetzen zu lassen, nach der souveränen Häuptern Dinge dieser Art erlaubt waren (vgl. St. Priest Les Guises, Revue des deux mondes, May 1850 S. 810). Doch sieht man, daß sich Heinrich III. nicht eigentlich darauf bezog.

er sich selbst in der nächsten Umgebung des Königs verschafft hatte, gesichert zu sein. In seiner Natur lag eine gewisse Sorglosigkeit. Indem er seinem König die Spitze bot, unterhielt er doch ein Verhältniß verbotener Liebe, das ihn ebenfalls beschäftigte. Wie hätte er eine Ahnung davon haben sollen, daß von seinem eigenen Bruder, Mayenne, die dringendste Warnung vor ihm und seinem Vorhaben an den König gelangte?[1] Unbekümmert um geheime oder offene Gegner, schritt er daher, trotzend auf seine Stellung und Lage, den Gegner verachtend. Indessen bereitete dieser Alles dazu vor, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Heinrich III. hatte 45 Leibwächter zu seiner persönlichen Sicherheit um sich, handfeste Leute, die ihm auf Leben und Tod ergeben waren. Von diesen wählte er zu der Execution, die er beschlossen hatte, diejenigen aus, die ihm durch ihre Waffen oder aus anderen Gründen die geeignetsten schienen, und wies ihnen ihren Platz in oder neben seinem alten Cabinet an, unfern von dem Zimmer, in welchem das Conseil seine Berathung pflog. Er war des Schlachtopfers vollkommen sicher. Als Guise am Morgen des 23. December in dem Conseil erschien, ward er nach dem Cabinet gerufen; seinen Begrüßungen antwortete die Leibwache, an der er vorüberging, mit einem tiefen Stillschweigen; als er den Vorhang eröffnete, der zu dem Cabinet führte, ward er mit dem Worte:

[1] In der Déclaration contre le duc de Mayenne kommt ausführlich vor, daß Heinrich III. von Mayenne selbst vor dem nahen Ausbruch eines Attentats gewarnt worden sei, que nous prissions bien garde à nous — que le terme étoit si brief, que s'il ne se hâtoit (der Bote), il étoit bien à craindre, qu'il n'arriveroit pas assez à tems.

„Ha, Verräther!“ angefallen, niedergeworfen, und indem er, plötzlich zum Bewußtsein kommend, sich mit den Händen und Zähnen vertheidigte, denn sein Schwert konnte er nicht ziehen, wie ein wildes Thier an dem Fuße des königlichen Bettes ermordet. In einem weiter zurückliegenden Zimmer wartete Heinrich der Ausführung seines Befehls in Gesellschaft des Corsen Alfonso; in dem unteren Geschoß lag seine todtkranke Mutter Catharina Medici; der Lärm drang in den Sitzungssaal des Conseils; hier wurde in demselben Augenblicke auch der Cardinal Guise festgenommen.

Unwillkürlich erinnert man sich an das Schicksal des Aetius, der, weil er zu mächtig geworden, aus Furcht und Haß, in dem Palast zu Ravenna, von seinem Kaiser und dessen Umgebung getödtet ward.

Die Verfassungen der romanisch-germanischen Reiche, welche den Besitz der monarchischen Gewalt an das Vorrecht des Blutes knüpfen, waren ursprünglich dazu angelegt, den gewaltsamen Kampf um dieselbe, der die römische Welt fortwährend erschütterte, zu vermeiden, und den Ehrgeiz hochstrebender mächtiger Männer in bestimmte und unübersteigliche Schranken zurückzuweisen. Wenn es doch zu solchen Versuchen kam, so sind dann die gräßlichsten Thaten erfolgt. Ohne Rücksicht auf die kirchliche Würde, ließ der König auch den Bruder des Herzogs, den Cardinal Guise hinrichten; er meinte, ein König von Frankreich habe das Vorrecht, daß er nicht excommunicirt werden dürfe.

Catharina Medici, die mit ihrem Sohne nicht einverstanden war, raffte ihre Kräfte noch einmal zusammen und machte dem Cardinal von Bourbon, der ebenfalls festgehalten wurde, ohne jedoch zum Tode bestimmt zu sein, einen Besuch.

Dieser gab ihr selbst die Schuld: sie habe nicht ruhen können, bis sie Alle zur Schlachtbank geführt seien. Sie war tief betroffen: unter dem Eindruck dieser Worte, im Angesicht der Gefahr, der ihr Sohn entgegen ging, und über welche sie sich nicht täuschte, ist sie gestorben.

Befreit von dem Gegner mochte sich Heinrich III. einen Augenblick wieder als Herrn und Meister fühlen: in seiner Nähe, zu Blois, zeigte sich Alles unterwürfig; aber wie wäre nur möglich gewesen, daß das politisch-religiöse Element, das sein Reich erfüllte, sich nicht nach einer solchen That in noch heftigerer Gährung gegen ihn selbst erhoben hätte?

Das Oberhaupt war gefallen, die Stände waren gefesselt, aber der Haß der aufgeregten Populationen brach nun erst mit vollem und allgemeinem Ungestüm hervor.

Ermannung und Katastrophe Heinrichs III.

Auf die erste Nachricht von dem Ereigniß ließen die Gewalthaber zu Paris die Thore schließen und hielten Rath unter dem Vorsitze des Herzogs von Aumale. Es war eben in den Weihnachtsfeiertagen; die Prediger begannen das Volk zu erhitzen und die Wuth der Menge ergoß sich zunächst gegen die, welche als Freunde des Königs angesehen wurden, die sogenannten Politiker in dem Parlamente und unter der Geistlichkeit. In der Sorbonne bekamen die jüngeren, von den Doctrinen der Jesuiten ergriffenen und von dem Strome der Meinung fortgerissenen Mitglieder die Oberhand. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Recht der Excommunication dem Papst angehöre, nicht der Facultät einer Universität, gab die Sorbonne auf die Anfrage der Stadt den Bescheid,

weil der König zum Nachtheile der katholischen Religion den öffentlichen Glauben gebrochen habe, so sei das französische Volk von dem ihm geleisteten Eide der Treue entbunden und berechtigt, sich gegen ihn zu vereinigen und zu bewaffnen.[1] Hierauf versagte man dem König seinen Titel, und weigerte sich, seine Herolde anzunehmen.

Was aber in Paris geschah, wiederholte sich fast in allen großen Städten des Reiches. In der Picardie erhoben sich Amiens und Abbeville, in der Normandie Havre und Rouen, in der Champagne Troyes, Rheims, Sens; Burgund, Bretagne und Provence waren fast einstimmig in diesem Sinne; Toulouse riß die Städte von Languedoc mit sich fort. Orleans hatte den König noch ersucht, den Gouverneur der Citadelle zu entfernen: als er das abschlug, warf sich die Stadt in vollen Aufruhr — ohne sich um seine Drohungen zu kümmern. Bürgermeister, Schöppen und katholische Einwohner von Lyon beschlossen, von Niemand, wer es auch sei, Befehle zum Nachtheil der heiligen Union anzunehmen; in ihrem Manifest erinnern sie an die Absetzung Saul's durch den Propheten und die Sendung Jehu's gegen Ahab: denn allenthalben waren die Gemüther von jener Mischung popularer und geistlicher Ideen beherrscht, welche zum Widerstand zugleich entflammte und zu berechtigen schien.

Indeß schritt man in Paris, und zwar nicht ohne Antheil

[1] Wenn Argentré (II. 483) bemerkt, daß sich in den Büchern der Facultät keine Spur von diesem Decret finde, so wenig wie von vier ähnlichen, so rührt das nur daher, daß sie in den Büchern vertilgt worden sind. Der Generalprocurator, auf den sich die Vertheidiger der Sorbonne beziehen, läugnet nicht das Factum, sondern nur die Schuld: virus novitii ac feri dogmatis a recentibus scholis susceptum. Ib. 489.

des spanischen Gesandten, zur Errichtung einer neuen Regierung. Am 17. Januar 1589 ward im Hotel de Ville ein allgemeiner Rath der Union aus den katholischen Prinzen, einigen der eifrigsten Bischöfe, den namhaftesten Theologen und Pfarrern, Mitgliedern der Parlamente, des Adels und der Bürgerschaft zusammengesetzt: denn gleichsam einen Ausschuß aus allen Ständen wollte man haben.[1] Die Deputirten der verschiedenen Städte nahmen Sitz in demselben. Der Herzog von Mayenne, der, wenn er noch zuletzt den König vor seinem Bruder warnte, doch nicht gemeint hatte, daß dieser darüber umkommen sollte, trug jetzt, da dieß geschehen war, kein Bedenken, an die Spitze der neuen Vereinigung zu treten. Der König machte noch einen Versuch, ihn und sein Haus zu gewinnen; und sehr ausgedehnt und umfassend waren seine Erbietungen.[2] Allein wie konnte er etwas anbieten, was den Aussichten entsprochen hätte, welche die Führer der allgemeinen Bewegung im Kampfe gegen ihn fassen durften? Sein Wort hatte jetzt überdieß allen Glauben verloren. Mayenne erwiederte die Anträge, die ihm durch den Mund des päpstlichen Nuntius geschahen, mit Invectiven gegen Heinrich III., den er nicht mehr König nannte, sondern nur einen Elenden, einen Erbärmlichen, der durch seine letzte verrätherische Handlung jeden Vertrag unmöglich gemacht habe: man müsse ihn mit offenen Waffen bekämpfen, oder man sei verloren. In Kurzem sehen wir den Herzog von Mayenne mit dem Heere der Union gegen seinen König vorrücken.

[1] Maheustre et Manant: ils firent élire par le peuple un conseil général de l'union des catholiques.

[2] Von diesen Unterhandlungen gibt Cayet 418 eine ungefähre, Morosini bei Tempesti II, 183 genügende Notiz.

So brach doch endlich der offene Krieg zwischen dem König und der Ligue aus; und zwar in einem Augenblick, wo der Erstere nicht widerstehen zu können schien. Seine ganze Macht beschränkte sich auf Blois, Tours und einige feste Plätze in der Umgegend.

Unermeßlichen Werth hatte für ihn, daß es in Frankreich noch eine Macht gab, die von dieser Bewegung nicht ergriffen war: die protestantische des Königs von Navarra. Das Heer desselben war nicht groß; es bestand aus 5000 Mann gewöhnlichen Fußvolks, 500 Hakenschützen, 500 Reitern, aber es war tapfer, kriegsgeübt, voll Mannszucht und Hingebung; und unter den bewaffneten Schaaren jener Tage erschien es immer als die bedeutendste. Von Guyenne her wendete es sich Anfang März 1589 gegen die Loire; nicht mehr jedoch, um mit den königlichen Truppen zu schlagen. Durch beide Theile ging vielmehr ein Gefühl, daß sie nicht mehr Feinde seien; wo sie zusammentrafen, traten sie in eine Art von Waffenbrüderschaft. Und wie hätte es hiermit zwischen den Fürsten, die ja nur noch Einen und denselben Feind hatten, lange Anstand haben sollen? Am 3. April kam es zwischen dem König von Frankreich und dem König von Navarra zu einem Vertrag in der Form eines Stillstandes auf ein Jahr, der aber eine volle Gemeinschaft der Interessen und der Waffen in sich schließt. Heinrich III. erkannte in dem Beitritt des Oberhauptes der Hugenotten, die sonst weit und breit hätten um sich greifen und die Katholiken verderben können, einen Beweis von pflichttreuer, ächt französischer Gesinnung an. Er kehrte auf jenen Zustand der Pacification zurück, der vielleicht nicht seinen Meinungen und Wünschen, aber seiner Natur und dem Zustande seines Landes am besten entsprach, und erklärte die freie Ausübung der

Religion allenthalben da, wo sich sein Verbündeter befinden werde, im Feldlager, so wie an bestimmten Orten in jedem Bezirk des Reiches für erlaubt.[1] Bei der selbstständigen Haltung der Befehlshaber jener Zeit war es nicht ohne Schwierigkeit, die Bedingung, welche die Reformirten machten, daß ihnen ein sicherer Paß über die Loire eingeräumt würde, zu erfüllen. Doch gelang es endlich, Saumur dem damals vertrautesten Diener Navarra's, Duplessis-Mornay, der die Unterhandlung hauptsächlich geführt hatte, zu überliefern; der schwur, diesen Platz für die beiden Könige zu behaupten, und ihn einmal in einem besseren Zustande zurückzugeben, als er ihn jetzt bekomme.[2]

Ein großes Ereigniß war die erste Zusammenkunft der beiden Könige in dem Parke zu Plessis-le-Tour. Nicht allein die Fahnen waren vereinigt, sondern aus alle dem tumultuarischen Streit erhoben sich endlich Gesinnungen, in denen man neben einander bestehen konnte. Heinrich **III.** erklärte, nicht mehr dulden zu wollen, daß man die Protestanten Ketzer nenne; so sei das Wort in alten Zeiten nicht gebraucht worden: wer das Evangelium bekenne, der sei ein Christ; kleine Unterscheidungen sollten keine Feindschaft veranlassen. Dagegen erneuerten die Protestanten die strengen Doctrinen des Royalismus: die christliche Lehre fordere Gehorsam gegen die weltliche Gewalt, der Fürst herrsche durch den Willen Gottes, Gott lenke

[1] **Mémoires de Mornay I. 906.** Was bei Isambert **XIV**, 645 als **Lettres d'armistice** erscheint, ist mehr ein Ausschreiben darüber als der Vertrag selbst.

[2] Nach der Lebensbeschreibung von Duplessis-Mornay 131 erhielt Heinrich die Nachricht bei M. de Meru. In dem Itinéraire an der Ausgabe der Briefe findet sich nicht, wann er sich dort befand: es mag den 13. oder 14. April gewesen sein.

dessen Herz nach seinem Willen; wer dem Fürsten widerstehe, der erhebe sich gegen das Gesetz Gottes. Sie entschuldigten die Ermordung der Guisen, denn das Verbrechen der beleidigten Majestät könne nicht mehr gestraft werden, wenn man es erst zum Ausbruch habe kommen lassen; ein König habe seine Handlungen nur vor Gott zu verantworten. Wie auf der andern Seite die anti-royalistischen und exclusiv-katholischen Doctrinen, so verbanden sich hier Royalismus und Toleranz.

Die Tapferkeit der Hugenotten war es nun zunächst, welche Heinrich den III. vor Mayenne errettete. Wie oft sind sie mit ihren weißen Schärpen in den Scharmützeln gerade im rechten Augenblick erschienen und haben die Sache zu Gunsten des Königs entschieden.

Indem erlangte der König noch eine andere Hülfe, ebenfalls von der protestantischen Seite her, aus der Schweiz. Was dort im Jahre 1587 zweifelhaft gewesen war, ob man nicht den König verletze, indem man gegen die Guisen zu ziehen meine, war es jetzt nicht mehr: die Dinge waren zur Reife gelangt: und überdieß fiel die Sache der Krone mit der eigenen der protestantischen Cantone zusammen. Denn nachdem sich der Herzog von Savoyen Saluzzo's bemächtigt hatte, nahm er den alten Plan seiner Vorfahren wieder auf, sich Genf und die Waadt zu unterwerfen; er verstärkte seine Besatzungen in der Nähe: der Landesadel regte sich für ihn, in Lausanne ward eine gefährliche Verbindung entdeckt, die er unterhielt; hierüber rief Genf die Hülfe der Eidgenossen an. Ein außerordentlicher Gesandter des Königs von Frankreich, Harlay de Sancy, in der größten Noth, als man in Blois nicht mehr zu leben hatte, abgesendet, um schweizerische Hülfstruppen zu werben, wußte sich, obgleich ohne Geld, dieser Umstände zu bedienen, um

ein Bündniß zwischen Bern und Genf zu vermitteln, in dessen Folge ihm eine ansehnliche Werbung verstattet und von dieser Stadt selbst eine Geldhülfe bewilligt wurde.[1] Denn das leuchtete den Genfern ein, daß sie ohne ein starkes Frankreich, das der Macht von Spanien und Savoyen das Gleichgewicht halten könne, verloren sein würden. Sancy führte seine Völker zuerst gegen Savoyen, eroberte Thonon und das feste Ripaille; damit glaubte er aber genug gethan zu haben, um den Herzog zu beschäftigen; und da die übrigen Schweizer Bern nicht übermäßig vergrößern wollten, so zeigte sich das ganze Heer zufrieden, als es plötzlich nach dem obern Rheinlande und, hier mit deutschen Reitern und Hakenschützen vereinigt, weiter nach dem innern Frankreich geführt wurde. Ohne dieses Zuzugs gewiß zu sein, hätte Heinrich III. schwerlich gewagt, die Loire zu überschreiten.

Und da er sich nun nicht hatte unterdrücken lassen, so fand er auch noch eine dritte Unterstützung in der wiedererwachenden Treue des Adels. Von allen Seiten zogen ihm jetzt katholische Royalisten zu, unter denen man besonders die wohlgerüsteten Schaaren Epernons bemerkte; bei Pontoise sah der König wieder ein Heer von 40,000 Mann unter seinen

[1] Ceux de Berne et de Genève desirans prendre cette occasion pour se revancher des torts à eux faits par le duc de Savoye, monstrent avoir quelque volonté d'assister le roy en cette affaire et le secourir en sa necessité de quelques derniers comptans et autres inventions necessaires à cette entreprise. Aus den Memoires de Mr. de Sillery, (Manuscript zu Berlin) aus denen die Lage der Dinge in der Schweiz am besten erhellt. Von Sancy existirt ein discours fait au roi sur l'occurrence de ses affaires, in welchem er vor allen Dingen seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit hervorhebt; was dann seit Mezeray in die Geschichtsbücher übergegangen ist.

Fahnen. Sein Herz erhob sich, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben zu entschiedenen, frei aus ihm selbst kommenden Entwürfen. Er gehört zu den sardanapalischen Naturen, die sich im Glücke einem verweichlichenden Genusse hingeben, in Widerwärtigkeiten aber ermannen. Er nahm seinen Weg auf Paris selbst; denn in das Herz müsse man den Feind verwunden; Paris sei das Herz der Ligue. Ende Juli erschien er vor der Stadt, in der Erwartung, (denn er wußte wohl, daß er zahlreiche Anhänger daselbst habe) in Kurzem dort einzuziehen und sich an seinen Feinden zu rächen.

Und unmöglich schien das selbst denen nicht, die sich in Paris befanden. Als der König unaufgehalten vorrückte, erhoben die Politiker ihr Haupt und den städtischen Magistraten schien es rathsam, sie zu entwaffnen und die Wachen zu verdoppeln. Aber immer näher kam der König; er eroberte Senlis, Pontoise und nahm sein Lager zu St. Cloud. Hierauf hielt man in der Stadt für nothwendig, sich der angesehensten Politiker persönlich zu versichern, man brachte sie in Klöstern oder festen Häusern unter; den minder gefährlichen, deren Zahl auf 600 angegeben wird, wurde verboten, ihre Wohnungen zu verlassen. In der Sorbonne wurde, obwohl es Abweichende unter ihren Mitgliedern gab, nach den in der Mehrzahl vorherrschenden Ansichten noch einmal ein Beschluß von dem rücksichtslosesten, wildesten Inhalt gefaßt. Nicht genug, daß des legitimen Königs in keinem Kirchengebet gedacht werden sollte:[1] man erklärte, es gebe zweierlei Tyrannen, solche, die ihre Gewaltsamkeiten nur gegen Privatleute ausüben und andere, die zugleich das gemeine Wesen und die Religion verletzen: von der letzten Art

[1] Arrest et résolution. Mém. de la Ligue III, 540. Bei Buläus und Crevier sucht man nach diesen Dingen vergeblich.

sei Heinrich III.; nach den Grundsätzen alter, geistlicher Lehrer dürfe er von Privathänden getödtet werden. In diesem Sinne ward auf allen Kanzeln geredet; man forderte einen Rächer für den getödteten Guise, man erklärte die Ermordung des Tyrannen für ein verdienstliches Werk. Oftmals wurden die Reliquien der Heiligen der Stadt, deren Dienst durch den verrätherischen König gefährdet sei, durch die Straßen geführt. Das Volk folgte zahlreich und mit einer Devotion, die selbst die Spanier in Erstaunen setzte.

Daraus durfte man aber noch nicht schließen, daß sie sich auch eben so tapfer vertheidigen würden. Da die niederländische Hülfe nicht erschien, auf welche der Herzog von Parma Hoffnung gemacht, bemerkte man eine nicht geringe Entmuthigung. Die Bürger verweigerten, auf die Wälle zu gehen, und die Soldaten, schlecht bezahlt, zeigten sich verdrossen zum Dienst. Manche gingen zu Heinrich III. über, in der Hoffnung mit ihm zurückzukehren, wenn die Stadt geplündert werde. Der spanische Gesandte selbst meinte, daß sich Paris nur noch vierzehn Tage halten könne.

Wenn aber fanatische Meinungen leicht dazu dienen können, die Menge zu lenken und zusammenzuhalten, so ergreifen sie doch mit ihrer vollen Gewalt nur Einzelne, welche dafür besonders empfänglich sind. In Paris lebte damals ein junger, vor Kurzem zum Priester geweihter Dominicaner, des Namens Jakob Clement,[1] von seinen Altersgenossen und Freunden eher verspottet, als

[1] Boucher hat in seinem Buche: De justa Henrici III. abdicatione, das erst nach der That erschien, noch einiges Merkwürdige über Clement, besonders p. 451. Ich folge besonders der Erzählung, die Mendoza nach Spanien schickte: Relacion del subcesso de la muerte del rey Christianissimo de Francia Henrique III. 1. Ag. 1589.

geachtet; er war schwach von Körper und einfältig; aber eben auf solche Naturen übt eine fanatische Doctrin oft die unwiderstehlichste Wirkung aus. Clement ward von der Lehre, daß ein Tyrann, der das gemeine Wesen und die Religion verletze, von Privathänden ermordet werden könne,[1] welche damals besonders von Boucher verkündigt wurde, heftig ergriffen, und nur darüber hegte er noch Scrupel, ob ein Priester eine solche That vollziehen dürfe. Er legte seinen Oberen die Frage vor, ob es eine Todsünde sei, wenn ein Priester den Tyrannen ermorde. Man antwortete ihm, es sei eine Unregelmäßigkeit, keine Todsünde.[2] In dem keimenden Vorhaben bestärkte ihn dann das Monitorium des Papstes gegen den König, das einer Excommunication gleich war. Der König erschien ihm wie ein Ungeheuer, das Religion und Staat verschlingen wolle, er glaubte etwas unendlich Verdienstliches zu thun, wenn er beide von ihm befreie; er hegte den Wunsch, dabei umzukommen: denn wenn es ihm gelänge und er am Leben bliebe, so würde die Bewunderung der Franzosen seiner Seele schädlich werden. Mit ruhigem Blute und aller Ueberlegung tauchte er sein Messer in ein Kräuterabsud, das er wenigstens selbst für giftig hielt. Dann verschaffte er sich einen Brief von einem Anhänger des Königs, um bei diesem vorgelassen zu werden. Er ließ einiges Geld zurück, um seine kleinen Schulden zu bezahlen; hierauf mit einigen Gefährten machte er sich auf den Weg. Als er sich jenseit der Verschanzungen von diesen trennte, ließ er seine Kleider fliegen

[1] Boucher 266: tyrannum, qui communis se boni, id est religionis ac patriae hostem praebuerit, talisque a republica judicatus sit, et publica et privata auctoritate de medio tolli posse.

[2] Frage: si peccava mortalmente un sacerdote que matasse a un tiranno. Antwort: que quedava el tal sacerdote irregular.

und ging mit großen Schritten auf das feindliche Lager zu. Es gelang ihm wirklich, den anderen Tag früh am Morgen vor den König zu kommen, der auf seinem Leibstuhl saß. Heinrich ließ ihn nahe herantreten, in der Hoffnung, von irgend einem ihm aus der Stadt entgegenkommenden Verständniß zu hören. Da stach ihm der Mönch sein Messer tief in den Unterleib. Der Mönch ward dafür sogleich umgebracht, aber er hatte sein Opfer gut getroffen. Nach 18 Stunden lebte der Letzte der Valois nicht mehr.

In den Trancheen von Paris erwartete man noch eben einen Anfall der königlichen Truppen. Der spanische Gesandte war daselbst erschienen, um zum Widerstand anzufeuern, als die Nachricht von dem Tode des Königs erscholl. Alles nahm die grünen, lothringischen Schärpen; auf den Kanzeln ward Jakob Clement als ein Märtyrer gefeiert, die katholisch-populare Faction trug ihr Haupt höher als je und hoffte noch zu triumphiren.

Sechstes Buch.

Heinrich IV. im Kampf mit der Ligue.

Erstes Capitel.

Erhebung Heinrichs IV.

Ludwig der Heilige hatte zwei Söhne hinterlassen; von dem ältern stammten wie die letzten Capetinger so die Valois; von dem jüngern die Bourbons. Auch deren waren zwei Linien; der einen gehörte der Connetable an, mit dem sie schloß; der zweiten dessen Zeitgenosse und Antagonist, der Herzog Carl von Vendôme, der dann so viel zur Vertheidigung von Frankreich that, wie jener, um es zu gefährden. Dessen Söhne waren Anton, durch seine Vermählung mit Johanna d'Albret König von Navarra, der Cardinal Carl von Bourbon und Prinz Ludwig I. von Condé. Antons Sohn war König Heinrich von Navarra; er stammte in der zehnten Generation von Ludwig dem Heiligen ab, und war durch dasselbe Geburtsrecht, dem die Valois ihre Erhebung verdankten, der unbezweifelte Erbe des französischen Thrones.

Als Heinrich im December 1553 geboren ward, hätte man, da das Haus Valois noch in voller Blüthe stand, nicht daran denken können, daß ihm der Thron von Frankreich bestimmt sei. Sein Großvater begrüßte in ihm den Erben

von Navarra und Béarn, den Fortsetzer der alten Provinzialselbstständigkeit der unter seiner Herrschaft vereinigten französischen Landschaften und der Krone von Navarra. Es ist tausendmal erzählt worden, wie er seine Tochter Johanna, als ihre Entbindung nahe war, nach seinem Bergschloß Pau an der Gave berief, wie dann diese nach seinem Wunsche, als die Stunde der Wehen kam, ein in Béarn gebräuchliches Gebet nach der herkömmlichen Singweise anstimmte, — denn sie war kräftig wie die eingebornen Frauen, und ganz in der Weise des Landes sollte alles zugehen — und mit welchem bizarren Entzücken der Großvater den Neugeborenen empfing. Er trug ihn in seinem weiten Mantel in sein Zimmer, füllte eine goldene Schaale mit einheimischem Wein, ließ ihm den Duft davon die Nase berühren, einen Tropfen in den Mund fließen und küßte ihn dann mit der Weissagung: das werde ein wahrer Béarner sein.[1] Einer Bauernfrau, die zunächst am Park wohnte, wurde die erste Pflege des Knaben anvertraut, später ward er in das Gebirge nach Coirraze geschickt, wo er mit andern seines Alters in bloßem Kopfe und barfuß die Berge durchstreifte und auf den steilen Pfaden heimisch wurde.

Auch die Mutter Johanna, von einem frischen und heiteren, unbezwinglich energischen Naturell hegte den Ehrgeiz, daß ihr Geburtsland nicht, womit man ihm zuweilen drohte, von den großen Mächten, die es umgaben, vernichtet würde, aber zugleich dachte sie ihrem Sohn noch einen anderen Beruf zu. Der frühe Tod Antons, der wie über andere

[1] Favyn Histoire de Navarre 809. Eine handschriftliche und gleichzeitige Lebensbeschreibung Heinrichs IV. (Bibliothèque de Paris) bietet über die Erziehung und ersten Ereignisse doch nicht so viel Neues dar, wie man erwarten sollte, hat aber sonst einiges Gute.

Dinge, so auch über die religiöse Erziehung seines Sohnes schwankte,[1] ließ ihr darin freie Hand, und sie war dann keinen Augenblick zweifelhaft, sie zog Heinrich in dem protestantischen Glauben auf, den sie in ihrem Lande zur herrschenden Religion erhob, ließ ihn die Psalmen Marots singen, gab ihm einen gelehrten Protestanten zum Lehrer, der auch Classiker, wie Plutarch und Cäsar mit ihm las, und führte ihn, stolz darauf, daß er im reinen Gotteswort erzogen worden, als er funfzehn Jahre zählte, nach Rochelle, in die Mitte der dort zum Widerstand sich vereinigenden Hugenotten. Der junge Heinrich ward mit einer prächtigen bilderreichen Rede empfangen. „Ich verstehe nicht so gut zu reden, wie Ihr," antwortete er, „aber ich versichere Euch, ich werde besser handeln, als sprechen."[2] Er ward sogleich in die Mitte der Kriege gezogen, und nach dem Tode seines Oheims von Condé als das Oberhaupt der Hugenotten anerkannt; mit Freuden umgürtete ihn seine Mutter mit dem Schwert. Sie erzählte gern, daß sie in ihrer Schwangerschaft geträumt habe, sie bringe einen jungen Hahn zur Welt, mit bunten starken Federn am Hals und in den Flügeln, und einem zum Streit erhobenen Kamme. Nach der Schlacht von Moncontour machte Heinrich zur Seite des Admirals, dem er eine unbedingte Verehrung widmete, jenen abenteuerlichen Reiterzug durch Frankreich mit, der die Pacification von 1570 hervorbrachte; es war, wie de la Noue sagt, eine gute Schule, Gedanken und Pläne nach der Nothwendigkeit der Dinge einzurichten.

Während des Friedens nahm der Prinz noch einen andern

[1] Ippolyto d'Este 4. April 1562 gibt diese Notiz.

[2] Aus den Aufzeichnungen von Amos Barbot bei Arcère **Hist. de Rochelle I. 370.**

Wunsch edler Ruhmbegier in sich auf. Carl IX., der eine größere persönliche Zuneigung zu ihm fühlte, als zu seinen Brüdern, versprach ihm, die Ausübung seiner Gewalt gleichsam mit ihm zu theilen, ihn, wie man sagt, zu seinem rechten Arm zu machen. Heinrich dachte dann, es mit den Spaniern, denen er das von ihnen eingenommene Navarra nicht lassen wollte, und mit den Türken, welche die Christenheit bedrängten, aufzunehmen. Auf Niemand machte der Sieg bei Lepanto unter Don Johann von Oesterreich einen größeren Eindruck, als auf ihn; er beneidete den Bastarden, daß er als der Held von Europa gefeiert wurde. An der Spitze der französischen Kriegsheere im Felde zu erscheinen, zwei große Schlachten zu gewinnen, die eine wider die Spanier, die andere wider die Osmanen, dahin gingen die Phantasien, die seine jugendliche Seele beschäftigten.

Ganz anders aber schlug ihm seine Verbindung mit dem Hofe der Valois aus.

Seine Vermählung mit der Schwester Carls IX. ist die Bluthochzeit; die stolzen Gefährten, mit denen er herrliche Kriegsthaten auszuführen dachte, wurden vor seinen Augen ermordet; ihn selbst rettete nur die nahe Verwandtschaft und der Uebertritt zur andern Religion; um keinen Preis aber hätte man ihn nach Hause zurückgehen lassen. Welchen Contrast gegen das Leben in den Bergen, an der Seite der sittlich strengen Mutter, des hochstrebenden Admirals, der die höchsten Ideen an seine Unternehmungen knüpfte, bildete nun dieser gezwungene Aufenthalt am Hofe. Heinrich mußte an Kriegszügen Theil nehmen, die er in seinem Herzen verwünschte, er ward in die Bewegungen Alençons, den er nicht liebte, gegen die dunkle Gewalt der Königin Mutter, welche alles in Schranken

hielt, verwickelt, er war an ein geistreiches unzüchtiges Weib gebunden, gegen das er doch nie, auch nicht mit einem Worte, sein Mißfallen zu erkennen geben mochte; die Diener, mit denen man ihn umgab, waren, wenn nicht Feinde, so doch Kundschafter, er mußte ihre Bosheit von sich abzuwenden suchen. Eine andere Schule, moralische Gefühle zurückzudrängen, die inneren Stimmungen nicht an die Oberfläche der Erscheinung reichen zu lassen. In Heinrich IV. war etwas, was dem dortigen Treiben entsprach: er stürzte sich in den Strudel der Leidenschaft und des Vergnügens: nur für Jagd, Ballspiel, Liebeshändel schien er noch Sinn zu haben, sich am besten mit denen zu gefallen, die die meisten Thorheiten trieben;[1] er bildete einen Mittelpunkt für die muntere und lebenslustige Jugend. Dazwischen aber erhoben sich ihm doch die religiösen Eindrücke seiner frühesten Jahre; in der Einsamkeit der Nacht hörte wohl einmal ein vertrauter Diener ihn mit den Worten des Psalmisten die Finsterniß beklagen, in die er gefallen sei: und wie hätte er es ertragen sollen, so fortan als ein halber Gefangener zu leben. Als die allgemeine Lage der Dinge dazu einlud, im Jahr 1576, ergriff er die Gelegenheit, die der Schein, als habe er seiner selbst vergessen, ihm verschaffte, sich loszureißen und zu seinen alten Freunden, zu dem alten Glauben zurückzukehren.

Wir berührten, wie er bald darauf an der Pacification mitarbeiten konnte, welche Frankreich eine Zeitlang beruhigte. Dann nahm er wirklich die Stellung ein, für die einst seine Mutter ihn bestimmt hatte, als König von Navarra und Protector der Hugenotten.

[1] Mémoires de Villegomblain I, 317.

Nicht ganz unbedeutend war die eigenthümliche Macht und Autorität, die er nunmehr besaß. Aus seinem kleinen durch die Sorgfalt des Großvaters und der Mutter in Aufnahme gekommenen Königreich konnte er 300 Edelleute zu Pferd und 6000 Hakenschützen ins Feld stellen; er hatte ein Arsenal zu Navarreins, eine Universität zu Orthes. Mit den Erträgen von Foix, Armagnac und den bourbonischen Erbgütern mochten seine Einkünfte auf 300,000 Francs steigen. Ein noch größeres Ansehen erwuchs ihm aber aus der Protection der Hugenotten, deren Streitkräfte ihm zu Gebote standen. Es gab gleichsam drei große Burgfesten des Protestantismus: das nach dem Muster eines deutschen Landes eingerichtete Béarn, das seegewaltige Rochelle, die durch ihre festen Plätze und tapfern Männer schon damals bedeutenden Cevennen. Aber auch sonst war der Süden mit protestantischen Gemeinden erfüllt. Man berechnete, daß man von den Pyrenäen bis an die Alpen in lauter religionsverwandten Ortschaften reisen könne. In Dauphiné waren 400, in Poitou und Saintonge 500 Edelleute bereit, allezeit für die Religion zu Pferde zu steigen. Einige Räthe aus diesen Provinzen umgaben den König von Navarra, um mit ihm die politischen Angelegenheiten der Partei wahrzunehmen.

Der kleine Hof zu Nérac, den er sich einrichtete, wetteiferte mit dem Hofe zu Paris, besonders wenn seine Gemahlin, Margaretha von Valois, die Heinrich III. nicht in der Hauptstadt dulden wollte, daselbst erschienen war, nicht eben allemal in den löblichsten Dingen. Aber es war doch auch ein großer Unterschied. In Nérac war nicht von Günstlingen noch Vergeudungen die Rede. Der Hof war zugleich eine Schule der Capitäne, das Verdienst im Kriege gab einem

Jeden seinen Rang, die Damen trieben ihre Ritter zu Kriegsunternehmungen, ein kleiner Krieg hat davon seinen Namen. Zuerst damals durch seine Theilnahme an dem Straßenkampfe in Cahors erwarb sich Heinrich Ehre, denn noch war persönliche Bravour der vornehmste Ruhm. In der Mitte seiner Garden erstieg er die Barricaden, die man seinen Angriffen entgegensetzte, seine Füße waren von dem spitzen Gestein blutig geworden. Aber auch als ein guter Anführer zeigte er sich bereits; er sann die Unternehmungen aus, zuweilen gegen den Rath seiner Capitäne führte er sie durch. Er kannte seine Leute persönlich, namentlich rief er sie auf; er war der erste auf dem Kampfsplatz, und der letzte, ihn zu verlassen.

Nach und nach überwand er den Ruf, den er vom Hofe zu Paris mitgebracht, als sei er leichtfertig, abhängig, unzuverlässig. Ein Autor, den er aufforderte, sein Leben zu schreiben, und der ihm mit der Ermahnung geantwortet hatte, zuerst etwas Nennenswerthes zu vollbringen, fand doch mit der Zeit einen Stoff der Darstellung. Heinrich zeigte in den Geschäften Entschluß und Gewandtheit, in persönlichen Beziehungen die natürliche Gabe, die Menschen zu behandeln, in allen Dingen eine Frische und Richtigkeit der Auffassung, welche Jedermann befriedigte; sein Verhalten erweckte die Meinung, er sei zu großen Dingen geboren; wie einer seiner besonnensten Freunde, Duplessis-Mornay sich ausdrückt: was die Welt begehre, was sie dürste zu sehen, einen wahren König, hier sei ein solcher; er brauche nur hervorzutreten, um anerkannt zu werden.

Da kannte Mornay die Welt jedoch nicht, deren Bewunderung und Anerkennung durch große Thaten erzwungen werden muß; die schwersten Kämpfe standen dem Fürsten bevor.

Eben gegen ihn persönlich war die Verbindung zwischen den Guisen und den Spaniern gerichtet.

Zuerst erbot sich der König von Navarra, der einst am Hofe mit dem Herzog von Guise sehr vertraut gewesen, die Sache persönlich mit ihm auszufechten: die Ungleichheit des Ranges solle ihn daran nicht hindern; einer gegen einen, oder zwei gegen zwei, zehn gegen zehn, oder zwanzig gegen zwanzig wollten sie fechten, mit den Waffen, die in einer Ehrensache zwischen Rittern gebräuchlich seien; Guise möge nun die Zahl bestimmen, und den Ort, selbst außerhalb des Königreiches, wenn er nur neutral und sicher sei. Schon machten sich die Freunde des Königs aus, nicht vergessen zu werden, wenn es zu einem Kampf zwischen mehreren komme. Aber Guise lehnte ab, darauf einzugehen, denn er verfechte nicht einen persönlichen Handel, sondern die Sache der Religion.

Nach einiger Zeit aber mußte Heinrich sogar erleben, daß sein König und Herr, mit dem er gut zu stehen meinte, gemeinschaftliche Sache mit Guise machte. Wir wissen aus seiner eigenen Erinnerung, daß ihn die Nachricht davon beinahe übermannte. Mancher wird den Zustand der Seele kennen, wo sie an den irdischen Dingen verzweifelt, ohne sie doch aufzugeben, in den Menschen nur noch Verderben drohende, und Verderben bringende Feinde sieht, sich gleichsam in sich selbst zerreißt. Heinrich stützte bei jener Nachricht den Kopf auf die Hand; als er aus dem halb betäubten Sinnen erwachte, war ein Theil seines Haars erblichen.[1]

Im Jahr 1586 wälzte sich eine große Streitmacht, wie gegen die Hugenotten in den übrigen Provinzen, so besonders gegen ihn und sein Gouvernement daher. Man hat ihm

[1] Mathieu, dem er das erzählte: Henry III, 501.

damals gerathen, dem Sturm einen Augenblick auszuweichen und nach Deutschland zu gehen, um etwa mit deutschen Hülfsvölkern zurückkommend, unmittelbar auf Paris anrücken zu können, aber andere stellten ihm vor, und dem stimmte er bei, er würde dann sein Schwert aus der Hand legen, und ein Don Antonio von Portugal werden.[1] „Sie haben mich umzingelt," heißt es in einem seiner Briefe, „wie ein Wild auf der Jagd, aber über ihren Leib hinweg will ich mir einen Weg bahnen."[2] Er wünschte die Sache sofort auszumachen, lieber in der Blüthe und Kraft der Jugend, als wenn er mit Jahren und Gebrechen beladen sein werde.

Unter den Protestanten hatte er hiezu keinen unternehmenderen und mächtigeren Verbündeten, als Lesdiguieres in Dauphiné. Mitten im päpstlichen Avignon hatte Lesdiguieres einst zugleich den Studien, die er machen sollte, und dem Katholicismus abgesagt und sich in den hugenottischen Krieg geworfen, überzeugt davon, daß er seinem Vaterland und dem König am besten diene, wenn er den Guisen widerstehe. Neben Montbrun, der sich unter so vielen Andern, die dieses Beiwort verdienten, den Namen des Tapfern und durch seine Waffenthaten ein vorherrschendes Ansehen in Dauphiné erwarb, hatte doch auch er sich Ruf und Geltung verschafft; als dieser gefangen und hingerichtet worden war, erschien er als sein natürlicher Nachfolger. Dem Einfluß Heinrichs von Navarra verdankte er, daß die Provinz ihn anerkannte. Er

[1] Diese Betrachtungen gehören ursprünglich Duplessis Mornay: Vie de Duplessis Mornay 95; doch sind sie es, durch welche der König bestimmt ward. A souvent témoigné le roi qu'il (D. M.) luy avoit été auteur de cette résolution. Der Beschluß wurde nicht durch Debatte gefaßt, sondern von ihm selbst.

[2] An de Batz, 11. März, Lettr. missiv. II, p. 196.

hatte von demselben die Hälfte eines zerbrochenen Goldstücks empfangen und versprach ihm, zu den Waffen zu greifen, sobald ihm die andere Hälfte zugeschickt werde.[1]

Von noch größerem Werth aber war, daß der Führer der politischen Partei, Montmorency-Damville, den Versuchen der Guisen ihn auf ihre Seite zu ziehen, widerstand. Von den Wirkungen des Familienhasses zwischen den beiden Häusern mag diese als eine der wichtigsten angesehen werden. Montmorency ließ in einer Versammlung zu Pezenas die Union zwischen Protestanten und Katholiken bestätigen, den Gerichtshof zu Beziers den Eid auf die Beobachtung des Edictes von 1577 leisten, ohne Rücksicht auf die letztergangenen liguistischen.[2] Dann stieg er zu Pferd, um sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen. Auf seinem schwarzen Mantel trug er ein weißes Kreuz, das mit den französischen Lilien bezeichnet war. Er sagte, seine Erhebung werde entweder den vollkommenen Sieg des Hauses Montmorency oder dessen Untergang herbeiführen.

Wenn man sich erinnert, daß auch Heinrich IV. in Guyenne auf eine Gleichstellung der beiden Religionsparteien dachte und die Katholiken in den Provinzialrath, den er um sich versammelte, aufnahm, so sieht man ein, daß der Widerstand, der der Ligue geleistet wurde, sich über das einseitige Parteiinteresse erhob und auf ein Miteinanderleben der in der Religion Entzweiten gerichtet war.

Diese Richtung eröffnete nun aber in dem allmählichen Gange der Ereignisse eine große Aussicht für das gesammte Reich.

Schon lange war es in Frankreich wie eine Fügung des Schicksals betrachtet worden, daß das Haus Valois untergehen

[1] Videl, Histoire de Lesdiguières 92.

[2] Vaissette, Histoire de Languedoc V, 410.

werde. Von Catharina Medici, die das in Raum und Zeit Getrennte wie ein Gegenwärtiges zu ergreifen versuchte, erzählt man, sie habe sich einst in dem Schlosse Chaumont an der Loire die ganze Reihe französischer Könige vorführen lassen; um den Zauberkreis habe ein jeder der aufgerufenen Schatten eben so oft die Runde gemacht, als ihm Jahre der Regierung beschieden gewesen waren. Nach den übrigen seien ihre eigenen Söhne, auch die noch lebenden und Heinrich III. erschienen; funfzehnmal habe er seinen Kreis beschrieben: indem die Mutter ihn verschwinden sah, begierig, ob noch ein anderer aus ihrem Stamm folgen werde, sei kräftig und rasch wie sie ihn kannte, der Prinz von Navarra hervorgetreten.

Manche andere Weissagungen in diesem Sinne waren verbreitet; seit fünfundzwanzig Jahren sah man es nach und nach geschehen; der Tod Alençons brachte es zum allgemeinen Bewußtsein. Auch bei Heinrich von Bourbon bemerkte man, daß seine Gedanken seitdem, vielleicht unwillkürlich, bei weitem mehr als früher eine auf das Allgemeine gewendete Richtung nahmen. Doch hätte er noch Niemand zugestanden, daß er daran denke, der Thron von Frankreich sei für ihn bestimmt: er wiederholte vielmehr oftmals, daß das keine Wahrscheinlichkeit habe, da der regierende König mit ihm in gleichem Alter stehe, und sich mehr schonen könne, als es ihm unter den Waffen erlaubt sei.

Wer wollte an der Aechtheit der dynastischen Gefühle zweifeln, die ihn bei jener Zusammenkunft im Park von Duplessis beseelten. Große Thränen rollten aus seinen Augen, als er des Königs, der nun wieder sein Freund war, ansichtig wurde. Sein Ehrgeiz ging nur dahin, neben ihm als erster Prinz von Geblüt anerkannt zu werden, und die Pflichten eines solchen zu erfüllen.

Bald führten ihn seine Waffen nach Blois, wo er vor Kurzem von den Reichsständen in aller Form seiner Besitzthümer und Rechte verlustig erklärt worden war. Was hat mehr Autorität in der Welt, sagte Heinrich, als ein Beschluß der versammelten Reichsstände, aber der Allmächtige hat den Proceß revidirt und mich in meine Rechte hergestellt. Der Brief, in dem sich dieser frische Erguß seiner Freude und seines Selbstbewußtseins findet, ist an die Comtesse de Grammont, damals seine Maitresse, gerichtet — denn auf jedem Schritte des Lebens begleitete ihn seine Leidenschaft — die hat ihn nach Buhlenweise mit sehr kühlen und sehr egoistischen Bemerkungen versehen.

Ein anderer Charakterzug Heinrichs ist, daß er so lebhaft zur Belagerung von Paris vorwärts trieb. Der Ruf eines solchen Unternehmens, sagte er, werde der Magnet sein, um alles Eisen aus Frankreich dazu herbeizuziehen; Kühnheit sei die Mutter der Meinung, aus dieser entspringe die Macht, aus der Macht der Sieg, und darauf folge dann die Sicherheit. König Heinrich III. beklagte sich eines Tages, daß man ihn, einen so guten Katholiken excommunicirt habe, was selbst denen nicht geschehen sei, die einst Rom mit Sturm genommen. „Das macht," erwiederte Heinrich von Navarra, „diese waren siegreich: wenn wir nur siegen, wird die Excommunication, die über uns ausgesprochen ist, zurückgenommen werden."

Und dennoch war kein Zweifel, daß selbst der Sieg ihm gefährlich werden konnte; denn Heinrich III. liebte zwar seine Dienste, aber nicht die Ehre, noch das persönliche Zutrauen der Menschen, die daraus erwuchsen; zugleich beharrte er dabei, daß der nächste Prinz von Geblüt katholisch

sein müsse. Da Heinrich von Navarra nicht der Meinung war, ihm hierin nachzugeben, so sah er es kommen, daß er nach der Eroberung der Hauptstadt genöthigt sein werde, wieder nach Guyenne zu gehen und in die alte Parteistellung zurückzukehren.

Indem aber kam König Heinrich III. um: der Mönch, der denselben ermordete, weil er ihm nicht katholisch genug war, bahnte dem Hugenotten den Weg zum Throne.

Um das Haus Valois hatte sich einst die französische Nation in einem großen Kampfe, der ihre Unabhängigkeit bedrohte, vereinigt. Aber mit den mannichfaltigen Phasen desselben griffen innere Zerwürfnisse zusammen, deren die Fürsten nicht so leicht Herr zu werden verstanden, zuerst ständischer und städtischer, dann clericaler und religiöser Natur. In den Verwirrungen, in welche die letzten Abkömmlinge des Hauses verwickelt wurden, suchten sie sich mehr als einmal durch die gewaltsamsten Thaten ihren Weg zu bahnen, bis sich aus der Mitte der rechtgläubigen Partei, die sie doch im allgemeinen verfochten, die bluträchende Hand erhob, die ihrem Dasein ein Ende machte.

In welchem Zustand aber hinterließen sie nun das Land. Ein Spanier hat die französische Monarchie jener Zeit mit einem Granatapfel verglichen, dessen gesprengte Fruchtschale nur noch die Körner, etwa mit ihren Scheidewänden erblicken lasse. Denn an Einheit war nicht zu denken. Die mächtigen Magnaten wandten die ihnen einst von den Königen anvertraute Macht nur nach ihrem eigenen Gutdünken, ihrem besondern Interesse an; ihr Sinn war auf die Ausbildung provinzieller Satrapien gerichtet. Die angesehenen Bürger der Städte hielten es für möglich, sich als freie Communen

aufzustellen.[1] Eine große clericale Partei bildete die selbständige Idee, auf der alle kirchliche Vereinigung nothwendig beruht, zu Feindseligkeiten gegen die Krone aus, und ward dabei von dem reichsten und mächtigsten Fürsten der Welt, von den Häuptern und Führern der Hierarchie unterstützt.

Mit alle dem hatte nun der neue Fürst noch mehr zu kämpfen, als der alte. Eben im Gegensatz gegen ihn war die religiöse Partei gebildet; aber ihm stellten sich noch andere Widersacher entgegen: die erste Frage, die ihm vorgelegt wurde, betraf sein Verhältniß zu seinen bisherigen Verbündeten.

Die Royalisten, welche Heinrich III. deßhalb gefolgt waren, weil sie von seiner katholischen Gesinnung überzeugt, die Aufrechthaltung des Katholicismus im Reich mit Bestimmtheit erwarten durften, gaben doch einen heftigen Widerwillen gegen den Hugenotten kund, der den Thron des allerchristlichsten Königs einzunehmen Anstalt machte.

Ein paar Mönche, Fackeln in der Hand, vollzogen ihre Ceremonien an der Leiche des ermordeten Königs, als der neue, im Geleite seiner zuverlässigsten Gefährten, die sich aber mit dem Küraß unter dem Wams gewappnet, in das Zimmer eintrat. Er ward mit keinem Lebehoch empfangen, die Anwesenden, alle aus der nächsten Umgebung Heinrichs III., sprachen in großer Aufregung unter einander. Man sah sie die Fäuste ballen, den Hut tiefer ins Gesicht drücken; sie schwuren, daß sie sich eher den Liguisten zu Paris ergeben, als den hugenottischen König anerkennen wollten. Sie sagten

[1] Commentarii: I ricchi e potenti delle citta pensarono a una institutione di republiche in loco di monarchia, et li nobili aveano la mira di aver delle satrapie particolari.

das ganz laut, nur ein paar Schritte von ihm, so daß er ihre Worte vernehmen mußte.

Heinrich fürchtete im ersten Augenblick, daß sich die Katholiken des Lagers und das Volk von Paris gegen ihn vereinigen möchten, und in der Stadt ist in der That eine Zusammenkunft und gemeinschaftliche Berathung der Häupter vorgeschlagen worden, so daß man ihm wohl den Rath ertheilt hat, sich mit den getreuen Hugenotten zurückzuziehen, um sich vor der Wuth der Feinde bis auf bessere Zeiten sicher zu stellen.

Damit hätte er aber den Anspruch der höchsten Gewalt, deren Besitz ihm durch das nationale Recht zukam, gleich im ersten Augenblicke wieder aufgegeben, seine Pflicht, sie aufrecht zu erhalten nicht erfüllt. Und sogleich ergab sich, daß er eine Vereinigung der royalistischen und der liguistischen Katholiken nicht zu fürchten brauchte. Mayenne wollte von einer Zusammenkunft wie die vorgeschlagene nichts hören: und wie hätten die Royalisten mit Denen gemeine Sache machen sollen, aus welchen der Mörder des Königs hervorgegangen war? Sie dachten eher, diese That an den Gegnern zu rächen.

Eine gewisse Bedeutung hatte es immer, daß so viele Schweizer in europäisch-antiliguistischem Interesse herbeigekommen und im Lager waren. Noch lieber als Heinrich III. war ihnen dessen Nachfolger, der ihren Glauben theilte; sie trugen kein Bedenken, auf die Aufforderung Sancy's, dem sie hieher gefolgt waren, den neuen König anzuerkennen.

Aber das waren Fremde und Protestanten, über die Hauptsache konnten sie nicht entscheiden. Diese hing von dem Beschluß des Conseils ab, welches Heinrich III. umgeben, durch das er die königliche Autorität ausgeübt hatte, von dem bisher alle öffentlichen Anordnungen ausgegangen waren, und

dem eine große Bedeutung auch deßhalb zukam, weil es nicht bloß aus Ministern, sondern aus den mächtigsten Oberhäuptern des Staates und des Krieges bestand.

Es ist glaubwürdig überliefert worden, daß in dem Conseil auch in Bezug auf das Erbrecht eine und die andere unerwartete Meinung geäußert,[1] der entfernte Grad der Verwandtschaft des Königs von Navarra mit dem Hause Valois zur Sprache gebracht und der Vorschlag gemacht worden sei, denselben nur zuerst als Oberhaupt des Krieges anzuerkennen. Allein auch inmitten der größten Unordnung und Verwirrung machen sich noch immer Gesetze geltend, die dem individuellen Belieben Schranken setzen. Wenn einer der vornehmsten Anlässe zu diesem Kriege in der Weigerung Heinrichs III. lag, den Grundsatz der legitimen Nachfolge nach dem Recht der Geburt, den Ansprüchen der Kirche unterzuordnen, so konnten die, welche das Schwert für diesen Grundsatz gezogen, denselben unmöglich in dem ersten Augenblicke wo er praktisch werden sollte, verläugnen.

Anders aber verhielt es sich mit der religiösen Differenz. Heinrich III. hatte vorausgesetzt, daß sein Nachfolger zum Katholicismus übertreten werde: eine Losreißung der Krone von ihrer alten Verbindung mit dem Katholicismus schien weder ihm noch seinen Anhängern zuläßig. Diese säumten jetzt nicht, den thronberechtigten Fürsten zu unverweiltem Uebertritt aufzufordern. Sie trugen dazu noch zwei besondere Gründe vor:

[1] Ueber das Einzelne dieser Vorgänge sind wir nicht hinreichend unterrichtet. Angoulême müßte viel erschöpfender sein, wenn er seinen Anspruch, die Sache gründlich zu erörtern, rechtfertigen wollte. Dupleix und Mathieu haben einiges, doch sind sie von dem Discours von Sancy beherrscht, dessen Wahrhaftigkeit ich nicht bezweifle, der aber nur den besonderen persönlichen Standpunkt behauptet.

den einen, daß sonst ein guter Theil ihrer jetzigen Verbündeten zu den Liguisten übergehen, den andern, daß das Recht der höchsten Gewalt von dem neuen König vielleicht zu Gunsten der Hugenotten ausgeübt würde. Sie drangen in ihn, sie vor diesen Gefahren sicher zu stellen.

Noch nicht eine definitive, aber eine vorläufige Entscheidung dieser großen Frage, welche weit über den damaligen Augenblick und die damals lebenden Menschen hinausreichte, mußte Heinrich fassen.

Hätte es nur seiner Anerkennung als erster Prinz von Geblüt gegolten, so würde er dafür die Religion niemals verändert haben; dann wäre noch immer die Pflicht der Selbsterhaltung jeder andern vorangegangen. Ein viel höherer Preis war die Krone; Heinrich mag damals oder auch später gesagt haben, die Krone sei eine Messe werth: aber auch eine umfassendere Pflicht legte das ihm nun unmittelbar zugefallene Recht zu derselben auf. In der allgemeinen Verwirrung mußte er das Königthum retten, um das sich die ganze Nation einmal wieder zu vereinigen vermochte; er durfte das einzige Mittel, durch das es geschehen konnte, wenn seine religiöse Ueberzeugung nicht durch und durch dagegen war, nicht von sich weisen.

Den andringenden Waffengefährten erklärte er, wie er schon öfter angedeutet, die Religion, die er von Jugend auf bekannt habe, könne er als Mann vielleicht wieder aufgeben, aber nicht wenn man ihn zwingen wolle und gewaltsam dränge, sondern nur wenn er besser unterrichtet werde. Er stellte in Aussicht, eine solche Unterweisung in einem binnen sechs Monaten anzustellenden Nationalconcil annehmen zu wollen. Ein zweifelhaftes, dem Wortlaut nach wenig bindendes Versprechen,

aber doch von großem Inhalt. Der legitime, geborne König wies die Ansicht nicht zurück, daß die Krone mit dem Katholicismus verbunden sein müsse. So scharf und unerschütterlich war sein Protestantismus nicht, um ihm eine so starke theoretische Annäherung zu verbieten. Ueberdieß aber ließ Heinrich sich sogar noch zwei andere überaus beschränkende praktische Verpflichtungen auflegen. Er sagte zu, die Ausübung der protestantischen Religion nur da zu gestatten, wo sie kraft der letzten Uebereinkunft mit Heinrich III. bestehen dürfe, und die zur Erledigung kommenden Aemter nur mit Katholischgläubigen zu besetzen. Um sein Verfahren zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß die Partei, mit der Heinrich diese Abkunft traf, nicht die liguistische ist, welche die Hugenotten auf Leben und Tod verfolgte, sondern die mittlere mehr politische, mit der er schon immer in Verbindung gewesen war. Sie war in dem Conseil, in dem Kriegsheer, den Gegenparlamenten, die Heinrich III. zu Caen, Romans, Tours gebildet hatte, mit mehr oder minder Bewußtsein vorherrschend. Das Conseil, das die höchste Gewalt bisher ausgeübt hatte, behielt dieselbe in den Händen. Es nahm den König mehr an, als daß es sich ihm und seinen Gedanken unterworfen hätte.[1]

[1] In der Sammlung von Sillery findet sich ein von den Mitgliedern des Conseils an die Schweizer gerichtetes Schreiben, wodurch dieser Gesichtspunkt erläutert wird. Sie haben erkannt, nostre dit roy estre légitime successeur et que le droit naturel nous obligeoit à lui rendre fidélité et obéissance. Nous aurions en luy prestant le serment pourvu à la seurcté et conservation de nostre religion catholique par la promesse qu'il nous auroit faiste par lui signée et jurée de n'y rien innover, ainsi la maintenir et conserver. Dadurch werde sogar der sonst von der Verzweiflung zu erwartende Schaden von der Religion abgewehrt.

So ward nun eine Vereinigung zwischen dem legitimen Königthum, das auf einen Protestanten gefallen war, und den katholischen Royalisten getroffen, aber allerdings noch eine sehr lockere, weitaussehende, mehr ein Moment für eine künftige Macht, als die Grundlage einer gegenwärtigen. Wer konnte sagen, ob es jemals zur Befestigung einer solchen kommen würde. Die Abkunft that mit nichten allen denen Genüge, welche bisher zusammen gefochten. Der mächtigste der damaligen Magnaten, Epernon, verließ das Lager, und man war zufrieden, daß er nicht geradezu auf die Seite der Ligue trat, wie andere wirklich thaten.

Das Kriegsunternehmen, worin das vereinigte Heer begriffen war, mußte aufgegeben werden. In der ersten Sitzung des Conseils ward der Vorschlag gemacht, die Belagerung von Paris fortzusetzen; aber im Angesicht so mannigfaltigen Abfalles hätte es Heinrich nicht darauf ankommen lassen können. Er hat gesagt, er wolle sich erst über ein paar Flüsse zurückziehen; wer dann noch bei ihm aushalte, auf den wolle er trauen. Ein Theil seiner Truppen zog nach der Champagne, ein anderer nach der Picardie; mit dem dritten begab sich Heinrich selbst nach der Normandie, wo ihn Caen, Dieppe, Pont de l'Arche anerkannten. Ein großer Vortheil war es für ihn, daß er nicht mehr jenseit der Loire, in den fernen Süden verwiesen war, sondern im Norden Fuß fassen konnte; aber wie weit war er noch davon entfernt, das zu sein, was sein Titel in sich schloß: König von Frankreich. Schon stellten ihm die Feinde einen andern mit diesem Anspruch gegenüber.

Zweites Capitel.

Feldzug von 1589 und 1590.

Die Bevölkerung von Paris überließ sich bei der Nachricht von dem Tode Heinrichs III. der Freude und der Hoffnung; da der Fürst, den die Prediger mit Fluch überhäuft hatten, ihrer Vorhersagung gemäß wirklich zu Grunde gegangen war, so stieg ihr Ansehen noch höher. Sie sprachen jetzt von Jakob Clement, den sie der Judith gleich stellten, wie von einem Märtyrer. Sie erklärten einen Jeden für excommunicirt, der Heinrich von Navarra als König anerkenne.

Wie aber im Lager, so wurde nun auch in der Stadt durch das Ereigniß eine große Beschlußnahme unerläßlich. Der Herzog von Mayenne war zum Generalstatthalter des Staates und der Krone von Frankreich ernannt worden, dem lebenden König gegenüber: nach dessen Tode konnte es dabei sein Verbleiben nicht haben.

Es ist sehr ernstlich davon die Rede gewesen, daß Mayenne von dem altersschwachen Cardinal von Bourbon absehen und sich sogleich selbst zum König erklären sollte: durch die Kühnheit eines solchen Schrittes, sagte man, werde er den Adel und die Stände mit sich fortreißen und Frankreich um sich vereinigen. Aber im Rathe des Herzogs fand man doch, daß das zu viele Schwierigkeiten habe, und vor allem, daß der spanische Gesandte zu hören sei.

Dieser Gesandte, Don Bernardino de Mendoza, der einst England hatte verlassen müssen, weil Königin Elisabeth seine Anwesenheit in ihrem Reiche für die Ruhe desselben zu gefährlich fand, lebte mit ganzer Seele in der großen

katholischen Combination, die Europa umfaßte. Daß der Angriff auf England im Jahre 1588 gescheitert war, hielt ihn so wenig wie seinen König ab, auf einen zweiten zu denken. Die Vernichtung der Ketzer in den Niederlanden, die Vereinigung der englischen Krone mit den übrigen spanischen Kronen, eine Einrichtung von Frankreich in diesem Sinne, sind ihm alles gleich wünschenswürdige, nach oder mit einander ausführbare Unternehmungen.[1] Er bemerkte bereits, wie nothwendig es auch für den Besitz von Amerika sei, daß England nicht in den Händen von Ketzern bleibe. Um in Frankreich einen diesen Entwürfen entsprechenden Zustand zu erhalten, dünkte ihm kein Aufwand, der dazu erforderlich seyn dürfte, allzugroß. Der streng katholische Begriff, aus dem er alles ableitete, und der ihn zu einer politischen Orthodoxie führte, deren Folgerungen unwiderlegbar erschienen, das Gewicht des Fürsten, den er repräsentirte, ein natürliches Talent der Popularität, endlich das Geld, das er spendete, verschafften ihm einen alles überwältigenden Einfluß.

Als noch ein Angriff auf die Stadt besorgt werden konnte, begab er sich an die Wälle, die er voll von Geistlichen und Mönchen fand, und sagte diesen, er wolle mit ihnen sterben. Auf die Nachricht, daß der Béarner, wie er Heinrich von Navarra fortwährend bezeichnete, den Titel eines Königs von Frankreich angenommen habe, machte er dem Herzog von

[1] Estirpar las heregias en desarragarlas de los paises baxos y ganar la Inglaterra, (empresa que no puede empedir Francia en el estado que se vee) lo uno (die Niederlande) patrimonio y lo otro (England) conquista que se puede tan justamente encorporar con las demas coronas — — en beneficio de las de Espanna para la conservacion de las de Indias que hereges no posseen a Inglaterra. (Papiere von Simancas.)

Mayenne einen Besuch und erklärte ihm in seiner Eigenschaft als Botschafter, daß sein Herr niemals einen Ketzer als König von Frankreich anerkennen werde, und den französischen Katholiken alle Kräfte seiner Reiche anbiete, um die Thronbesteigung eines solchen zu verhindern.[1]

Wenn nun aber der Vorschlag gemacht wurde, bei der Einrichtung einer liguistischen Staatsgewalt, welche jetzt vorgenommen werden mußte, auf den Cardinal von Bourbon keine weitere Rücksicht zu nehmen, sondern lieber Mayenne im Besitz der Macht zu lassen, der sie unter der Autorität des Königs von Spanien ausüben möge, so war Mendoza doch fürs Erste nicht dazu geneigt.

Er wollte den Cardinal von Bourbon schon darum nicht beseitigt sehen, weil derselbe in der Urkunde des Bundes als der künftige König von Frankreich bezeichnet war, und bestimmte Verpflichtungen, namentlich in Bezug auf Béarn, übernommen hatte. Auf eine unmittelbare Unterwerfung der Franzosen unter den König von Spanien zu dringen, hielt er nicht für rathsam, denn mit der Zeit werde man schon sehen, daß man ohne eine solche die Ketzerei in Frankreich nicht vertilgen könne, daß sie das einzige Heilmittel sei. Man müsse mit den Franzosen verfahren, wie der Arzt, der dem Kranken nicht gleich von Anfang an die stärksten Speisen gebe, die ihn wieder zu Kräften bringen sollen, sondern schwache, die er besser vertrage.[2]

[1] Schreiben Mendoza's am 8. August an Philipp II. Er habe erklärt, que V. Md. de ninguna maniera permittiria que esta corona viniesse en manos de hereges y que como Ambr. suyo offrescia a el y a los demas catolicos deste reyno sus fuerças y armas para impedillo. (Papiere von Simancas.)

[2] Dazu schreibt er, sein König habe ihn bewogen el considerar,

Und für diese Ansicht erklärten sich auch die Besonnenen unter den liguistischen Franzosen, obgleich aus einem andern Grunde. Sie fanden, daß dieß mit den Beschlüssen der letzten Stände übereinstimme, an denen man festhalten müsse. Unter den Räthen Mayenne's hatte jetzt einer der früheren Minister Heinrichs III. und vielleicht der talentvollste von allen, Villeroy, eine Stelle; dieser war gegen jede Eigenmächtigkeit Mayenne's: er erklärte, er werde sich von ihm trennen, wenn er den einmal getroffenen Bestimmungen zuwider handle.

Dergestalt von zwei Seiten bestürmt, gab Mayenne nach: der Cardinal von Bourbon ward unter dem Namen Carl X. ausgerufen, in feierlichen Edicten als König genannt, von dem Parlament, vom Rath der Union und den städtischen Behörden proklamirt.

Und so war die öffentliche Gewalt einigermaßen eingerichtet, aber allerdings in den anomalsten Formen.

Ein Fürst wurde als König anerkannt, nicht allein von zweifelhafter Berechtigung, sondern der ein armer Gefangener und zwar in den Händen eben dessen war, dem er entgegengesetzt wurde. Als sein Stellvertreter trat ein Machthaber auf, der nur durch die Schwierigkeiten abgeschreckt wurde, die Hand sogleich selbst nach der Krone auszustrecken, aber der doch zugleich von fremden Subsidien abhing. Heinrich von Guise hatte nach und nach von den Spaniern 3 Millionen Goldes empfangen, der Herzog von Mayenne bereits auch

que el nombrar al Cardinale por rey no derogasse los contratos secretos de Bearne y Cambray que se hizieron, quando la liga, en favor de V. Md. ni la pretension de V. Md. al ducado de Borgoña ni la de la Señora Infanta al ducado de Bretagna. Vgl. Villeroy Mém. I, 130.

gegen 800,000 Goldscudi; ohne dieß Geld hätte weder jener sich erheben, noch dieser sich behaupten können; eine ihrer vornehmsten Sorgen war nur immer: daß das spanische Geld allezeit in ihre eigenen Hände gelangte, nicht unmittelbar an ihre Waffengefährten vertheilt würde, was ihr persönliches Ansehen geschwächt hätte.

Eben auf diesem Verhältniß vor allen beruhte der Einfluß des spanischen Gesandten, doch war er mit Mayenne nur im Allgemeinen einverstanden: er verfolgte nicht eigentlich ein französisches, sondern ein ganz allgemeines Ziel, die Weltherrschaft des strengsten katholischen Begriffes und noch mehr die seines Königs. Er war geheimnißvoll, gewandt, in seiner Tendenz, der alles zum Mittel diente, unerschütterlich. Die Geistlichen und die Menge hingen von ihm ab, jene um der clericalen Grundsätze und Interessen willen, diese, tumultuarisch beweglich, mehr nach Freiheit begierig als dazu fähig, eher zu Entbehrungen zu bewegen, als zu Leistungen: und ganz zufrieden, daß diese von andern übernommen wurden.

So wenig das nun eine feste Organisation heißen konnte, so hatte sie doch anfangs das Uebergewicht der Macht. Mit den Schweizern und Deutschen, welche durch spanisches Geld geworben worden, mochten es ungefähr 20,000 Mann sein, welche im September 1589 von Paris zum Kampfe aufbrachen. Mayenne ließ vernehmen, entweder müsse sich der Béarner ins Meer stürzen, oder er werde ihn in Kurzem mit Ketten beladen durch die Straße St. Antoine mit sich daher führen.[1]

[1] Eine ursprüngliche und gleichzeitige Erzählung dieser Ereignisse enthält der Vrai discours, de ce qui s'est passé en l'armée jusqu'à la fin de 1589. Mém. de la Ligue IV, 49. Es ist beinahe wörtlich in Cayet Chronologie novennaire, so wie in die Histoire des troubles

In Heinrich IV. aber fand er einen Feind, der nicht allein auf das Aeußerste gefaßt und sich auf Leben und Tod zu vertheidigen entschlossen war, sondern auch bei allem Anscheine flüchtigen Wesens und leichten Sinnes doch eine tiefe, beinahe religiöse Ueberzeugung von seinem Rechte in sich trug. Es ist keine Phrase, wenn Heinrich einem Freunde, der ihn auf das Mißverhältniß seiner Macht gegen die feindliche aufmerksam machte, die Antwort gab, man müsse seine Verbündeten mit in Anschlag bringen, Gott und sein gutes Recht. Aber zugleich war er ein Kriegscapitän, der nur in seinem Feldlager lebte und webte; ganz Anstrengung, Nerv und Muth; hinter seinen Verschanzungen bei Arques, die er zweckmäßig aufgeworfen hatte und dann persönlich, nicht selten die Pike in der Hand, vertheidigte, war er unüberwindlich, auch dem viermal stärkeren Feinde gegenüber, und dieser sah sich genöthigt, sowohl dort, als da, wo er sich sonst versuchte, wie bei Dieppe, vor ihm zurückzuweichen.

Bald kam die Reihe zu handeln an Heinrich IV. Durch die vor Paris von ihm entlassenen, jetzt in größerer Anzahl ihm wieder zuziehenden Waffengefährten und durch englische Unterstützung sah er sich stark genug, um im offenen Felde zu erscheinen. Anfang November zeigte er sich wieder vor Paris und nahm einen Theil der Vorstädte ein, so daß auch seine Gegner meinen, es wäre ihm nicht unmöglich gewesen, die Stadt zu bezwingen.[1] Doch würde sich sein kleines Heer in derselben gleichsam verloren haben; seine Absicht war nicht

von Matthieu übergegangen. Thuanus 97, 319 beruht ebenfalls darauf und ist oft nur eine Uebersetzung.

[1] Commentarii: Se havesse fatto un poco di sforzo haverebbe presa la città.

dahin gerichtet. Zunächst dachte er nur die Loirestädte, die an seinem Vorgänger festgehalten, für sich in Besitz zu nehmen; er hatte dabei das Vergnügen, feierlicher als bisher von dem Parlamente von Tours und zugleich von einer europäischen Macht, der Republik Venedig, als König von Frankreich begrüßt zu werden. Nachdem er Anjou und Maine von den Liguisten gereinigt und sich der friedlichen Haltung Epernons aufs neue versichert hatte, wandte er sich wieder nach dem nördlichen Frankreich. Er entsetzte und belagerte Städte, eroberte die einen, die andern verlor er wieder, doch war er im Ganzen im Vortheil: bewundernd berechneten seine Freunde, daß er binnen zwei Monaten mit seinem Geschütz einen Weg von 140 Lieues zurückgelegt habe: im Februar 1590 begann er Dreux zu belagern.

Für eine so durch und durch liguistische Stadt wie diese war, meinte Mayenne etwas wagen zu müssen, namentlich da ihr Verlust die Hauptstadt selbst gefährdet hätte. Auf Befehl des Königs von Spanien zogen ihm einige italienische und spanische, so wie schwere niederländische Reiterei und wallonische Hakenschützen von den Niederlanden her zu Hülfe; und so entschloß er sich, eine Schlacht zu wagen.

In Paris ward damals die Lehre erneuert, daß man sich aller Gemeinschaft mit den Ketzern enthalten müsse, schon darum, weil die Kirche sogar gebiete, sie zu tödten; in dem Lager Heinrichs IV. dagegen beteten sowohl Katholiken als Protestanten für den legitimen König; in den Ortschaften, die ihm gehorchten, waren sowohl Processionen als Predigten angeordnet. Heinrich selbst sah den bevorstehenden Kampf wie ein Gottesurtheil an, fast wie die alten Franken bei Fontenoy; er hat gebetet, Gott möge seine Waffen segnen, wenn

es zum Heile Frankreichs und der christlichen Welt gereiche, sonst nicht.

Am 14. März 1590 stießen die beiden Heere in der Ebene von Ivry auf einander, und es kam zu einer Schlacht, in welcher zwar auch die übrigen Elemente der modernen Kriegführung mitwirkten, die Hauptsache aber doch wie vor Alters auf der Haltung der Reiterei beruhte. Heinrich IV. schien der Uebermacht der Feinde erliegen zu sollen; weit und weiter sah man seine weiße Standarte zurückweichen und die Meisten machten Miene, das Schlachtfeld zu räumen. Der König rief aus, wer nicht länger mit ihm gegen die Feinde kämpfen wolle, möge sich wenigstens noch einmal umkehren, um ihn sterben zu sehen;[1] und stürzte sich in das dichteste Getümmel. Es war, als wenn die royalistischen Edelleute bei diesen Worten und diesem Anblicke von dem vollen Kriegsfeuer ihrer Altvordern ergriffen würden; der Gottheit ein Lebehoch rufend, warfen sie sich, hinter ihrem König her, dessen Helmbusch jetzt ihre Fahne wurde, auf den Feind. In diesem mochte ein dunkler Religionseifer leben, aber es fehlte ihm die Hingebung an die persönliche Autorität, welche ein so wirksames Element der Kriegführung und der Staaten ist. Die Liguisten wurden von dem royalistisch-religiösen Feuer ihrer Gegner besiegt: ihre Reiterei erschüttert, geworfen, vom Platz getrieben: deren fluchtartiges Weichen bewirkte, daß auch das Fußvolk sich nicht behaupten konnte; das deutsche und französische ward niedergehauen, das schweizerische ergab sich. Es war ein vollkommener Sieg Heinrichs IV.

[1] So im **discours véritable**: aus dem die Notizen bei Cayet stammen, dessen Abweichungen eher willkürlich erscheinen. — Wohl die beste Schilderung in den **Mémoires de M. Duplessis Mornay II, 55.**

„Wir haben," heißt es in einem Briefe des Königs, „den Feind durchbrochen, seine Reiter zerstreut, sein Fußvolk gefangen, seine weiße Fahne, seine Kanonen genommen. Wie haben wir seine Burgunder — er meint die spanischen Niederländer — so übel zugerichtet! Gott hat gezeigt, daß er das Recht mehr liebt als die Gewalt.[1]

Die Briefe und Gedichte, in denen Andere diesen Sieg verkündigen, lauten wie ein einziges Victoriageschrei. Du Bartas verwebt eine politisch-religiöse, sehr wohl gedachte Anmahnung an den Feind in seinen militärischen Triumphgesang.[2] Und alles Ernstes ging Heinrich IV. nun auf die Hauptstadt los, die, nach einem damaligen Ausdruck, das Schwarze in der Scheibe bildete, nach dem er zielte. Durch die Besetzung von Mantes und Vernon schnitt er sie von ihrer Verbindung mit der Normandie ab; hierauf nahm er Corbeil oberhalb der Seine, welches als der Schlüssel der Zufuhr aus dem inneren Lande betrachtet wurde, und darauf Lagny, wodurch er die Marne, Creil, wodurch er die Oise schloß. Ende April war die Brücke von Charenton in seiner Hand, seine Kanonen wurden auf den Montmartre gezogen. Er sagte, die Pariser seien ungehorsame Kinder; er müsse ihnen in der einen Hand die Ruthe, in der andern den Apfel zeigen, dann würden sie sich ihm ergeben. Er begriff nicht, wie sie ihm, der in der Fülle der männlichen Kraft mit einem siegreichen Heer vor den Thoren stand, den Spanier vorziehen konnten, den alten, durch tödtliche Krankheiten bereits

[1] Dieu a déterminé selon son équité. Recueil de Lettres Miss. de Henri IV, Tom. III, S. 169. Dieu a monstré qu'il aimait mieux le droit que la force. An de la Noue, 14. März 1590. p. 171.

[2] Cantique sur la victoire d'Yvry; Oeuvres 687.

gebrochenen, fernen Philipp II., dessen Reich bei seinem nahen Tode zusammenfallen müsse.

Schon vor der Schlacht hatten die wohlhabenden Einwohner der Stadt, und selbst einige Mitglieder der Regierung Gesinnungen kundgegeben, wie er voraussetzte;[1] allein in der Menge lebte der alte Haß in ungeschwächter Kraft. Man sagte wohl, Heinrich IV. werde kommen, die St. Barthelemy zu rächen und seinen Arm bis an den Ellbogen in Blut tauchen. Der neue päpstliche Legat, Gaetano, gleichen Sinnes mit Mendoza, hatte noch vor der Schlacht, nach feierlichem Gottesdienst, den Eid der Union von den städtischen Beamten vom Prévôt des Marchands abwärts bis zu den Fahnenträgern in den Quartieren erneuern lassen: sie schwuren, niemals einen Nichtkatholiken als König anzuerkennen; das Volk in den einzelnen Quartieren wiederholte den Eid. Die theologische Facultät that den Ausspruch, daß Heinrich von Bourbon, auch wenn er die kirchliche Absolution empfange, doch nicht mehr als König anerkannt werden dürfe. In dieser Gesinnung hielten sie nun auch während der Belagerung aus. Der Mangel, der durch dieselbe eintrat, erhöhte nur die geistlich spanische Einwirkung. Die geistlichen Genossenschaften ließen sich die Ernährung der Armen dringend angelegen sein, und es machte doppelten Eindruck, wenn dann die Mönche selbst in den abgehärmtesten Gestalten aus dem Kloster hervortraten. Bernardino Mendoza verkaufte sein Silberzeug,

[1] Schreiben Mendoza's vom 5. März: siendo los ricos deste lugar los que mas dessean el accordarse con Bearne y los de mediano estado y commun pueblo son contrarios a ello y fervientes en la defensa de la religion. 6. Mai bemerkt er: yr crescendo en los mas principales siempre el deseo de accordarse en que inclinan los mas que tienen voz en consejo y mano en el govierno.

um den Armen Brod zu geben; als der Mangel fühlbarer wurde, lehrte er, nach der Weise der Schotten Nahrung aus Hafer bereiten: er ließ große Kessel von Oatmeal vor seinem Hause aufstellen, von dem sich Tausende nährten. Wie oft hat man, wenn er durch die Straßen ging, dem König von Spanien ein Lebehoch ausgerufen! Im Mai traf die Nachricht vom Tode des Cardinals von Bourbon ein; bei der Bevölkerung hatte das keine andere Wirkung, als daß der Wunsch, sich dem König von Spanien zu unterwerfen, aufs Neue mit doppelter Stärke rege wurde.

Wohl zeigten sich auch die entgegengesetzten Ideen, wie in jenem hugenottischen Weib, das die Straßen durchirrte, und den Mönchen ihre Sünden vorwarf; sie wollte kein rothes Kleid mehr tragen, weil der Legat in dieser Farbe erschien; sie sang ihre Psalmen mit lauter Stimme; die Geistlichen, die sie zu beruhigen suchten, erstaunten, wie gut sie in der Schrift bewandert sei; sie ergoß sich in den feurigsten und schönsten Gebeten; in den Wolken behauptete sie einen Mann gesehen zu haben, ein Schwert in der Hand, der ihr befohlen, der Herzogin von Montpensier zu sagen, sie solle sich nicht mehr schminken, und dem Cardinal-Legaten, er solle Frieden machen. Es war eine der schönsten Frauen in Paris; sie starb im Hospital.[1] In der Menge blieben die katholisch-spanischen Gesinnungen bei weitem überwiegend.

Anfang August ward die Hungersnoth so unerträglich, daß man sich in der Stadt entschloß, eine Deputation an Heinrich IV. zu schicken. Aber nicht etwa auf Unterwerfung war der Antrag derselben gerichtet, sondern nur auf eine allgemeine Pacification, an welcher der König von Spanien

[1] L'Etoile II, 40.

theilnehmen sollte. Heinrich IV. antwortete, er wolle nicht, daß seine Unterthanen dem Könige von Spanien den Frieden zu verdanken hätten.[1]

Es war vor allem die von den Predigern verkündigte Aussicht auf nahe spanische Hülfe, was die Gemüther aufrecht erhielt; immer noch hatte dieselbe zur Verzweiflung Mendoza's gezögert; in diesem, dem dringendsten Augenblick, kam sie wirklich heran.

Philipp II. hatte Geld gegeben, fremde Truppen geworben, ein andermal auch schon eigene herbeigesendet; jetzt aber that er noch mehr: er befahl seinem Neffen, Alexander Farnese von Parma, der in der Eroberung der Niederlande begriffen war, seine dortigen Unternehmungen zu unterbrechen und mit seinem ganzen Heere nach Frankreich vorzurücken.

An sich war Alexander Farnese nicht dazu geneigt; nach seiner Ansicht hätten Frankreich und Spanien Freundschaft halten müssen: am wenigsten schien ihm der damalige Augenblick geeignet. Ohne dieß, meinte er, lasse sich noch in dem laufenden Sommer, der sehr trocken war, ein glücklicher Versuch auf Holland und Seeland machen: unmöglich könne er zugleich Frankreich angreifen und die Niederlande bewältigen; wenn er beides versuche, so werde er keines von beiden erreichen. Am spanischen Hofe war nun aber einmal jene große Verflechtung aller katholischen Angelegenheiten ins Auge gefaßt worden; König Philipp und sein Staatsrath hegten

[1] Recueil de ce qui s'est passé en la conférence du Sr. A. de Gondi et Archevêque de Lyon avec le roi. Mém. de la Ligue IV, 317. Corneyo: Discours bref et véritable des choses plus notables arrivées au siège de Paris ist für das, was man öffentlich sagt, glaubwürdig; jedoch zeigt seine Erwähnung dieser Mission, daß er die Verhandlungen selbst nicht kannte.

überdieß die Meinung, daß die spanische Monarchie mit dem König von Navarra niemals in friedlichem Verhältniß stehen werde; gewinne er Paris und mit der Stadt die Krone, so werde ihn nichts abhalten, mit seinen siegestrunkenen Hugenotten sich auf die Niederlande, oder auf Italien, oder auf Spanien selbst zu stürzen: indem man ihn in Frankreich angreife, vertheidige man die Niederlande am besten.[1] Der Herzog von Parma war einigermaßen ungehalten, daß man aus der Ferne und vom Kabinet aus die Nothwendigkeiten der Kriegführung beurtheilen wollte. Aber da der Wille des Königs entschieden war und das nöthige Geld einging, so blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen.

Zunächst brachte er das Heer Mayenne's, der sich nicht in Paris hatte einschließen lassen, in kriegsfertigen Stand; dann in der Mitte August 1590 überschritt er selbst die französischen Gränzen.

Er ward überall als der Oberanführer der Ligue empfangen, wie denn auch die für dieselbe bestimmten Gelder durch seine Hand gingen. Bei seinem Einzuge in Laon trug man ihm die Schlüssel der Stadt auf silbernem Becken entgegen; auf dem Wege nach Meaux bei Lizy traf er mit Mayenne zusammen und sie hielten eine große Musterung,

[1] Ich schöpfe hiebei aus Guilielmi Dondini Bononiensis e Soc. Jesu Historia de rebus in Gallia gestis ab Alexandro Farnesio, Parmae et Placentiae Duce III, supremo Belgii praefecto (Nuremberg 1675) p. 118, welcher gute Quellen hatte: Nach S. 259 lagen ihm auch die Tagebücher Alexanders von Parma vor. Hispani Triumviri (d. i. Mendoza, Moreo und Tassis) ita cum foederatis agebant, ut ad Alexandrum referrent omnia, communicatisque inde consiliis communes ad Regem literas darent: quae nobis literae ad intima consiliorum pernoscenda adiumento fuere.

bei der man 17,000 Mann zu Fuß, 4000 zu Pferde zählte.[1] Die Spanier zeigten eine gewisse militärische Eleganz, welche die Franzosen in Erstaunen setzte; manche schienen erst inne zu werden, daß es noch eine gebildete Welt außer Frankreich gebe. Hierauf bewegte sich das vereinigte Heer gegen Paris vorwärts; Alexander Farnese hatte den Auftrag, entweder die Stadt zu entsetzen, oder, wenn er sie schon genommen finde, den Feind inmitten der rauchenden Trümmer aufzusuchen.

Schon sein bloßer Anmarsch war entscheidend. Wie erstaunten die Einwohner von Paris, als sie am Morgen des 30. August den Feind nicht mehr vor ihrer Stadt erblickten! Alles stürzte auf die Wälle, um sich davon zu überzeugen. Die Einen begaben sich dann zu den Processionen, die unverzüglich veranstaltet wurden; Andere nach dem Lager, wo sie nun doch noch einige nicht ganz ausgeleerte Zelte zu finden sich freuten. In ununterbrochener Reihe die Straßen bedeckend, bewegten sich sofort unzählbare Wagen mit Lebensmitteln nach den Thoren von Paris.

[1] Spectaculi frequentia maior ad oppidum Lisiaci fuit, ubi ut lustraretur foederatorum exercitus primi et secundi agminis copiae inter Farnesium et Maineum .... convenerat. De rebus in Gallia gestis ab Alex. Farnesio p. 218. — Tassis, der den Namen nicht hat, bezeichnet den Ort als pagus quidam, qui est in media quasi Meautii via, d. h. zwischen Meaux und la Ferté Milon. De Tassis Commentarii p. 505. Uebrigens sieht man auch hier, wie schwer es ist, Zahlen zu bestimmen. Tassis gibt in einem Briefe von Lagny 3. September das Heer des Prinzen auf 12,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Pferd, das Heer Mayenne's auf 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd an. Die Musterung war nicht vollständig gewesen. Tassis bemerkt, daß seit dem letzten großen Kriege (von 1559) kein so stattliches Heer in Frankreich gesehen worden sei. Das Heer des Königs schlägt er auf 16,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd an; andere Angaben zählen 7000 Mann zu Pferd.

Heinrich hatte es unmöglich gefunden, zugleich die Stadt belagert zu halten und den heranrückenden Feind zu bestehen. Das Letztere schien ihm das dringendste und sagte ihm am besten zu; er brach sofort auf, um den Herzog von Parma zu einer Schlacht im offenen Felde zu nöthigen. Sein Fußvolk war nicht ganz so zahlreich, überdieß aber bei weitem nicht in so gutem Zustand wie das feindliche; aber er erwartete alles von seiner überlegenen Reiterei. In seinem Lager zählte man viertausend französische Edelleute, welche eine Feldschlacht mit nicht viel geringerem Feuer wünschten, als einst ihre Altvordern in den flandrischen und englischen Kriegen. Heinrich IV., der sich selbst hart an die Feinde heranwagte, um zu sehen, wie sie sich ausnahmen, lagerte sich dann auf den Höhen von Chelles, gerade vor ihnen, auf ihrem Weg. Er fühlte sich glücklich, als er am 2. December bewaffnete Schaaren die gegenüberliegenden Anhöhen einnehmen und wie zur geschlossenen Schlacht anrücken sah: er glaubte den Stern von Ivry über sich zu erblicken. Aus seinen Briefen sehen wir, wie seine ganze Seele mit dem bevorstehenden Geschick umging und sein Entschluß fest stand, eher zu sterben als zu weichen. So kam er in die Ebene herunter, um dem Feinde den Angriff leichter zu machen.

Niemals aber war es der Sinn Farnese's gewesen, so sehr ihn auch die Ungeduld der liguistischen Franzosen dahin vorwärts zu treiben suchte, die Sache auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Seine bisherigen Erfolge verdankte er nicht dem Glücke der Feldschlacht, sondern wohlgewählten Stellungen in befestigten Lagerplätzen, geschickten Bewegungen, nachhaltig durchgeführten Belagerungen. Obgleich die Bestandtheile der beiden Heere manches Gleichartige hatten, so waren es doch

gleichsam zwei verschiedene Systeme des Krieges, die hier einander gegenüber standen. In dem Heere des Königs lag das vornehmste Gewicht auf dem französischen Adel, der freiwillig und ohne Sold ins Feld kam, seinem gesetzmäßigen Herrn eine unbedingte Hingebung widmete, und nur nach dem Ruhm der Schlacht dürstete. Der Kern des Farnesischen Heeres bestand dagegen in eingeübten und besoldeten Truppen: spanischen, wallonischen, italienischen und deutschen Regimentern, welche einen festzusammenschließenden, militärisch leitbaren Körper bildeten. Die Bewegungen des Herzogs hatten nur zum Ziel, den König zu beschäftigen, und indessen von jenen Plätzen einen der wichtigsten, Lagny, zu erobern, der die Zufuhr auf der Marne, wie von dem Lager, so auch von Paris abhielt. Als ihm dieß gelungen war, überließ er die Dinge ruhig ihrem Gange. Er hielt sich unbeweglich, auch als Heinrich eine rasche Wendung gegen Paris nahm und einen Anfall auf die Vorstädte versuchte; er wußte recht wohl, daß das zu nichts mehr führen könne. Einen Krieg dieser Art konnte nun aber Heinrich nicht aushalten: dazu war sein Talent nicht entwickelt und der Zustand seiner Truppen machte es ihm unmöglich. Dem Eifer, mit dem die schlachtbegierigen Edelleute herbeigekommen, war, als die Aussicht zu eigentlichem Schlagen verschwand, nur ihre Ungeduld, sich wieder zu entfernen, gleich.[1] Wir haben die Briefe übrig, in denen sie ihrem König und Führer vorstellen, wie viel sie für ihn gethan,

[1] 8. Oktober an Montmorency Lettr. miss. III, 266. C'est une humeur que je ne suis pas à cette heure de reconnaître m'estant apperçu assez de fois qu'ils n'en reviennent jamais, et ne sert rien de les y contredire. In den halbofficiellen Erzählungen sucht er den wahren Grund eher zu verheimlichen.

welche Verluste sie erlitten, wie nothwendig es für sie sei, nach Hause zu gehen, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und ihm dann aufs Neue dienen zu können. Heinrich IV. wußte aus Erfahrung, daß es vergeblich sei, einer solchen Stimmung widerstreben zu wollen; bereits in der Mitte December trennte er sein Heer; die Edelleute entließ er in ihre Provinzen, mit den Hülfsvölkern besetzte er die festen Plätze, eine Schaar ausgesuchter Mannschaften behielt er bei sich, um den kleinen Krieg zu führen. Und so war dieser Feldzug trotz aller Anstrengungen und Siege doch zu seinem Nachtheil ausgefallen. Eine einfache Betrachtung zeigt, welch einen überwiegenden Antheil die Spanier an diesem Erfolge hatten. Bernardino Mendoza hatte die Pariser während der Belagerung zusammengehalten; die Ankunft des Prinzen von Parma entsetzte die Hauptstadt; dessen strategische Haltung brachte die Auflösung des königlichen Heeres hervor. In Paris machte man, und zwar auch auf den Rath Mayenne's, Veranstaltungen, den siegreichen Heerführer auf das Festlichste zu empfangen; manche Dame schmeichelte sich, den Helden, der in dem doppelten Ruhme des Sieges und der Religion strahlte, an sich zu fesseln; Alexander von Parma entzog sich Allem. Nur einmal, ohne sich zu erkennen zu geben, hat er die Hauptstadt besucht: es war ihm genug, durch die Eroberung von Corbeil ihr die Zufuhr auch auf der Seine frei zu machen. Dann zog er sich nach den Niederlanden zurück. Heinrich verfolgte ihn auf dem Rückzuge und brachte ihm einige Verluste bei. Er hatte seine Stellung in den Provinzen behauptet, nahm in diesem Augenblick Corbeil wieder und eroberte Chartres. Aber König von Frankreich war er nicht geworden: als der erste Kriegsführer

der Welt, wie man ihm geschmeichelt, konnte er mit nichten angesehen werden.

Er hat gesagt, zuletzt sei es doch nur das Geld, das den Unterschied zwischen ihm und dem Prinzen von Parma mache; mit bessern Geldmitteln würde er auch sein Heer haben im Felde halten können.

Und das ist gewiß, daß ohne regelmäßige Besoldung ein Heer wie das spanische, und dann auch ein Heerführer, wie der Prinz von Parma, nicht möglich gewesen wären: das Silber von Potosi gehörte dazu, um den Geist der stehenden Armeen in Europa zu entwickeln. Auch ein geordnetes Staatswesen mit fester politischer Richtung war dazu erforderlich. Wie so weit überlegen erschien in diesem Augenblicke die spanische Monarchie dem französischen Königthum. Jene das südliche Amerika, das östliche Asien, die pyrenäische und apenninische Halbinsel umfassend, auf dem Continent von Sieg zu Sieg fortschreitend, mit einem großen Princip verbündet, am besten gerüstet, dieses ohne Gehorsam, Mannschaften, Geld, von dem größten Theil seiner eigenen Angehörigen bekämpft, zwischen den beiden religiösen Parteien schwankend. Nachdem die Waffen Parma's siegreich geblieben, ließ es sich an, als ob Frankreich in den Ideen der spanischen Monarchie vielleicht ganz und gar aufgehen, ein Anhang derselben werden würde.

Drittes Capitel.

Uebergewicht der Spanier in Frankreich. Liguistisch-spanische Ideen.

Bernardino Mendoza hatte die Absicht gefaßt, Frankreich zu einer Provinz des großen katholisch-monarchischen Systems zu machen, das unter seinem König Europa und die Colonien beherrschen sollte.

Seit dem Tode Heinrichs III. war in allen Unterhandlungen mit Mayenne davon die Rede, den König von Spanien zum Protector von Frankreich zu ernennen. Mayenne zeigte sich im Allgemeinen einverstanden; eine Punktation war bereits entworfen und zur Unterzeichnung vorgelegt; die Verhandlung stieß sich besonders an die Bestimmung der Rechte des Protectors. Mendoza forderte für denselben beinahe Befugnisse eines Monarchen. Der Minister des Protectors sollte an den Conseils in Sachen des Staates, des Krieges und der Finanzen Theil nehmen; nach dem Tode Carls X. sollte die Thronfolge nur mit Beistimmung des Protectors festgesetzt werden, dessen Rechte sollten fortbestehen. [1]

[1] Punctos que se apuntaron para concierto en las juntas que ha avido entre el duque de Umaine y nosotros: in den Papieren von Simancas; der erste Punkt lautet: que el partito catolico pide la protection de S. M. como rimedio unico de su salvacion. Ein anderer: que se pongan en execusion los punctos a que obliga la ligua, also auch die Zusage über Béarn. Ferner: anadierasse a esto la intervencion de ministros del protector en los consejos de estado guerra y hacienda; la obligacion de nunca tratar o determinar cosa de la succession del reyno en caso de muerte del cardinal sin intervention del protector et estender la protecion en cabeça de la corona de España. Doch lasse ich dahin gestellt, ob Mendoza das alles schon wörtlich vorgeschlagen hat.

Man begreift es, wenn Mayenne und seine Räthe, vornehmlich Villeroy, einigen Anstand nahmen, Artikel, welche ihre eigene Unterwerfung unter den spanischen Gesandten in sich schlossen, zu unterzeichnen; Mendoza gab darum seine Absicht nicht auf, er hoffte sie durch die Beistimmung der Menge zu erreichen.

Aus Mendoza's Briefen lernen wir die Art und Weise seiner diplomatisch-demagogischen Thätigkeit kennen. Die Mitglieder der städtischen Association, der Prévôt des Marchands, pflegten ihn zu besuchen und ihn um Rath zu fragen. Aber sehr vorsichtig ging er im Verkehr mit ihnen zu Werke; was er beabsichtigte, bezeichnete er nie als seine eigene Meinung, — denn die Franzosen, sagte er, seien argwöhnisch gegen Alles, was nicht von ihnen selbst komme[1] — er redete davon als von einer Auskunft, die er habe erwähnen hören. Seine Freunde wiederholten es dann in den Zusammenkünften der Partei; und gar bald sah er Andere aus deren Mitte bei sich erscheinen, die ihm das, was von ihm herrührte, als etwas, das ihnen selbst rathsam dünke, vortrugen; dann erst sprach auch er sich dafür aus; hierauf ward die Sache in den zahlreicher besuchten Versammlungen durchgesprochen und nach und nach zum Beschluß erhoben. Mendoza beherrschte besonders auch die Mitglieder der Sorbonne, damals Menschen von wenig Gelehrsamkeit und Geist, aber von einer gewissen Rednergabe, in welcher ihr ganzes Talent bestand; sie arbeiteten in seinem Sinne. Sein Einfluß war um so wirksamer, je mehr er denselben verbarg.

[1] Mendoza 30. Oktober 1589. Der Humor der Nation sei, estar sospechoso del estrangero, por mas que aya menester su amistad, no satisfaziendoles nada que no sea de su nation.

Bald nach dem ersten Wiedererscheinen Heinrichs IV. in den Vorstädten von Paris, bei welcher Gelegenheit sich einige seiner Anhänger geregt hatten, ward in den liguistischen Versammlungen, die als den obersten Grundsatz festhielten, daß man sich mit demselben unter keinen Umständen versöhnen dürfe, die Frage erörtert, wie man sich mit Gewalt gegen ihn werde behaupten können. Man bemerkte, daß es dazu nur zwei Mittel gebe, das eine, alle katholischen Franzosen zu vereinigen, das andere, sich dem König von Spanien gänzlich anzuvertrauen; da das Erstere sich nicht erreichen lasse, weil die Interessen der Religion bei so Vielen in Vergessenheit gerathen seien, so bleibe nur das Andere übrig; man müsse sich des Schutzes des Königs von Spanien versichern. Auch hier kam in Vorschlag, den König Philipp II. in aller Form zum Protector von Frankreich zu ernennen.

Es fehlte nicht an Einwendungen, welche dagegen gemacht, aber dann von Mendoza und dessen Freunden widerlegt wurden.

Man wandte ein, König Philipp werde die spanische Inquisition einführen, die Stellen mit Auswärtigen besetzen, ungewohnte Subsidien fordern, das Land mit seinen Truppen drücken; vielleicht werde er sich französischer Städte bemächtigen; man sei in Gefahr, daß der ganze Adel sich lossage. [1]

Darauf war die Antwort, die Feuerkammern seien härter als die spanische Inquisition, die einheimischen Truppen oft gewaltsamer als die spanischen; andere Eingriffe werde man

[1] Incommodités, qu'aucuns disent pouvoir advenir si on appelle l'Espagnol comme protecteur de nostre roy et royaume. 1589. Arch. von Simancas.

durch die allgemeinen Stände verhüten. Für die französischen Städte sei mehr von England zu fürchten als von Spanien. In manchen religiös aufgeregten Franzosen hatte der kirchliche Eifer so vollkommen das Uebergewicht über den gewohnten nationalen Ehrgeiz, daß sie die Möglichkeit großer Verluste ruhig ins Auge faßten. Es ist gesagt worden, bei geringem Umfange könne das Reich, wenn es von Atheismus und Ketzerei gereinigt werde, zum Wohle der Christenheit und zu seinem eignen mehr thun, als wenn es ganz Asien besäße.[1]

Einen Scrupel erweckte es doch, daß auf diese Weise die Franzosen unter die Regierung der Spanier gerathen dürften. Mendoza sagte darauf, mit der Verwaltung der großen Monarchien verhalte es sich, wie mit der Leitung der Mönchsorden; obwohl unter Einem Haupte bestehe ein Orden aus vielen Nationen; ein italienischer Guardian habe den Franzosen, ein französischer den Deutschen nichts zu befehlen; jeder Klosterbruder sei für den, der nicht von seiner Nation stamme, ein Fremder; aber von Allen werde einmüthig das oberste Haupt anerkannt. Eine ähnliche Verfassung, fuhr er fort, habe die spanische Monarchie und zwar zum großen Vortheil der Provinzen: offenbar befinde sich z. B. die Grafschaft Burgund besser bei der spanischen Regierung, als das Herzogthum Burgund bei der französischen; so sei man in Artois besser daran, als in der Picardie. Sehr wahrscheinlich in der That, daß der im allgemeinen befriedigende Zustand der

[1] Quand le royaume seroit de moindre étendu qu'il n'est, si est ce qu'étant repurgé d'hérésie et d'athéisme, il pourroit plus faire de bien à la république chrétienne et à soi-même, qu'il ne pouvoit faire avec la corruption présente, quand il seroit plus grand que toute l'Asie.

benachbarten spanischen Landschaften französischer Zunge die Vorstellungen Mendoza's unterstützte: genug, er brachte die Bürger nach und nach ganz auf seine Meinung.

Er hoffte, daß er auch den katholischen Adel für sich gewinnen werde, wobei er besonders auf den Vorgang und Einfluß des Grafen Brissac rechnete. Ihn und den Prévôt des Marchands, der durch seine Freunde Partei unter den Bürgern mache, empfiehlt er dem König zu einer Belohnung. Den Bürgern rieth er nur, sich vor jeder Beleidigung der Edelleute zu hüten, nicht die alten Feindseligkeiten, welche höchst verderblich werden könnten, zu erwecken.

Mit Mayenne und seinen Räthen ward sehr ernstlich über die Frage unterhandelt. Der Erste legte persönlich besonderen Werth darauf, daß er als das Oberhaupt seines Hauses anerkannt werde; er hat einmal wirklich das Wort ausgesprochen, er wolle ein gehorsamer Unterthan König Philipps II. sein. Die Mitglieder des von ihm neu gebildeten Conseils hoben mehr die allgemeinen Anliegen hervor. Sie waren nicht gegen eine Anerkennung Philipps II. als Protector von Frankreich, aber sie forderten, daß derselbe alsdann nicht allein als Bundesgenosse, sondern förmlich als Kriegsherr auftrete und die Sache ganz in seine Hand nehme. Mendoza erwiederte, das werde so ungeheure Kosten verursachen, daß der König nicht mit einer einfachen Anerkennung als Protector zufrieden sein könne, sondern bestimmte Prärogativen der Souveränetät fordern müsse. Die Franzosen trugen Bedenken, sich auf eine definitive Festsetzung der Rechte einzulassen; sie bemerkten, daß ja Alles, was Philipp für Frankreich leiste, zum Vortheil der katholischen Religion, und insofern zu seinem eigenen Vortheil gereiche. Mendoza versetzte:

über allen Vergleich mehr müsse die Sache doch den Franzosen am Herzen liegen; er denke, sie würden nicht aufhören wollen Katholiken zu sein; sie würden auch Paris nicht an den Feind verlieren wollen: er frage, wo der Mann unter ihnen sei, der Religion und Staat zugleich aufrecht erhalten könne.

Mendoza zweifelte nicht, noch zu seinem Ziel zu gelangen. Zuweilen zeigt er sich ganz enthusiastisch von der Aussicht eingenommen, die seinem Fürsten dadurch aufgehe; die Pforte eines fremden Reiches werde ihm durch die Unterthanen desselben eröffnet; er werde es in Kurzem mit seinen übrigen Kronen vereinigen oder, wenn er das vorziehe, in die Hände eines Dritten geben können.

Besonders in den Kreisen der städtischen Ligue fand der Gedanke der spanischen Protection unbedingten, durch keine langen Erwägungen zurückgehaltenen Beifall. So lange der König-Cardinal Carl X. lebte, wies der Gesandte jede Manifestation zurück, denn bei Lebzeiten eines von ihm anerkannten Königs könne sie Philipp II. nicht als seine Vasallen annehmen. Nachdem Carl gestorben war, während der Belagerung, zeigte sich alles zur Unterwerfung unter den König von Spanien bereit. Mendoza beklagt nur, daß er nicht den bestimmten Auftrag, dazu die Hand zu bieten, gehabt habe.[1] Die Einwirkung des Herzogs von Parma war nicht ganz im Sinne des Gesandten; Mayenne traf eigenmächtige Veränderungen in der Stadt; aber das hinderte nicht, daß nicht

[1] 22. März: esta villa y a su imitacion otras muchas braman por echarse en las manos de V. Md. — 19. Mai: er halte die Unterhandlung mit den Katholiken auf, welche nur wünschen, »de entregarse a V. Md., sin por no tenir orden de V. Md. ni dar me de Flandes claridad del tempo preciso en que podran venir bas fuerças.«

noch im December 1590 formelle Unterwerfungsanträge nach Madrid gerichtet worden wären. Die Instruction ist noch vorhanden, durch welche die Sorbonne den Franziskaner Matteo Aguirre mit voller Gewalt versieht, um den König Philipp zu ersuchen, die gottgetreue, dem apostolischen Stuhl gehorsame, dem König von Spanien ergebene Stadt Paris, die Mutter der Gelehrsamkeit, unter seinen Schutz zu nehmen, und sie gegen die grausamen Feinde der katholischen Religion zu vertheidigen. Die Mitglieder bezeichnen sich als die Theologen, die von Gott seinem Volke vorgesetzt sind. Aguirre behauptet, daß die Doctoren von den Städten Paris, Orleans, Amiens, Beauvais, Peronne, Sens, Soissons, Meaux und Chartres durch ihre Abgeordneten aufgefordert worden, auf ihre Rettung Bedacht zu nehmen, und unterwürfiger kann man sich nicht ausdrücken, als er es in ihrem Namen thut. „Sie haben mich beauftragt,“ [1] sagt er, „niedergeworfen zu den Füßen Eurer Majestät, Sie anzuflehen, sich ihrer zu erbarmen; die vielen Beleidigungen, welche ihre Vorfahren der katholischen Krone zugefügt haben, zu vergessen, die Augen der Gnade auf sie zu richten, sie als seine Vasallen anzunehmen, ihnen zu Hülfe zu kommen und sie fortan zu regieren.“

Nicht wenig trug zu diesem Erfolge die Bedrängniß und die Gefahr der Stadt bei, die auch nach der Belagerung fortdauerte. Da Heinrich seine Versuche auf Paris von Zeit zu Zeit wiederholte, so setzte die herrschende Faction der Sechzehn nicht ganz mit dem guten Willen Mayenne's im Februar 1591 durch, daß eine Garnison aus Spaniern und

[1] Reciba do baxo du su protection a la ciudad di Paris, ponga los ojos de la clemencia en ellos y los reciba por sus vasallos.

Neapolitanern daselbst aufgenommen wurde. Wie die Rettung vor dem Feinde, so schien auch die Behauptung der Stadt gegen denselben, allein von spanischer Hülfe abzuhängen.

Auf ähnliche Weise ging es in den Provinzen; in den meisten hielt sich die Ligue nur durch einen Beisatz spanischer und italienischer Kräfte.

Carl Emanuel von Savoyen hatte, nach der Katastrophe von Blois, der Ligue versprochen, ihr zu Hülfe zu kommen, sobald sich Heinrich III. mit dem König von Navarra vereinigen würde. Nur der glückliche Fortgang der königlichen Waffen im Frühjahr 1589, die Furcht vor einem Tag der Rache hielt ihn damals zurück; nach der Ermordung Heinrichs III. ließ er seinem Ehrgeiz freien Lauf. Glaubte er doch als Enkel Heinrichs II. selbst einen Anspruch auf die Krone machen zu können! Er nahm nun in Saluzzo die Huldigung ein: die Lilien wichen überall vor den weißen Kreuzen. Indem aber geschah, daß die Stände der Provence, von den Anhängern Heinrichs IV. gedrängt, und nur durch die Unterstützung des Herzogs einigermaßen aufrecht erhalten, ihn in aller Form zu ihrem Grafen und Herrn wählten. Ihres alten Zusammenhanges mit dem deutschen Reiche haben sie dabei nicht gedacht, wohl aber ihres Verhältnisses zu dem Hause Lothringen, dem die Provinz mit Gewalt entrissen worden sei, um tyrannischer Weise mit der Krone von Frankreich verbunden zu werden. Jetzt wissen sie, wie sie erklären, Niemand, der sie vor den Ketzern und deren Gönnern beschützen könne, als den christlichen und katholischen, siegreichen und gütigen Herzog von Savoyen; sie bitten ihn, sie als seine Unterthanen und Vasallen anzunehmen, sie bei ihren Freiheiten zu schützen, und den katholischen Glauben aufrecht

zu erhalten.[1] Mitte November 1590 hielt Carl Emanuel als Graf von Provence und Forcalquier seinen feierlichen Einzug in Aix; obgleich er alle Ehrenbezeugungen, die den Königen vorbehalten sind, von sich wies, so betrug er sich übrigens als der Fürst des Landes, bildete sich ein Conseil, ernannte zu den Aemtern und berief die Stände. Der königliche Gouverneur der Provinz, La Valette, war damit nicht beseitigt: zwar nicht sein Herr, dem das unmöglich war, aber Montmorency von Languedoc, und besonders Lesdiguières von Dauphiné her, leisteten ihm Hülfe. Um ihnen überlegen zu werden, begab sich der Herzog über Marseille, wo er sich eines freudigen Empfanges zu erfreuen hatte, selbst nach Spanien, und kehrte im Juli 1591 mit funfzehn Galeeren, welche spanische Hülfsvölker an Bord hatten, von da zurück. Er eroberte wirklich das feste Berre, und ward, wenn nicht Meister des Landes, doch mit seinen Anhängern sehr mächtig in demselben.

Ein rechtes Beispiel, wie die Provinzen sich in Parteien zersetzten und diese ihren Krieg führten, gibt Languedoc.

Die Liguisten behaupteten unter dem Herzog von Joyeuse einige der vornehmsten Städte, wie Toulouse und Narbonne, ein Theil des Landesadels war für sie; an Montmorency dagegen, der so nahe mit Heinrich IV. verbunden war, schlossen sich Montpellier, Beziers, alle protestantischen Städte und

[1] Die Rede, aus der diese Worte genommen sind, theilt Dupleix aus den Memoiren von Mauroy, Secretär von Lavalette, mit, Henry IV, 61. Er versichert, daß Carl Emanuel diese Ernennung zur Bedingung aller weiteren Hülfsleistung gemacht: was Guichenon, der ihm sonst folgt (726) nicht für rathsam hielt zu wiederholen. — Papon: Histoire de Provence ist nicht so unterrichtet wie man erwarten sollte, er macht zu viel literarischen Anspruch für eine Provincialgeschichte.

Districte uud die berühmtesten Namen des alten Adels an. Jede Partei hielt alle Jahre zweimal ihre Ständeversammlung; diese verfügte in ihrem Umkreis über geistliche und weltliche Einkünfte und die Domänen des Königs; sie ließen sich auch zu eigenen Bewilligungen herbei, so daß die Gouverneurs im Stande waren, Truppen zu Pferd und zu Fuß und einige Schiffe an der Küste zu halten. Der mächtigere von beiden war Montmorency, besonders dadurch, daß ihm aus den Salinen in seinem Bezirk ein ansehnlicheres Einkommen erwuchs. Er hielt 4000 Reiter, gegen 4000 Mann zu Fuß und vier Kriegsfahrzeuge, mit denen er die Küstengewässer durchstreifte; er hatte die meisten Häfen im Besitz. Sein Umsichgreifen bewog König Philipp II., im Sommer 1590 eine Schaar deutscher Landsknechte unter dem Grafen Hieronymus Lobron zur Unterstützung der Katholiken nach Narbonne zu schicken. [1]. Wir finden eine Anzahl deutscher Büchsenmeister dabei, welche Erzherzog Ferdinand angeworben hatte, Feuerwerker und Gießer von Nürnberg und Augsburg, mit ihnen allerlei andere oberdeutsche Handwerker. Um den Franzosen zu zeigen, wie man Ketzern begegnen müsse, ward ein Regiment Spanier über Roussillon herbeigesandt. Mit dieser Hülfe gewann Joyeuse die Uebermacht und nahm eine ganze Anzahl

[1] Im Archiv von Simancas (zu Paris) sind dessen in italienischer Sprache verfaßte Berichte an den König vorhanden; folgende Stelle wirft einiges Licht auf die Verhandlungen: questa mattina (sagt er 24. September 1591) trattando con il duca di Joyosa e suo luogotenente generale sopra il particulare di Leucate gli proposi in caso che la si pigliasse se si consentiriano che segli mettesse presidio di Alemani o che si ispianasse, mi hanno risposto che in questo caso farebbono quello che S. M. commandasse. Er schickt zugleich einen Plan von Leucate essendo frontiera buona per la Spagna.

royalistischer Schlösser ein; auch Carcassonne, um das so lange geschlagen worden, fiel in seine Hand.

Auf eine ähnliche Weise kämpften der Herzog von Mercoeur und der Prinz von Dombes um Bretagne. Auch hier sah man zwei einander entgegengesetzte Ständeversammlungen, eine liguistische zu Nantes, eine royalistische zu Rennes; auch hier kam der König von Spanien mit einem Heerhaufen von 5000 Mann unter Juan del Aguila den Liguisten zu Hülfe. Es ist sehr auffallend, daß der Herzog von Mercoeur, der durch seine Gemahlin Erbansprüche an die Bretagne zu haben glaubte, sich an Philipp II. anschloß, wiewohl er wußte, daß der König nach langer Berathung mit Doctoren des weltlichen und geistlichen Rechtes sich entschlossen hatte, dieses Land für seine Tochter ebenfalls in Anspruch zu nehmen. Der Widerspruch ist jedoch so grell nicht, wie es scheint. Der Herzog erklärte, er wünsche nur das Anrecht des spanischen Hofes dargelegt zu sehen, er werde es anerkennen und dem König mit unverbrüchlicher Treue dienen, aber dagegen werde auch Philipp, wenn er Meister in dem großen Streite bleibe, gerecht und billig genug sein, dem Anspruch seiner Gemahlin, der Herzogin, Rechnung zu tragen; das Gouvernement der Provinz mit voller Autorität werde er ihm gewiß lassen. In Spanien war man sehr bereit, darauf einzugehen. Man wünschte, das Successionsrecht der Infantin selbst in dem Falle geltend zu machen, wenn man übrigens nicht durchaus glücklich wäre; Mercoeur würde dann als Stellvertreter Philipps II. die Unabhängigkeit des Herzogthums unter spanischem Schutz aufrecht erhalten.[1] Unter diesen Aussichten

[1] Copia del papel, que dio en frances Fray Marcelin Cornet de la orden de St. Domingo embiado por el Duque de

eröffnete der Herzog der spanischen Hülfsmacht den Hafen von Blavet; aus den Verschanzungen, welche sie daselbst errichtete, ist später das Fort Port Louis hervorgegangen.[1] Damals verschaffte sie dem Herzog die Oberhand in der Provinz; seine Ständeversammlung war bei weitem die besuchteste. Die Royalisten verloren, trotz einiger Unterstützung von England her, einen Platz und einen Heerführer nach dem andern. Unter andern kam de la Noue, ein Bretagner von Herkunft, auf den Heinrich IV. am meisten rechnete, bei dem Sturm auf das Castell von Lamballe um; er hatte an dem Tage seinen Helm mit einem Lorbeerzweig geschmückt, dieser Schmuck, sagte er, sei die einzige Belohnung, die in diesen Kämpfen erworben werde.

In der Normandie waren zwischen den Liguisten und den Anhängern Heinrichs IV. hie und da Verträge geschlossen worden, kraft deren jede Partei ihr Land ungestört bebauen durfte; unter den Liguisten selbst trat eine neue Spaltung ein. Villars, welcher Havre de Grace und Tavannes, der Rouen inne hatte, haßten einander auf den Tod; einer wollte den andern aus der Provinz verdrängen; beide riefen wetteifernd die Hülfe der Spanier an.[2]

Mercurio, so wie eine von Philipp II. ausdrücklich gebilligte Ministerial-Resolution, in der es heißt, wenn Béarn die Krone behaupte, Mercurio no se podria conservar y mantener si no teniendo et governo en nombre de cuyo es de derecho el ducado y debaxo del amparo y fuerzas de S. M.

[1] Daru histoire de Bretagne Tom. III. p. 310.

[2] Salazar: desde luego por su parte nombrera a V. Md. por protector de aquel reyno, ayudera que la villa y lo demas de su govierno lo sigue y a su tiempo quando aya fundamento, tambien entiende de nombrar V. Md. por protector de aquel reyno.

Wie die Ligue ursprünglich ein Bund der Spanier mit der Unabhängigkeit mächtiger Gouverneurs war, so setzte sie sich fort. Alle diese Gewalthaber waren sehr geneigt, den König Philipp als Protector oder selbst als König anzuerkennen, oder doch seine Verfügung über die Krone anzunehmen. Tavannes sagte, nichts sei gerechter, da der König aus einem ursprünglich französischen Hause stamme; Villars versprach wenigstens nicht dagegen zu sein; Mercoeur und Joyeuse waren durch ihre ganze Lage an ihn gebunden; was hätte sich der Herzog von Savoyen für jetzt Besseres wünschen können. Die Autorität eines befreundeten und nahe verwandten Königs hätte die seine mächtig unterstützt.

Das war überhaupt die vornehmste Frage, welche alle Geister beschäftigte, wie über das Königthum selbst verfügt werden solle.

Seltsame Meinungen gingen den Mitgliedern der Sorbonne durch den Kopf. Da es mit der Berufung einer Ständeversammlung viel Schwierigkeiten haben werde, hielten sie nicht für unthunlich, einen König im Lager durch die Bewaffneten wählen zu lassen, wie in den Zeiten der Römer oder der Franken. Wäre es besser für die Religion, so schraken sie nicht vor dem Gedanken zurück, die Monarchie fallen zu lassen und das Reich in einige große Fürstenthümer aufzulösen. [1]

Das letzte verwarf die Gesammtuniversität, weil die Theilung nicht anders als unaufhörliche innere Kriege nach sich

[1] Si cogi non possunt solita comitia, res transigi posset castrensi electione more Romanorum et priscorum etiam Francorum. — — Quicquid fiat omnino procurandum hostis exitium sive de monarchia conservanda sive de dividenda agatur (Discursus facultatis theologicae in den Papieren von Simancas).

ziehen würde; die Wahl eines Monarchen erklärte sie in ihrem Gutachten schon darum für nothwendig, weil sich der Adel nur um einen König her wieder vereinigen werde. Das Recht der Wahl schreibt sie den Ständen zu, wenn diese auch nicht aus allen Provinzen zusammengebracht werden könnten.[1] Wäre Philipp II. jünger, fährt sie fort, so würde die Krone ihm selbst, hätte er zwei Söhne, so würde sie dem einen von diesen angeboten werden müssen: wie die Sache jetzt stehe, müsse man einen solchen Fürsten erheben, der dem König von Spanien angenehm sei, und mit dem er seine Tochter verheirathen könne.

Ungefähr wie die Universität sprach sich auch der Rath der sechzehn vereinigten Quartiere von Paris aus. Er sagt dem König Philipp, der Wunsch der Katholiken sei nur dahin gerichtet, ihn über sich herrschen zu sehen, wo nicht, so möge er ihnen wenigstens seine Tochter Isabella schicken und ihr einen Gemahl aussuchen, sie werde für Frankreich so heilbringend sein, wie einst Blanka von Castilien, die Mutter des heiligen Ludwig.[2] Unter den Unterschriften des Beschlusses bemerkt man den Namen Boucher mit großen, am meisten ins Auge fallenden Schriftzügen. Und nicht anders scheinen auch die übrigen Städte gedacht zu haben. Der Provincial der Jesuiten und der Guardian der Franciscaner von Orleans begaben sich nach Spanien, und versicherten den König Philipp der Anhänglichkeit aller Städte.

[1] Discursus universitatis: neque obstare debet difficultas convocandi status, cum ii sufficiant qui ex unitis populis facile possunt convocari nec forsan expediret ut ex universo regno convenirent.

[2] Vgl. Cayet Anc. Coll. 57, 239.

Wenn man fragt, wie es möglich war, daß Meinungen dieser Art Beifall finden konnten, so wird dies einigermaßen dadurch begreiflich, daß die alten ständischen Ideen mit den religiösen zusammenwirkten. Nicht der absoluten Gewalt des Königs von Spanien wollten sie sich unterwerfen, sondern ihre Idee von Reform und ständischem Wesen unter seinem Schutz ins Leben führen. Schon in der Punktation mit Mayenne ist von jener tausendmal besprochenen Reform der Justiz und der Finanzen die Rede. Nach andern Entwürfen dachte man die ständischen Freiheiten nunmehr erst recht festzusetzen. Die Generalstände sollten sich in regelmäßigen Perioden versammeln und nicht allein die gesetzgebende Gewalt in vollem Umfang ausüben, über die Finanzen disponiren, sondern der König sollte auch ohne ihre Beistimmung keine Truppen ausheben dürfen, bei ihrer Versammlung immer erst dann erscheinen, wenn ihre Beschlüsse gefaßt seien, und dieselben nicht nur bestätigen, sondern Punkt für Punkt beschwören. Die ausschließenden katholischen Ideen wurden ein wesentliches Moment der Verfassung; dem König ward bei Strafe des Verlustes der Krone jedes directe oder indirecte Verhältniß mit den unkatholischen Mächten und hauptsächlich mit den Osmanen verboten: auf das Verlangen der Stände sollte er sich an die Spitze des Kreuzzuges gegen die einen oder die andern stellen: die Edelleute sollten ihm dabei auf ihre Kosten dienen, und nur unter diesen Bedingungen ihre Vorrechte behalten; gleich als wäre der kirchliche Begriff der einzige Grund aller politischen Berechtigung.

Merkwürdig ist eine Art von Constitutionsentwurf, der dem König von Spanien für den Fall, daß er selber die französische Krone annehme, im Jahre 1591 vorgelegt worden ist:

Artikel, deren Beobachtung er alsdann in authentischen Charten versprechen solle. Die religiösen Tendenzen gehen auch hier allen andern voran:[1] das erste, was man fordert, ist die Einführung des heiligen Officiums der Inquisition, das den Bösen so furchtbar sei, in Frankreich. Der König soll sich verpflichten, weder in Bisthümern und Erzbisthümern, noch in bürgerlichen und militärischen Aemtern Fremde anzustellen; keine Aemter verkaufen, alle Auflagen, die seit Ludwig XII. eingeführt worden, die Erhöhung der Taille einbegriffen, abschaffen, die Finanzverwaltung dergestalt einrichten, daß die Einkünfte nur zu den dringenden Besoldungen, hauptsächlich der bewaffneten Macht angewandt werden. Auf das Engste verbinden sich die kirchlichen Ideen mit Gesichtspunkten politischer Reform. Dem König wird zur Pflicht gemacht, die Domänen zurückzukaufen, die von den Ständen anerkannten Staatsschulden abzuzahlen: wenn man dann fragt, mit welchen Mitteln dieß geschehen soll, so werden ihm die Güter der Ketzer dazu angewiesen, diese sollen die Staatsgläubiger als Zahlung annehmen müssen. Denn nur die strengen Katholiken werden als berechtigte Mitglieder des Staates anerkannt: für diese aber wird dann ein Gedanke der politischen Milde geltend gemacht, der erst in den neueren Zeiten realisirt worden ist; dem Entwurf zufolge soll in Zukunft jede Confiscation aufhören; die Strafe der Verbrechen soll nur diejenigen treffen, welche sie selbst begangen haben.[2] Auch sonst ist man

[1] Articles de choses, qu'il fauldrait que le roi catholique accordast permist et en passast chartres authentiques aux états du royaume de France acceptant la couronne de France. (Papiere von Simancas.)

[2] Cessera toute confiscation et sera la punition des délits

bedacht, die Macht des Königs und seiner Regierung in enge Gränzen zu bannen. „Alle vier Jahr," heißt es in einem jener Artikel, „wird man die Stände versammeln, um die sämmtlichen Angelegenheiten des Reiches zu regeln und zugleich zu untersuchen, ob der König seine Versprechungen gehalten, oder ob er sie gebrochen hat;[1] in dem letztern Falle muß er die Uebelstände abstellen, wo nicht, so wird die Nation von dem ihm geleisteten Eide losgesprochen und berechtigt sein, zu einer neuen Wahl zu schreiten." Und nicht ohne alle Gegenleistung wollen die katholischen Franzosen ihre Krone dem König von Spanien übertragen. Er soll dafür den Franzosen die Schifffahrt nach Ostindien, so wie nach Amerika vergönnen: in Havre, St. Malo, Nantes, Bordeaux, sollen für den Verkehr mit den Colonieen ähnliche Einrichtungen gemacht werden, wie in Sevilla und Lissabon. Er soll ferner alle seine Länder, die jemals zu Gallien gehört haben, mit der französischen Krone vereinigen und dann vielleicht einen neuen Titel, etwa den des großen Königs, annehmen. Der Entwurf schließt mit einer Auseinandersetzung der Vortheile dieser Einrichtungen. In Zukunft werde Niemand von den geistlichen Stellen ausgeschlossen sein; — auf regelmäßige Weise gewählt, werde der Geistliche den Beistand des heiligen Geistes haben;[2] der Weg zu allen Stellen werde dem Adel wieder

sur les personnes et payement des dépens sur leurs biens, meubles et immeubles.

[1] Les estats se tiendront de 4 ans à 4 ans, où on advisera à réformer et règler toutes choses apparlenantes à l'estat, de voir si S. M. aura contrevenu à aucune chose.

[2] Le clergé appellé à sa fonction canoniquement seroit assisté du St. Esprit; ce premier état n'excluëroit aucun, fût-il

eröffnet, der dritte Stand nicht mehr mit Auflagen gedrückt, noch von den andern Ständen geschieden sein. Zugleich werde es auf diese Weise möglich werden, den allgemeinen Frieden der Christenheit herzustellen, die Türken zu stürzen, das heilige Land wieder zu erobern. Beschränkung der Krone, Herstellung der Stände in ihr ursprüngliches Gleichgewicht, der definitive Sieg der katholischen Kirche auf Erden sind alle in ein einziges katholisch-liberales System verbunden. Es läßt sich begreifen, daß es einen Enthusiasmus gab, der sich an das System dieser Entwürfe schloß.

Indessen machten sich die alten Ideen municipaler Freiheiten weiter Bahn. Die Städte wollten, wie berührt, keine königlichen Garnisonen, noch Gouverneurs innerhalb ihrer Mauern; sie erhoben die öffentlichen Auflagen und verwendeten sie; sie richteten sich populäre Gerichtshöfe ein. Wie viele von den vornehmen Geistlichen sind vertrieben worden, wenn sie den Gemeinden nicht in allen Dingen beistimmten! Nur liguistisch gesinnte Edelleute wurden geduldet, doch hätten sie der Gemeinde nicht widerstreben dürfen. Das Ziel der Städte war die Freiheit der deutschen Reichsstädte. Unter dem großen katholischen König hofften sie dieselbe zu erlangen; zugleich noch andere Zwecke, die man nicht mehr erwarten sollte, setzten sie sich vor.[1] In der Eingabe jenes Salazar,

noble ou rôturier, et seroit un lien pour joindre ensemble les deux autres états. Wie das einst Le Canossa nachweist.

[1] Vendramin Relatione di Savoia: essendosi vedute in un tratto tante sollevationi e tanti gridi de popoli e di quelle principali provincie con un solo fine e risoluto di voler cambiar forma al suo governo e di voler sepanarsi dell obedientia del suo principe, per governarsi a republiche popolari imitando le terre franche di Germania.

der von der Sorbonne und indirect von den Städten beauftragt zu sein behauptet, erkennt man mit Erstaunen, wohin die Absichten noch gingen. Er räth dem König, die Festungen, welche die Communication zwischen Flandern und der Picardie hindern könnten, zu besetzen, alsdann mit einem großen Heer in Frankreich einzurücken und den Titel eines Protectors anzunehmen. Dann möge er den Rath, den Mayenne jetzt um sich habe, vernichten, die Parlamente und die Tribunale reformiren, neue Präsidenten setzen, so wie neue Bischöfe, die sich dem Concil von Trident unterwerfen, um die Geistlichkeit zu verbessern. Doch ist das Alles nicht genug. Er soll alle Schlösser im Lande schleifen, so daß der Adel keinen Schlupfwinkel mehr behalte und die Städte mit Kraft und Gerechtigkeit Herren des Feldes bleiben; darauf sehen, daß in denselben nur einverstandene Männer zum Dienst der Predigt, der so viel austrage, angenommen, alle Belästigungen des Handels an ihren Thoren oder den Flußübergängen abgeschafft werden; nur diejenigen Festungen bestehen lassen, welche diese Päſſe beherrschen, einige wenige vielleicht ausgenommen, in denen ergebene Gouverneurs aufzustellen seien;[1] erst alsdann, wenn alle Provinzen den Vortheil der Verbindung mit Spanien kennen gelernt haben, und es möglich sei, ergebene Personen in jedem Bezirk zu finden, möge er die Stände berufen, damit sie Alles vollenden. Es sah beinahe aus, als denke man darauf, den alten Krieg der Städte gegen den Adel wieder aufzunehmen, ihn mit spanisch-burgundischer Macht durchzuführen.

In diesen Intentionen bewegten sich die Menschen; denn gern knüpft ein jeder an eine allgemeine Aussicht seine eigenen

[1] personas de valor y religion y que entienden y desteen su servicio.

Wünsche. Nur darauf schien es anzukommen, wie Philipp II. die Sache auffassen würde.

In die französischen Angelegenheiten hatte sich dieser Fürst ursprünglich aus zwei Gründen eingemischt, einmal, um die Unterstützung der Niederländer durch die Franzosen zu verhindern, und sodann, um in den Handlungen eines allgemeinen Uebergewichts, die er vornahm, nicht von ihnen gestört zu werden. Die Ereignisse hatten ihn aber um vieles weiter geführt; er konnte jetzt daran denken, die französische Krone auf eine oder die andere Weise mit der spanischen zu vereinigen, Herr und Meister der katholischen Welt zu werden: eine unermeßliche Aussicht breitete sich vor ihm aus.

Wenn man die urkundlichen Papiere durchläuft, so fällt es auf, daß Philipp II. persönlich nicht eigentlich als der erste Urheber dieser weltumfassenden Unternehmungen und Pläne auftritt. Die leitenden Gedanken entspringen fast mehr in seinen Staatsmännern, seinen Gesandten, Governatoren, Bevollmächtigten, als in ihm selbst. Denn jede Macht bewegt sich durch den eigenen Trieb der ihr zu Grunde liegenden Ideen: in ihrem Fortgang sieht der Eifer der Anhänger das eigene Glück. Philipp gibt ihnen mehr nach, als daß er sie anstiftete; sein Wohlgefallen drückt er ihnen besonders dann aus, wenn die katholische Religion durch ihre Thätigkeit gefördert wird; übrigens läßt er die Dinge an sich kommen, eine lange Weile so hingehen; nicht über alles und jedes hält er für nothwendig sich auszusprechen.

Nun aber ging das nicht länger an. In Frankreich war es nun so weit gekommen, daß er einen positiven Entschluß über sein Verhältniß zu diesem Lande und über die einzuschlagende Politik nicht länger verschieben durfte.

Wie oft hatte man ihm von jeher von dem Rechte seiner

Tochter Isabella, Enkelin Heinrichs II. und Catharina's gesprochen! Aber diese Rechte waren von zweifacher Natur. Bernardino Mendoza hatte vornehmlich von den Ansprüchen geredet, welche die Infantin als die Erbin ihres Großvaters auf das Herzogthum Bretagne, das von dessen Mutter an sie gekommen war, und als Erbin ihrer Großmutter auch an die gar nicht unbedeutenden Besitzungen, die dieser eigenthümlich gehört hatten, erheben könne. Die Franzosen dagegen, sowohl Große als Städte, hoben mehr ihr Recht auf die Krone selbst hervor. Sie behaupteten, das salische Gesetz sei nicht zu Recht beständig, der Thron gebühre der ältesten Enkelin der Valois, und leicht werde sie auf demselben Anerkennung finden, denn, wie man wisse, sei sie von einem dem französischen verwandten Naturell, und hauptsächlich, sie sei noch zu verheirathen; alle Prinzen der Christenheit würden sie wetteifernd verlangen; mit ihrer Vermählung werde sich eine Allianz verbinden lassen, durch welche die Streitkraft verdoppelt würde. Die Frage war eben, ob die Monarchie geschmälert, vielleicht getheilt, oder ob sie ganz beisammen gehalten werden sollte. Für das erste waren die Spanier, besonders im Anfang der Ligue. Damals meinte Bernardino Mendoza, sowohl die provinciellen Ansprüche der Infantin durchzuführen und für die Krone das Recht der Protection geltend zu machen: Frankreich wäre dann in sich selbst noch mehr aufgelöst und zu einem Anhang der spanischen Monarchie herabgebracht worden. Indem die spanisch gesinnten Franzosen die höchste Gewalt und die Ansprüche der Infantin zu vereinigen wünschten, zeigten sie zwar auch eine große dynastische Hingebung für Philipp II., glaubten aber zugleich besser für die Zukunft von Frankreich zu sorgen.

Nach langem Bedenken nun entschloß sich Philipp auf

die Idee, die ihm von französischer Seite vorgeschlagen wurde, einzugehen. Er stellte seinen Anhängern in diesem Lande die zweifache Forderung, daß sie vor allem seine Tochter Isabella als Königin von Frankreich anerkennen und alsdann ihm selbst überlassen sollten, ihren Gemahl zu bezeichnen, der ebenfalls als König von Frankreich anerkannt werden müsse. [1]

Von dem besondern Vortheil Spaniens als Staat sah er damit ab; aber er nahm die ganze Verfügung über die Krone von Frankreich selbst in seine Hand. Denn nicht so sehr auf die Herrschaft Spaniens über andere Länder war sein Sinn gerichtet, als darauf, die allgemeine Herrschaft seines Hauses mit spanischen Kräften ins Werk zu setzen.

Ueber den Fürsten, den er seiner Tochter zum Gemahl und den Franzosen zum König geben wollte, hatte er ebenfalls nachgedacht, aber sich nicht unwiderruflich entschieden. Mehrere Namen nannte er seinen Bevollmächtigten, doch mit der Weisung, damit nicht sofort gegen die Franzosen herauszugehen.

Denn darüber täuschte er sich nicht, daß es bei aller Geneigtheit der französischen Großen doch noch einer schwierigen Unterhandlung mit ihnen bedürfen würde, um sie zu einer definitiven Uebereinkunft zu bringen.

Ueberdieß aber war Heinrich IV. mit nichten beseitigt: der Erfolg der Unterhandlung hing erst von einem nochmaligen Erfolge der Waffen ab.

[1] Wie es in einer Aufzeichnung von Tassis heißt: 1) que declaren por reyna a la Sra. Infanta; 2) que remitan la eleccion de Rey a S. Md. pues se trata de que le tome por hyerno.

Vierzehntes Capitel.

Feldzug von 1591 und 1592. Ständeversammlung von 1593.

Wenn Männer wie Mendoza die spanischen Einwirkungen auf Frankreich doch nur als einen Theil des allgemeinen Planes der Wiederherstellung des Katholicismus in dem westlichen Europa ansahen, so versteht es sich von selbst, daß der Fürst, den sie aus Frankreich zu verdrängen suchten, bei denen Hülfe fand, welche durch seinen Fall unmittelbar gefährdet worden wären. Zunächst schloß sich Königin Elisabeth von England auf das engste an Heinrich IV. an. Zuweilen spielt das Verhältniß, das sich zwischen ihnen bildete, in die Formen persönlicher Courtoisie hinüber. Die Königin hat das Bildniß des Königs in ihrem Kabinet aufgestellt, und spricht von ihm mit auffallend warmer Anerkennung, sie schickt ihm eine mit kunstfertiger Hand gewirkte Schärpe; der König sagt, er denke dieselbe in der Schlacht zu tragen, ihr zu Ehren; alles was er habe und sei, gehöre ihr an; unter den Auspicien ihrer Gunst segelnd, denke er noch in Port zu gelangen.[1] Doch wechselten sie nicht leere Worte; die Königin unterstützte den König in der That mit besten Kräften. Sie schickte ihm gerüstete und besoldete Truppen, Pulver und Blei und, was das nothwendigste war, Geld; zuweilen kam sie den Bitten Heinrichs sogar zuvor; man kann zweifeln, ob er sich ohne ihre Hülfe in dem nördlichen Frankreich behauptet haben würde.

[1] Depesche von La Nocle 20. Januar 1590, avec telle demonstration, qu'il nous cuida sembler qu'elle en aimeroit mieux le vif. In der Sammlung von Egerton 305.

Für die deutschen Protestanten war das Interesse nicht so entschieden. Die aristokratisch und ständisch constituirten Lutheraner, dem Calvinismus feindselig, hatten mit dem Kaiserthum, welches sich entweder den mildern Auffassungen zuneigte, oder durch seine eigene Schwäche gefesselt war, ihren Frieden gemacht; unter den Formen des Reiches meinten sie für immer sicher zu sein. Einzelne Männer gab es aber, welche in dem Emporkommen der römisch-spanischen Tendenzen, wiewohl zunächst die Reformirten davon betroffen wurden, doch eine allgemeine Gefahr sahen, die, wenn die einen gefallen seien, auch die anderen erreichen werde. Auch in Deutschland hören wir den Namen Politiker. Er bezeichnet Leute, welche von den Satzungen des bestimmten Dogma nicht unbedingt gefesselt, ihre Blicke auf die europäischen Verhältnisse richteten, und in der Aufrechthaltung einer unabhängigen französischen Krone die Bedingung der religiösen und politischen Freiheit wie des übrigen Europa, so auch der deutschen Staaten und Stände sahen.

Ein Mann dieser Gesinnung war der Kanzler von Sachsen, Nicolaus Krell, der die Abweichung von den gewohnten Bahnen, die er versuchte — eine meteorartige Erscheinung in dem albertinischen Sachsen — später mit dem Tode hat büßen müssen. Wir haben nicht zu erörtern, wie weit seine und seines Herrn, des Kurfürsten Christian calvinistische Neigungen gingen; wir bemerken nur, daß Dresden unter ihnen der Mittelpunkt einer französischen Unterhandlung war, die sich über ganz Norddeutschland erstreckte, und keineswegs überall von Sympathien der Lehrmeinung abhing. Auf einer Zusammenkunft zu Cassel wurde ein Anschlag verfaßt, durch welchen sich auch die streng Lutherischen, wie Württemberg,

Hessen, Holstein-Dänemark, die Herzoge zu Sachsen, zu Beiträgen zur Unterstützung des bourbonischen Königs verbindlich machten. Krell gab seine Verwunderung über die streitbaren Ritter zu erkennen, welche noch zögern konnten, zu den Waffen zu greifen; wäre er frei, so würde er mit 20 Pferden aufbrechen; in der Rettung Heinrichs IV. sah er das Heil des Staates und der Kirche. [1]

Es war ein sehr stattliches Heer oberdeutscher Landsknechte und norddeutscher Reiter, das im August 1591 unter altbewährten Obersten, durch Lothringen den Weg nach Frankreich einschlug. Auch Fabian Dohna war dabei; das Loos traf ihn, daß eben seine Schaar voranzuziehen und den Weg zu bahnen hatte. Die oberste Führung aber hatte dießmal doch ein deutscher Reichsfürst, Christian von Anhalt, übernommen, der sich andere Fürsten und Vornehme ohne Schwierigkeit unterordneten.

Einen Theil des zur Werbung erforderlichen Geldes hatte auch dießmal die Königin Elisabeth herübergeschickt; in Gegenwart ihres Gesandten ward die Musterung gehalten.

Die von Heinrich IV. bei seinem Regierungsantritt gegebenen Erklärungen über die Möglichkeit eines Religionswechsels waren in der Ferne so gut wie unbemerkt geblieben; die Sympathie der Protestanten für ihn ward dadurch weder diesseit noch jenseit des Meeres geschmälert: dieser Zug trug noch einmal den Charakter der frühern.

[1] Vgl. „Aus dem wider den verhafften Dr. Nicolaus Crelle verführten Inquisitionsproceß verfaßte Deducirung bei Keßling": Fortsetzung der Historia motuum. Der Ruf war, wie ein italienisches Manuscript sagt, diese Truppen seien pagati per la maggior parte dal duca di Sassonia.

Heinrich IV. hatte eben Noyon zur Unterwerfung genöthigt, als ihm auf der einen Seite 4000 Engländer unter dem Grafen von Essex, der einen durch seine Pracht auffallenden Einzug in Compiegne hielt, von der andern das deutsche Kriegsheer zu Hülfe kam. Der Michaelistag des Jahres 1591 ward mit einer großen Heerschau in der Ebene von Vandy an der Aisne gefeiert. Die Deutschen stellten sich in acht Abtheilungen, vier zu Pferd, vier zu Fuß auf, die einen Halbkreis bildeten. Die Reiterei mochte 6000, das Fußvolk gegen 10,000 Mann ausmachen. Besonders erweckten sie durch die Fertigkeit, mit der sie das größere und kleinere Geschütz, das sie bei sich führten, abzufeuern verstanden, die Bewunderung der Franzosen.[1] Der König ging von Fähnlein zu Fähnlein, um zu sehen und gesehen zu werden; er fand gar manchen alten Bekannten unter den Hauptleuten, die er um so herzlicher begrüßte; er sprach den deutschen Fürsten seinen Dank für eine so stattliche Hülfleistung aus.

Und in der That hatte er Grund dazu. So eben vollzog sich in seiner Nähe eine Vereinigung entgegengesetzter Streitkräfte, die ihm sonst sehr gefährlich hätte werden müssen.

Ein Mann saß damals auf dem Stuhl zu Rom, der sich ohne die Rücksichten, die frühere Päpste zuweilen genommen, dem spanisch-liguistischen System unbedingt anschloß: Gregor XIV., aus einer vornehmen mailändischen Familie. Ihm schien es das größte Unglück zu sein, das die Kirche betreffen könne, wenn Vendome, wie er Heinrich IV. nannte, zum wirklichen Besitze des Thrones käme; denn Frankreich würde damit in die Hände der Ketzer fallen. Den König

[1] Bericht bei Cayet, für die Militärgeschichte merkwürdig; Chronologie nommaire. Michaud XII, 308.

von Spanien forderte er auf, die Reichthümer, welche ihm die letzte Silberflotte gebracht habe, dazu anzuwenden, wozu sie ihm von Gott ohne Zweifel verliehen worden, nämlich zur Abwendung eines so großen Unheils; er selbst trug kein Bedenken, den von Sixtus V. in der Engelsburg niedergelegten Schatz zu diesem Zwecke anzugreifen, denn nie könne ein dringenderes Bedürfniß der Kirche vorkommen. Er meinte, daß beide, der Papst und der König, stark genug sein würden, die Sache zu Ende zu führen; noch sei es nicht nothwendig, andere italienische Fürsten um ihre Hülfe zu ersuchen, doch werde es an derselben nicht fehlen, wenn er sie fordere, er setze sein Wort dafür zum Pfande; — von den früheren Unternehmungen habe er niemals große Erwartungen gehegt, von dieser aber sei er überzeugt, daß sie gelingen werde.[1]

Anfangs März hatte der Papst bereits seine Gesinnung den Franzosen kundgethan; in ein paar Monitorien bedrohte er die Geistlichkeit mit der Excommunication, den Adel und den dritten Stand mit seiner Ungnade, wofern sie sich nicht unverzüglich von Heinrich IV. trennen würden; diesen erklärte er auf's neue für einen zurückgefallenen, aller seiner Reiche und Herrschaften von Rechtswegen entsetzten Ketzer; die alten Ansprüche der pontificalen Machtvollkommenheit erneuerte er im Sinne der Spanier und der Ligue.

Im Sommer 1591 erschien ein päpstliches Heer in Frankreich, aus Italienern und Schweizern zusammengesetzt, unter einem päpstlichen Nepoten. In Verdum vereinigte es sich mit den Streitkräften des Herzogs von Lothringen, der jetzt ganz auf die Seite seiner französischen Vettern getreten

[1] De quoi il assure et en repond: Auszug seines Schreibens in der Sammlung von Egerton 323.

war, und der Liguisten. Nach vollzogener Verbindung mit Alexander von Parma sollte ein neuer großer Versuch zur Aufstellung eines katholischen Königs in Frankreich, denn zu diesem Zweck ausdrücklich hatte der Papst seine Schweizer angeworben, gemacht werden. [1]

Es ist noch einmal der volle Gegensatz des streng kirchlichen Gedankens im Sinne des Mittelalters und der katholischen sowohl wie protestantischen Abweichung von demselben, was uns hier entgegentritt. Gregor XIV. wie Philipp II. waren entschlossen, mit vereinten Kräften das alte System in Frankreich wieder herzustellen. Kein Zweifel, daß die päpstliche Autorität auf die mit Heinrich IV. verbundenen Katholiken vielen Eindruck machte: doch hatte die Schroffheit, mit der die kirchlichen Ansprüche auftraten, auf Viele auch wieder die Wirkung, daß sie sich dadurch mehr aufgeregt als erschreckt fühlten.

Zu einem eigentlichen Kampf zwischen König und Papst ist es jedoch nicht gekommen. Durch seine deutschen Hülfsvölker im Besitz der Ueberlegenheit, hätte Heinrich IV. gewünscht, den päpstlichen Nepoten sofort zu einem solchen zu bringen; in dieser Absicht näherte er sich dem Hauptquartier desselben bis auf eine halbe Stunde, aber es erfolgte nur ein kleines Scharmützel auf den dortigen Höhen, dem die anwesenden Deutschen mit erwachender Kampfbegier zusahen; das päpstliche Heer ward von einem andern Geschick betroffen.

Als ein großes Ereigniß muß es angesehen werden, daß Gregor XIV., der noch einmal die Principien der katholischen Restauration in einer durch keine politische Rücksicht gebrochenen Stärke in sich nährte, in dem Augenblick starb, da

[1] Sillery: Le pretexte de la demande estoit pour servir a l'eslection et establissement d'un roi catholique.

das Unternehmen beginnen sollte, in dem er das Heil der Welt sah. Durch diesen Tod ward die Bestimmung des Heerführers und des Heeres zweifelhaft; die römischen Unterstützungen blieben aus, und nach einigen Monaten finden wir nur noch ein paar hundert italienische Reiter und funfzehnhundert Schweizer beisammen, die sich dem Heere des Herzogs von Parma beigesellten. Denn zwischen diesen Beiden, dem französischen König und dem spanischen Feldherrn, mußte die Sache doch entschieden werden.[1]

Dem König gelang es, durch die Vermählung Turenne's, der ihm die Deutschen herbeigeführt hatte, mit der Erbin von Sedan, diesen wichtigen Platz an der Maas, bald darauf auch, nicht ohne Hülfe der deutschen Truppen, St. Valery, am Ausfluß der Somme, zu erobern; er selbst begab sich zur Belagerung von Rouen, dessen Besitz ihm die ganze Normandie verschafft, ihn zum Herrn des nördlichen Frankreichs gemacht haben würde. Im December 1591 war die Belagerung in gutem Fortschritte, in Kurzem hoffte der König das stärkste Fort, St. Catharina, einzunehmen; er meinte, dann werde sich Villars, der hauptsächlich mit Frauen und einem Priester Rath pflog, zur Unterwerfung anschicken.

In diesem Augenblick aber erschien Alexander Farnese noch einmal in Frankreich mit einem Heer, das nicht durch seine Anzahl, aber durch Kriegsübung ausgezeichnet, auch ohne neue Hülfe von Rom her, den Ideen seines Königs und den liguistischen Bestrebungen eine große Stärke verlieh. Man sah den Wettstreit des französischen Kriegswesens mit dem spanischen, in dem dieses schon einmal die Oberhand behalten hatte, sich erneuern.

[1] Heinrich an Nevers 13. Dec. 1591. Lettres missives III, 547.

Dießmal entschloß sich Heinrich, zugleich seine Belagerung fortzusetzen und dem Feind entgegenzugehen.

Bei Aumale, wo er denselben traf, überboten die beiden Feldherrn gleichsam ihre entgegengesetzten Eigenschaften. Heinrich war kecker, Farnese vorsichtiger als jemals: jener ward in einem mit wenig Bedacht unternommenen Angriff verwundet, beinahe gefangen; dieser versäumte aus Bedachtsamkeit sich seines Vortheils zu bedienen; es war ihm genug, eine Verstärkung nach Rouen zu werfen.

Wie aber die Eigenschaften der Feldherrn, so war ihr Heer von Grund aus verschieden.

Als Heinrich in seinen Belagerungsarbeiten, bei denen ihn unter anderem auch englische Pioniere stützten, fortschreitend seinen Gegner in der Stadt, trotz jener Verstärkungen in dringende Verlegenheit brachte, entschloß sich Alexander Farnese, von der Somme her, wo er eine Stellung genommen hatte, aufs neue gegen Rouen anzurücken. Jetzt gelang es ihm besser; der König sah sich wirklich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Farnese erschien in den Augen der Menge als der erste Mann der Welt, da er, wie einst Paris, so nun auch Rouen entsetzte; mit jauchzendem Zuruf ward er daselbst empfangen.

Forscht man nach dem Grunde seines Gelingens, so liegt dieser darin, daß er, alle Umstände wohl berechnend, eben dann heranzog, als Heinrich den größten Theil seines Adels, der Sitte nach, entlassen hatte. Unverzüglich aber sammelte sich dieser nun wieder um den König: binnen fünf Tagen stellten sich allein aus der Normandie funfzehnhundert Edelleute in vollen Waffen in seinem Lager ein; [1] und mit

[1] Ich nehme diese Notiz aus einer Flugschrift Vtile et salutaire

dieser Provinz wetteiferten die andern. Auch das Fußvolk konnte aus den benachbarten Garnisonen verstärkt werden. In kurzer Zeit sah sich Heinrich in den Stand gesetzt, das Feld zu halten und seinen Feind aufzusuchen.

Dießmal hatte sich, im Augenblick des raschen Sieges, Farnese verleiten lassen, von seinem System abzuweichen, und war eigentlich wider seine bessere Einsicht, nur dem Anbringen der französischen Freunde nachgebend, vor Caudebec gerückt, um durch die Eroberung desselben die Seine frei zu machen. Beim Recognosciren ward er verwundet, noch mit blutendem Arm traf er die Anordnungen, welche die Einnahme des Platzes herbeiführten. Nichts desto minder war die Gefahr, in die er durch das Heranrücken der überlegenen königlichen Armee, die von einigen holländischen Kriegsfahrzeugen von der niedern Seine her unterstützt wurde, gerieth, unermeßlich. Plötzlich sah sich der Sieger in seinem Feldlager, wo sich schon Mangel an Lebensmitteln zeigte, selbst belagert.

Die Franzosen hofften, der stolze Herzog werde sich seinen Weg nach Hause durch einen offenen Angriff zu bahnen suchen; aber wie hätte er so fern von den spanischen Provinzen, ohne gesicherten Rückhalt, eine Feldschlacht wagen sollen?

Man muß bei den italienischen Geschichtsschreibern, die in Farnese den Erneuerer des alten italienischen Kriegsruhmes bewundern, die Erzählung von seinem Uebergang über die Seine lesen.[1] Denn zu diesem, da es das einzige war,

advis ou roi, pour bien regner: von einem sehr unterrichteten Mann an Ludwig XIII. gerichtet, ungefähr 1617.

[1] Aus einem Schreiben von Don Martin des Guzpide an Philipp II. 25. Mai 1592 ergibt sich, daß doch die Zeitgenossen ihn nicht allgemein

was ihn retten konnte, entschloß er sich. Auch in den spätern Zeiten hat man es immer als eine der größten militärischen Thaten des Jahrhunderts angesehen, daß er das Heer im Angesicht zwei überlegener und wachsamer Feinde, zur glücklichen Stunde über den Fluß zu setzen, und alsdann in raschen Tagemärschen, unaufgehalten und unbeschädigt, durch Isle de France nach Artois zurückzuführen wußte.

So stritten die beiden Kriegsführer, der eine an der Spitze von Lehnsmannschaften und Hülfsvölkern, die sich immer in einer gewissen nationalen Absonderung hielten, die er durch frische Energie zusammenzuhalten wußte; der andere bereits im Besitz einer vollständigen Organisation, welche der Entwicklung strategischer Ideen einen freien Raum übrig ließ.

Heinrich IV. verdankte es der Unterstützung der protestantischen Mächte, und der zwar oft unterbrochenen, aber immer wieder neu angeregten Ergebenheit des französischen Adels, daß er den feindlichen Streitkräften nicht unterlag; aber der Normandie hatte er sich doch nicht bemeistern können; strategisch war er, wenn nicht überwunden, doch übertroffen worden; die Ligue zu zersprengen war ihm nicht gelungen.

Vielmehr erneuerte diese auch unter veränderten Umständen den Versuch, ihn zu beseitigen, und Frankreich in ihrem Sinne zu gestalten.

Mayenne, der noch immer die vornehmste Stelle unter den liguistischen Großen einnahm, hatte sich doch niemals mit Mendoza verständigen können. Aus dem Briefwechsel des letzteren sieht man, daß sie einander persönlich zuwider waren.

bewunderten. Sie behaupten, daß der Feind nos hizo algunas entradas y nosotros ninguna, aunque la gente de V. Md. estava con grandissimas ganas: alles sei wieder in den alten Stand gekommen.

Ich glaube, Mendoza ist gegen den Herzog ungerecht, wenn er ihm Schuld gibt, er habe selbst nicht gewußt, was er wolle, und Andere nur immer mit halbem Ohre, mit einer Art von Zerstreutheit angehört. Mendoza zählte bei seinem ganzen Plane auf den Beifall der Menge; Mayenne machte nie auf Popularität Anspruch. Er war hierin sehr verschieden von seinem Bruder, er mochte die Gunst des Volkes nicht suchen, noch kam sie ihm entgegen; in ihm war nichts Bewundernswürdiges, was die Menschen beherrscht; auch besaß er nicht den Schwung, der sie fortzureißen vermag; seine Unternehmungen waren weder kühn und rasch, noch auch glücklich. Mayenne war ein Mann von schwerem Körper, welcher Ruhe und Genuß zu bedürfen schien; in seinem Hauswesen sparsam, überhaupt an sich haltend, keineswegs freigebig; umsichtig, berechnet und nicht ohne höchst ehrgeizige Gedanken. Das wilde Treiben der Volkshäupter erweckte längst seinen Widerwillen, doch sah er demselben zu, bis endlich einer ihrer größten Excesse, die Hinrichtung des gelehrten und würdigen Brisson, dem sie nicht vergeben konnten, daß er einen der ihnen Verdächtigen freigelassen hatte, und den sie dafür umbrachten, ohne Verhör noch gerichtliche Form, eine allgemeine Aufregung veranlaßte. Schon fürchteten die sogenannten Politiker, d. h. die Gemäßigten unter den Einwohnern, daß die herrschende Faction sich ihrer durch eine große Gewaltthat entledigen wolle; ein rothes Blatt ging von Hand zu Hand, auf welchem die Namen der angeblich zum Tode oder zur Verbannung bestimmten verzeichnet waren.[1] Diesen Moment ergriff Mayenne,

[1] L'Estoile 25. Nov. 1591 bei Champollion 69. En leurs rolles ils les distinguoient par ces trois lettres P. D. C. qui etoit à dire pendu, dagué, chassé.

um, aus dem Lager zur Stadt kommend, die Sechzehn in ihre Schranken zu weisen. Die vornehmsten Urheber jener Hinrichtung ließ er festnehmen und mit dem Tode bestrafen; zugleich setzte er sich in Besitz der Bastille. Die Spanier waren keineswegs damit einverstanden, aber der militärische Sinn der Besatzung verhinderte sie doch, etwas dagegen zu thun, und Mayenne wußte eine Aufregung der Bevölkerung zu vermeiden. Der Sorbonne machte er einen Besuch, um sie zu begütigen; er ließ die Prediger in dem gewohnten Tone fortfahren; es war ihm genug, gezeigt zu haben, daß ein Gesetz und eine Macht, um dasselbe zu handhaben, über ihnen sei.

Indem er sich aber von Mendoza und den populären Bewegungen abwandte, trat er mit Alexander von Parma, der als ein Kriegsmann von Gewerbe an diesen ebenfalls kein Gefallen fand, über die definitive Einrichtung von Frankreich in ernstliche Berathung. Gleich bei der Eröffnung des letzten Feldzugs ward eine Conferenz darüber zwischen seinem vornehmsten Rath Richardot, dem spanischen Gesandten Don Diego Ibarra, und einem Staatsmann aus der Umgebung Mayenne's, Jeannin, gehalten. Den spanischen Staatsmännern kam es mehr auf den gesetzlichen Weg an; sie forderten eine Ständeversammlung, um zur Wahl eines Königs zu schreiten. Jeannin bemerkte dagegen, daß diese doch nur dazu dienen könne, um dem was von den Großen beschlossen sei, das Gepräge der Gesetzlichkeit zu verleihen; vor allem mit den französischen Großen, und zwar eben denen vom Haus der Guisen, müsse sich der König von Spanien verständigen. Die Sache sei schwer, das einzige Mittel, sie durchzuführen, sei Geld. Die Anerbietungen, welche Don Diego machte, waren sehr bedeutend, doch genügten sie nicht.

Welche Meinungsverschiedenheit aber auch noch obwalten mochte, endlich entschloß sich Mayenne, nach dem Wunsche Farnese's, die hie und da bereits gewählten Deputirten der schon so oft verheißenen Generalstände auf den Anfang des Jahres 1593 zusammenzurufen. Wir haben einige Instructionen übrig, die den Bevollmächtigten gegeben worden, z. B. von der Geistlichkeit zu Auxerre, dem dritten Stande zu Troyes. Die erste setzt als Grundsatz fest, daß niemals mehr als Eine Religion in Frankreich geduldet werden dürfe, wie es nur Eine Taufe, nur Einen Gott gebe; ein unverbrüchliches Fundamentalgesetz müsse jeden Fürsten, der ein Ketzer sei, oder die Ketzer begünstige, von dem französischen Throne entfernt halten; der neue König müsse wo möglich von altem königlichem Blute herstammen, aber seine Erhebung doch der Wahl verdanken, und die Billigung des Papstes, wie des Königs von Spanien, der ihm seine Tochter vermählen werde, für sich haben.[1] In Troyes schloß man Heinrich von Bourbon namentlich aus, selbst wenn er angeben sollte, daß er sich zum Katholicismus bekehrt habe; denn er sei ein zurückgefallener Ketzer, von dem päpstlichen Stuhle excommunicirt, und aller königlichen Prärogativen für unwürdig erklärt; durch die früheren Ständeversammlungen verworfen.[2] Für den neuen König ward hier die einzige Bedingung gemacht, daß er ein Franzose sei; die Regierung soll er alsdann durch ein aus Großen des Reiches und Deputirten der Provinzialstände zusammengesetztes Conseil führen; alles was von den Ständen

[1] Articles des remonstrances du clergé d'Auxerre pour les états. Bei Bernard Procès-verbaux des états gen. de 1593. S. 785.

[2] Memoire von Troyes 11. December 1592. Ibid. 780.

zu Blois beschlossen worden, soll für alle künftigen Zeiten als Gesetz gelten.[1] Und wie hätte man etwas anderes erwarten können, als daß der ständisch-katholische Sinn, der in der ganzen Bewegung so wirksam gewesen war, auch in der neuen Versammlung vorwalten würde. Wohin jedoch die Meinung Mayenne's ging, ließ sich nicht mit Bestimmtheit angeben; er unterhandelte sogar zuweilen mit Heinrich IV.; die Spanier zeigen sich mit seiner Haltung während der Wahlen unzufrieden, denn er habe nur seinen eigenen Vortheil im Auge, und verfolge die Spanischgesinnten; nothwendig sei, daß Philipp II. ein neues Heer vorrücken lasse, das werde seinen Anhängern, namentlich vielen von den Städten, Muth machen, sich öffentlich zu erklären. In einem ähnlichen Sinne sprach sich, wenn nicht der römische Hof selbst, doch dessen Nuntius aus. Er forderte den König von Spanien auf, mit der schreckenden Macht des Eisens die anziehende des Goldes zu vereinigen, alles zu thun, um die Franzosen mit ihrem Willen, oder wider denselben zu sich hinüberzuziehen.

In der That war Philipp II. zu einem Angriff mit aller Macht entschlossen. Alexander Farnese, der sich während des Sommers zur Herstellung seiner Gesundheit in Spaa aufgehalten hatte, schickte sich in dem Spätjahr an, an der Spitze eines neuen Heeres nach Frankreich zurückzukehren. Deutsche Landsknechtshaufen unter Kurz und Bernstein, die alten italienischen und spanischen Banden unter Capizucchi und Zuniga, und niederländisch-wallonische Regimenter

[1] M. de Guzpide: 20. October 1592. Si el exercito de V. Md. — — (es) en aquel reyno poderoso, le (für Mayenne) sera fuerça andar a derechas, pues con esto podran los bien intencionados y muchos pueblos descubrirse.

sammelten sich bereits an den französischen Gränzen. Farnese hatte, da die spanischen Sendungen zögerten oder ausblieben, das nöthige Geld auf seinen eigenen Namen in Antwerpen aufgebracht. Er hatte bereits einen Palast in Paris gemiethet, und ließ ihn für sich in Stand setzen. Er wollte die Stadt, wie sie gefordert, gegen die Anfälle des Königs von Navarra und die Umtriebe der Politiker sichern, aber zugleich die Mitglieder der Ligue in Pflicht halten und der Ständeversammlung Zuversicht zu der großen spanisch-katholischen Partei einflößen.

Es war der letzte große Schlag, von dem man alles erwartete. Der Herzog von Parma, wegen seiner Verdienste von allen verehrt, wegen seiner Macht von allen gefürchtet, dem die Hauptstadt und die Partei überhaupt ihre Rettung verdankte, sollte, wie er im Felde das beste gethan, die große Sache durch bewaffnete Unterhandlung zu Ende führen. Wenn irgend ein Mensch, so war er dazu fähig.

Was sind aber menschliche Berechnungen? Das göttliche Geschick spottet ihrer. Im Begriff, nach Frankreich aufzubrechen, ward Alexander Farnese vom Tode weggerafft.

Vierzehn Tage lang hatte man ihn zu Arras fast immer zu Pferde gesehen, um die ankommenden Truppen, die mit ihm nach Frankreich gehen sollten, zu mustern; am 1. December wurde er krank, doch unterzeichnete er noch militärische Befehle mit zitternder Hand; auf die Bitte seines Dieners, den letzten Lebensfunken durch Ruhe zu schonen, antwortete er: und wenn es der letzte sei, so wolle er ihn, wie das ganze Leben, den öffentlichen Angelegenheiten widmen; am 3. December war er nicht mehr. So eben hatte sich Alexander Farnese zur Ausführung von Plänen angeschickt, welche

die Zukunft der Welt bestimmen sollten: jetzt sah man seine Leiche in eine Kapuzinerkutte gehüllt, von dreihundert Fackeln umstellt, in der Kirche St. Vedast. Ein Ereigniß von eben so großer Wirkung, wie vor kurzem der Tod Gregors XIV.

Anfangs des Jahres 1593 trafen die Deputirten zu den Generalständen nach und nach in Paris ein; keineswegs vollständig, aber doch so zahlreich, daß ihre Sitzungen am 26. Januar in Louvre eröffnet werden konnten. Sie wurden in dem Sinne empfangen, in dem sie gewählt worden waren, mit Predigten, in denen man ihnen ihr Recht bewies, vom salischen Gesetze abzuweichen, und päpstlichen Anmahnungen, in denen sie auf den Grund, daß Gott die Könige erhebe und absetze, des Volkes Stimme aber Gottes Stimme sei, aufgefordert wurden, zur Wahl eines wahrhaft katholischen Königs zu schreiten.

Aber die große Combination Philipps II. erfüllte sich damit nicht. Da der alte Sieger und Befreier gestorben, rückte auch das spanische Heer, welches ein persönliches Verhältniß zu ihm hatte, nicht in Frankreich ein. Statt Farnese's erschien wie zu einer gewöhnlichen Unterhandlung Lorenz Suarez Figueroa, Herzog von Feria, den Niemand kannte, mit einem spanischen Rechtskundigen, Inigo Mendoza, der dazu bestimmt war, die Gültigkeit des saiischen Gesetzes aus juridischen Gründen zu widerlegen.

Mayenne fand es rathsam, dieser Gesandtschaft, der noch Tassis beigesellt wurde, nach Soissons entgegenzureisen, um im Voraus seine Abkunft mit ihr zu treffen. Nicht der Rechtsgelehrte, aber die beiden spanischen Staatsmänner hielten es für einen entscheidenden Vortheil, wenn es ihnen gelinge, ihn auf ihre Seite zu bringen; gehe er dann mit ihnen in

erwünschter Gesinnung nach Paris, so werde er auch alle Andern für sich und für sie gewinnen.[1]

Das erste, wovon die Unterhandlung ausging, war der Anspruch der spanischen Infantin auf die französische Krone. Mayenne machte hiegegen keine Einwendungen; er erklärte oft, daß derselben das volle Recht an die Krone zustehe; aber er wiederholte, es werde unendlich schwer sein, damit durchzubringen und stellte für sich selbst ungeheure Forderungen auf. Manches heftige Wort mag in der Unterhandlung gefallen sein; zuletzt aber vereinigte man sich. Dem Herzog wurden das Gouvernement von Burgund, mit Vorbehalt allein der Hoheitsrechte des Königs, und das Gouvernement der Normandie unter den gewöhnlichen Bedingungen solcher Stellen versprochen; überdieß große Geschenke auf einmal, bedeutende Renten auf immer, Bezahlung seiner Schulden: bis die Infantin komme, sollte er ihr Generalstatthalter sein; wenn sie gekommen, eines von den größten Reichsämtern erhalten. Dagegen machte sich Mayenne seinerseits anheischig, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bei den versammelten Ständen dahin zu wirken, daß die durchlauchtige Infantin zur Königin von Frankreich erklärt werde: denn er wisse sehr wohl, daß dieß der austräglichste Weg zur Zerstörung der Ketzerei und zur Erhaltung der Religion im Reiche sei.[2] Mündlich

[1] Tassis gibt seinen Gesichtspunkt sehr unumwunden an: viendo, quan mezclado anda lo de dios con lo del mundo y que es permitido y conveniente ayudarse desto postrero para salir con lo primero, seria bueno, entrar en estados teniendo comprados a los que mas al caso hizen y en particular al de Vmena.

[2] Die Urkunden über diese Abkunft sind in den Commentarien von Tassis B. VIII. p. 524. abgedruckt. Ueber die Verhandlungen liegen außer seiner Erzählung auch in den Papieren von Simancas noch die

versprach er, seine Stimme der Infantin unverzüglich zu geben. So schien die Hauptsache erreicht. Die Gesandten meinten, daß sich durch gegenwärtige Freigebigkeit oder Versprechungen für die Zukunft alles weitere durchsetzen lassen würde: die Franzosen seien Alle bis unter die Augen in Elend, und Wenige tugendhaft genug, dieß zu ertragen; sie seien gesonnen, ihre Lage diesseits zu verbessern und für ihr Heil jenseits weder zu leiden, noch zu sterben. In Paris, wohin die Gesandten am 9. März kamen, fanden sie die Gemüther in einer ziemlich günstigen Stimmung. Eine Rede, die Feria zu Gunsten der Ansprüche Isabella's in den Ständen hielt, ward gut aufgenommen: Niemand wagte, sich für Heinrich IV. zu erklären: wiewohl man auch von den anderen Prätendenten sprach, so behauptete doch immer die Infantin den vornehmsten Platz unter allen. Eigentliche Verhandlungen begannen erst, als auch Mayenne nach Paris zurückgekommen war, was am 6. Mai geschah. Dann ward eine Junta gebildet, an der die anwesenden katholischen Großen, die Abgeordneten der Abwesenden und sechs Deputirte der Stände, von jedem Stande zwei, so wie einige von den Räthen Mayenne's, theilnahmen; und vor dieser setzten nun die Spanier auf's Neue die Ansprüche ihrer Infantin auseinander, absichtlich in den gemäßigtsten Ausdrücken; sie hatten nichts dagegen, daß dem Geburtsrechte die Wahl hinzugefügt werde, wenn es nöthig sei. Die Franzosen zögerten, sich auf den Rechtsanspruch einzulassen: sie forderten vor allen Dingen, daß ihnen die Unterstützung namhaft gemacht werde, auf die sie sich Rechnung machen dürften. Zwei Tage darauf trugen die Spanier vor,

Berichte Inigo Mendoza's vor. Dieser fügt die Nachricht von dem mündlichen Versprechen hinzu.

was man von ihrem König erwarten könne, obgleich sie von demselben keine bestimmte Anweisung dazu hatten, sondern sich älterer Papiere bedienen mußten.[1] Alles ließ sich an, als werde man es nunmehr zu voller Verständigung bringen.

Sei es Vernachlässigung oder ein gemeinschaftliches Bedenken, die letzte Schwierigkeit zu berühren, noch war darüber Nichts festgesetzt worden, wer der Gemahl der Infantin sein solle, wenn sie Königin werde. Gerade die Unbestimmtheit, in der man diesen Punkt ließ, mag dazu beigetragen haben, daß der Plan, ihr den Thron zu verschaffen, nicht vom ersten Augenblick an einen größeren Widerstand erweckte. In dem bourbonischen wie in dem lothringischen Hause gab es eine ganze Anzahl unverheiratheter Fürsten, die sich auf die Hand der Infantin Hoffnung machten, oder für welche ihre nächsten Verwandten diese Hoffnung hegten. Endlich aber mußte das Stillschweigen hierüber gebrochen werden.

Und da traten die Gesandten mit dem Wunsche Philipps II. hervor, zugleich mit seiner Tochter seinen Vetter, den Erzherzog Ernst, auf den französischen Thron zu bringen. Die Infantin Isabella war vorlängst dem Kaiser Rudolf bestimmt gewesen, der aber in dem wunderlichen Zustand des Gemüthes, in den er gerathen war, nie zu dem Entschluß kommen konnte, weder seine Braut heimzuführen, noch auch ihr zu entsagen. Philipp II. wendete sein Augenmerk auf den Bruder des Kaisers, Erzherzog Ernst, dem er nach dem Tode des Prinzen von Parma die Statthalterschaft in den Niederlanden übertrug;[2] und dieser ging mit Freuden auf die Anträge des Königs ein. König Philipp war hierdurch

[1] sin precisa y clara luz de V. Md. wie Tassis sagt.

[2] Vgl. Khevenhiller Annales Ferdinandei IV, 1072.

gewissermaßen gebunden, den Erzherzog auch den Franzosen vorzuschlagen. Hatte man ihm doch auch von Frankreich her oft genug gesagt, daß die Autorität eines gebornen Fürsten aus königlichem Geblüt dazu gehöre, um die Franzosen zu regieren. Ueberdieß aber lag darin die weitere Ausbildung des Gedankens einer katholischen, das Primat der Welt besitzenden Dynastie. Man hielt für möglich, daß Erzherzog Ernst künftig einmal das Kaiserthum mit dem Besitz der Niederlande und der französischen Krone verbinde.

Ob es der Klugheit und dem Ansehen des Herzogs von Parma gelungen wäre, diesen Vorschlag annehmlich zu machen? fast möchte man auch daran zweifeln. Wahrscheinlich wäre er nicht im ersten Augenblick damit hervorgetreten, wie man denn später behauptet hat, die Sache sei nicht unmöglich gewesen, aber der Erzherzog hätte nicht zuerst genannt werden sollen. Wie der Vorschlag gemacht wurde, erweckte er einen allgemeinen und heftigen Widerspruch.

Wohl hatte auch Philipp selbst sich nicht verhehlt, daß es dahin kommen könne, und noch drei andere bezeichnet, die er sich gefallen lassen wolle: Carl von Guise, Sohn des zu Blois umgebrachten, der schon vor einiger Zeit wie durch ein Wunder aus seinem Gefängnisse entkommen war und die allgemeine Gunst der Partei besaß, oder einen der Söhne des Herzogs von Lothringen unter der Bedingung, daß Lothringen dadurch nicht mit Frankreich vereinigt werde, oder endlich auch den Sohn des Herzogs von Mayenne. Da der erzherzogliche Name alles gegen sich aufregte, mußten die Gesandten einen andern nennen; Feria entschied, nicht ganz im Einverständniß mit Inigo Mendoza, für den an erster Stelle genannten Guise, zu dem er eine persönliche Vorliebe gefaßt

hatte. In tiefem Geheimniß kam er in einem Franziskanerkloster mit einem Freunde des Hauses zusammen und vertraute ihm an, daß Philipp damit einverstanden sei, wenn man Guise zum König wähle und seine Tochter ihn als Gemahl annehmen wolle. Und wie nun der erste Vorschlag allgemeinen Widerwillen, so erregte der zweite, der, wie vertraulich auch immer mitgetheilt, doch auf der Stelle bekannt wurde, allgemeine und laute Freude unter den Mitgliedern der Ligue. Am 18. Juli 1592 ward in ihren Kirchen gepredigt, daß Gott endlich den künftigen König gezeigt habe, einen jungen Fürsten, der aber nie vom Glauben abgewichen sei, von gutem Stamme, ein neuer David.

Da war nur die Eine Frage, und schon Inigo Mendoza hatte sie erhoben, ob Mayenne, der noch alles leitete, hiemit zufrieden sein werde.

Aus dem Halbdunkel, in welchem Mayenne sich hielt, blitzen zuweilen höchst ehrgeizige Gedanken auf. Er hat einst dem Herzog von Parma unumwunden zu wissen gethan, daß er selbst die Hoffnung hege, König von Frankreich zu werden. Vor allen Andern, schrieb er demselben, würde er dem König von Spanien die französische Krone gönnen: wolle sie dieser aber nicht annehmen, so habe er so große Verdienste um die katholische Sache, daß er erwarte, man werde ihm darin Niemand vorziehen. Es verhieß, Burgund abzutreten, wenn man ihm helfe, den französischen Thron zu besteigen.[1] Philipp hatte dieß ungern vernommen, und war

[1] petere, ne sibi in conservanda vetere religione laboribus paternis, fraternis et suis reliquos omnes antegresso praeripi a quoquam meritorum tantorum pretium pateretur: spondere autem, si auxiliis hispanicis fultus in solium Gallicum scanderet,

nicht darauf eingegangen. Aber Mayenne konnte über das einmal ausgesprochene Wort nicht wieder hinwegkommen. Es ist möglich, daß er gewonnen worden wäre, wenn die Spanier, wozu Inigo Mendoza rieth, seinen Sohn genannt hätten: von der Erhebung Guise's auf den Thron dagegen wollte er schlechterdings nichts hören. Er hat gesagt, er liebe seinen Neffen so sehr wie sich selbst, aber nicht mehr; er wünsche ihm so viel Glück, wie sich selbst, aber nicht mehr: größer als sich wolle er ihn nicht sehen. Der päpstliche Nuntius Sega bemerkte ihm, auch ein Bildner werfe sich vor dem Crucifix nieder, das von ihm selber gemacht sei: er erinnerte ihn an das Beispiel des Lykurgus, der den wiederhergestellten Thron in Sparta seinem Neffen überlassen habe. Wie hätten aber Vorstellungen dieser Art auf einen Mann wirken sollen, der von der höchsten Gewalt den Begriff der Italiener in sich aufgenommen hatte, daß um ihretwillen alles erlaubt sei; keine Zusage, kein Eidschwur könne dagegen verpflichten;[1] man wollte von ihm gehört haben, es sei unmöglich, zugleich ein guter Staatsmann und ein guter Christ zu sein. Es erschien ihm wie eine Demüthigung, dem älteren Zweige seiner Familie eine Prärogative vor seiner eigenen Nachkommenschaft einzuräumen. Er erklärte den Gesandten, nicht einen König bedürfe man jetzt, sondern Mannschaften und Geld: ehe diese eingetroffen, wollte er von keinerlei Königswahl hören: er schob alles ins Weite.

Burgundiae ducatum Philippo regi (Dondinus de rebus in Gallia gestis 463).

[1] Que en materia de stado no ay que hazer caso de juramentos: recordandose lo que avia prometido dezia que variando el tempo si variaban las obligaciones. (Parescer de Feria 1594.)

Montaigne spricht einmal seine Verwunderung darüber aus, daß die Guisen die Stufen zum Thron eine nach der andern eingenommen und dann doch nicht gewagt haben, diesen selbst zu besteigen. Der Grund ist: in dem Momente, in welchem dieß geschehen sollte und möglich war, wurde derjenige, den die öffentliche Stimme dazu bezeichnete, vom eigenen Oheim zurückgedrängt; der lagerte sich „vor den Garten der Hesperiden, um den Neffen den goldnen Apfel nicht brechen zu lassen." Die letzte Combination, welche wenigstens den Versuch der exclusiv-katholischen und ständischen Monarchie möglich gemacht hätte, kam nicht zu Stande.

Da hätte nun Mayenne die Herstellung des legitimen Königthums selbst in die Hand nehmen, in dem Ruhm, den sich später ein Monk erwarb, diesem vorangehen können; aber dazu besaß er nicht Weltübersicht und Selbstbeherrschung genug; zu lange schon war er des factischen Besitzes der höchsten Autorität gewohnt, als daß er sich davon hätte losreißen können. Indem er seinen Neffen zurückwies, hoffte er noch für sich selber. Er bemerkte nicht, daß die Dinge unter seinen Augen eine ganz entgegengesetzte Wendung nahmen.

Fünftes Capitel.

Religionswechsel Heinrichs IV.

Mit den Penaten eines monarchischen Staates, das ist, mit dem über den Wechsel der Generationen hinaus fortbestehenden Leben desselben, sind die Penaten der herrschenden

Familie nun einmal von Anfang an auf das engste verbunden. Sie von einander zu trennen, ist dann und wann selbst mit Erfolg versucht worden, aber niemals ohne die größte Gefahr und Alles in Frage stellende Erschütterungen. Denn nicht allein ein Recht des Erbes ist die Legitimität, sondern in dem nicht revolutionirten Staat das oberste seiner Gesetze, gleichsam der Schlußstein aller anderen. Man hat nur dann davon abweichen können, wenn die regierende Familie mit den Forderungen der Unabhängigkeit ihres Landes in Widerspruch gerathen, zwischen der Idee des Staates und den Interessen des regierenden Hauses ein nicht zu beseitigender Antagonismus hervorgetreten war.

Hievon aber war damals in Frankreich vielmehr das Gegentheil der Fall.

Beim ersten Blicke leuchtet ein, daß das französische Reich, wenn die spanisch-liguistischen Entwürfe ausgeführt wurden, in seiner politischen Besonderheit gar nicht mehr bestehen geblieben wäre. Nicht allein die Erhebung des Erzherzogs, sondern auch das Königthum eines so schwachen Fürsten wie der junge Guise war, zur Seite einer, von ihrem Vater in die Geschäfte eingeführten, geistvollen, aber nur in der spanisch-katholischen Idee lebenden Frau, hätte den Franzosen ihre Selbstständigkeit gekostet. Frankreich würde ein Theil des großen katholischen Weltreichs geworden sein, das König Philipp II. und seine Staatsmänner im Sinne hatten.

In vielen andern mochte ein Gefühl hievon und ein Widerwille dagegen leben, zuerst legte sie die gesetzbewahrende Körperschaft, das Parlament zu Paris, an den Tag.

Den exclusiv hierarchischen Bestrebungen widersetzte sich das Parlament, auch als es unter dem Einfluß der Ligue

stand, so gut wie den demokratischen. Offen bekämpfte es die Instruction eines päpstlichen Legaten, welche den alten Vorrechten von Frankreich zuwiderlief, so wie die Absicht der Stände, die tridentinischen Beschlüsse einzuführen. Und so wollte denn das Parlament das salische Gesetz so wenig als ein anderes Grundgesetz des Reiches überschreiten lassen. Man konnte sich darüber nicht täuschen: gleich die Befugniß der Stände, zu einer neuen Königswahl zu schreiten, beschränkte das Parlament in seiner Erklärung durch den Zusatz, daß dieß nach den Gesetzen des Reichs geschehen müsse. Als Inigo Mendoza seinen Vortrag über die Ungültigkeit des salischen Gesetzes halten wollte, weigerte sich der Generalprocurator Molé demselben beizuwohnen, was ausnahmsweise gewünscht wurde, denn sonst war das Parlament von den Berathungen der Stände ausgeschlossen, und man hielt für besser, daß er entfernt bleibe.[1] Aber dieser Vortrag, statt zu überzeugen, weckte überhaupt die entgegengesetzten Ideen und Erinnerungen auf. Man bemerkte, daß der Grundsatz der natürlichen Erbfolge, welchen Mendoza empfahl, die Ansprüche bestätigen würde, welche die englischen Könige einst an die französische Krone gemacht hatten, und deren Nachfolger auch wohl noch einmal erneuern konnten. Der ganze Zustand, in dem man sich seit Jahrhunderten befand, wäre dadurch für ungesetzlich erklärt worden: unmöglich konnte das Parlament diese Ansicht um sich greifen lassen. Indem die Stände in ihrer Berathung über die Erhebung der Infantin auf den französischen Thron fortfuhren, regte sich zunächst in den jüngeren Mitgliedern der Chambre des enquestes die Absicht, sich diesem Vorhaben mit Ernst und einem gewissen Grade von Feierlichkeit zu

[1] Registre du clergé, bei Bernard 483.

widersetzen. Man schreibt einem später namhaft gewordenen Manne, Michel de Marillac,[1] Neffen des obenerwähnten Erzbischofs von Vienne, das Verdienst zu, die Initiative in dieser Sache ergriffen zu haben; der erste Präsident Le Maistre und die Grand'-chambre gingen darauf ein. Sie waren nicht etwa im Voraus einverstanden mit Mayenne, aber so viel wußten sie wohl, daß dieser die Absichten der Spanier und der Mehrheit der Stände nicht theilte; es war ein Augenblick, wo sie etwas wagen konnten. Die Meinungen wurden mit aller möglichen Zurückhaltung, fast mit dem Ausdruck der Zaghaftigkeit vorgetragen, aber sie waren entschieden.

Am 28. Juni verfaßte das Parlament eine feierliche Mahnung an Mayenne, zu verhindern, daß unter dem Scheine der Religion die Krone in fremde Hände gerathe; Alles, was zur Erhebung eines fremden Prinzen oder einer fremden Prinzessin geschehen sei oder geschehen könne, sei und bleibe null und nichtig: denn es stehe im Widerspruch mit dem salischen Gesetz und anderen Grundgesetzen von Frankreich. Am Nachmittag sah man den Präsidenten mit 20 Räthen vom Justizpalast über den Quai nach der Wohnung des Generalstatthalters daherschreiten, um ihm diesen Beschluß zu überbringen. In ausführlicher Rede legte Le Maistre die Motive dar; er erinnerte Mayenne an das Beispiel des Widerstandes gegen die Eingriffe des Stuhles zu Rom in die politischen Angelegenheiten, welches die alten Könige, Philipp August, Philipp der Schöne, Ludwig XII., gegeben, und an seinen eignen Eid.[2] Mayenne zeigte sich ungehalten, daß

[1] Le Beau: Vie de Marillac; bei Maier XV, 615 mit guten Zusätzen bei Bernard 736.

[2] Auszug der Rede bei Thuanus CVI, 545.

man einen so wichtigen Beschluß, ohne ihn vorher zu fragen, gefaßt habe: für den Augenblick aber, — und das Gefühl des Augenblickes pflegt in Frankreich den Ausschlag zu geben, — war ihm derselbe sogar angenehm; [1] und so ließ er ihn hingehen.

Wenn wir das Ereigniß aller Zufälligkeiten entkleiden, so liegt die Summe desselben darin, daß der höchste Gerichtshof, der sich schon früher einmal von der Strenge der geistlichen Satzungen und Rechte losgerissen, seitdem aber denselben seine Zustimmung wieder hatte zu Theil werden lassen, ihnen jetzt, als es Ernst damit wurde, sie auf die Krone selbst anzuwenden, mit aller seiner Kraft entgegentrat. Die geistlichen Gesetze und die ergangene Excommunication schlossen den gebornen König und seine Nachkommenschaft auf immer von dem Throne aus. Statt dieß anzuerkennen und der neuen Königswahl, die man vorhatte, Raum zu machen, provocirte das Parlament auf die Grundgesetze des Reiches, durch welche eben der Ausgeschlossene zur Krone berufen wurde. Der Ordnung der Kirche und der allgemeinen katholischen Welt stellten sich die Ordnung und die Nothwendigkeiten des Staates entgegen. Es war ungefähr, wie einst in Deutschland, als die geistlichen Fürsten ihre Verpflichtung gegen den Papst hintansetzten und sich entschlossen, den Religionsfrieden anzuerkennen, ohne welchen die Nation nicht bestehen konnte.

Zu der politischen trat eben damals eine geistlich-doctrinäre Manifestation.

[1] Tassis 10. Juli: no falta quien dice que la (die Erklärung des Parlaments) procuraron la madre hermana y muger del de Umena; mas puede dexarse de sospechar que aun el mismo duque convino en ello, si ben dio despues alguna reprehension.

Während des Reichstags fanden, mit Genehmigung Mayenne's, Conferenzen zwischen den royalistischen und liguistischen Bischöfen Statt, meistens zu Suresne, von denen man jedoch nicht sagen könnte, daß sie die Ueberzeugungen einander genähert hätten. Wie bei Gesprächen dieser Art gewöhnlich, waren die Sätze, die jeder Theil behauptete, merkwürdiger, als was der eine dem andern abgewann. Die Royalisten, die aus dem Lager Heinrichs IV. kamen, stellten die natürlichen Rechte des gebornen Königs in den Vordergrund; die Liguisten, die aus der Stadt abgeordnet waren, erklärten es für unvereinbar mit den kirchlichen Pflichten, diese Rechte bei einem Nichtkatholiken anzuerkennen. Diese stützten sich auf Beispiele aus dem alten Testament und den hierarchischen Jahrhunderten, jene hoben die einfachen Sprüche des Evangeliums, die auch für die Protestanten maßgebend gewesen waren, hervor. Den größten Eindruck machte es, als eines Tages die royalistischen Geistlichen versicherten, ihr König werde zum Katholicismus übertreten. Vielleicht war es schon ein Rückschritt von der äußersten Strenge der früheren Behauptungen, wenn der Führer der Liguisten, Erzbischof Espinac, es nicht für ganz und gar unmöglich erklärte, daß derselbe alsdann als König anerkannt werden könne, aber dabei blieb er, daß dieser Anerkennung die Absolution durch den römischen Stuhl vorangehen müsse. Denn wenn die Krone in weltlichen Dingen unabhängig sein möge, so habe sie dieß Vorrecht nicht, sobald es auf Religion und Glauben ankomme. Die royalistischen Theologen waren weit entfernt, dieß zuzugeben. Ihr Führer, Renaud de Beaune, Erzbischof von Bourges, warf die Frage auf, was daraus werden solle, wenn der Papst etwa verweigere, den König

zu absolviren.[1] Wolle man das Recht der Krone von Auswärtigen abhängig machen? Er hielt es für vollkommen genügend, daß der französische Clerus dem König die Absolution ertheile: später möge man die Einwilligung und den Segen des Papstes nachsuchen.

Den nächsten Sonntag sprachen sich die Prediger der Stadt mit um so stürmischerer Heftigkeit über Heinrich von Béarn aus, den Excommunicirten, in die Ketzerei Zurückgefallenen, von dem sie nicht glauben wollten, daß ihn der Papst, in dem sie sich nur den Ausdruck der strengsten kirchlichen Gesetze dachten, jemals lossprechen könne; möge er katholisch werden, aber ihr König könne er niemals sein; nicht einmal von weiterem Stillstand mit ihm wollten sie hören.

Damit hatten sie jedoch nicht mehr so ganz die Beistimmung der Menge, die nicht allein Meinungen verlangt, sondern Erfolge.

Der spanisch-liguistischen Sache that nichts einen größern Eintrag, als die Schwäche und Entfernung der spanischen Streitkräfte.[2] Die Prätensionen der Gesandten wurden lächerlich, da die Kriegsgewalt fehlte, welche ihnen allein Nachdruck verleihen konnte.

Dagegen war der brave Béarner mit seinem Heer in der Nähe der Hauptstadt; man hörte bald von der einen bald von der andern seiner Unternehmungen, und sah sich durch dieselben benachtheiligt, ja bedrängt.

[1] Ausführlicher Bericht über die Sitzungen bei Cayet Chronol. navarr. Mich., XII, 447.

[2] Inigo Mendoza: 30. Mai 1593 no ay quien ne nos eche en rostro nostra desnudezza en armas y dineros, otros nos predican por impotentes y desconfian de lo que promitimos.

Oft und mit Recht ist davon gesprochen worden, wie sehr seine Kriegführung vor dem Talent Alexander Farnese's, der seine militärischen Bewegungen bei weitem besser nach Einem Ziele leitete, in Schatten trat. Aber es gibt noch eine andere Art von Strategik, die von den großen geographischen Verhältnissen ausgeht; von dieser besaß Heinrich IV., ich will keineswegs sagen die Wissenschaft, aber doch ein praktisches Gefühl. Wie er gleich bei seinem ersten Angehen auf Paris hauptsächlich die beherrschenden Positionen an den Flüssen in seine Hand zu bringen suchte, und es nach dem Abzug Farnese's sein erstes Geschäft sein ließ, sich des Verlornen wieder zu bemächtigen, so verfuhr er in Bezug auf das ganze nördliche Frankreich. Denn dieß sich zu unterwerfen war seine Aufgabe; der Norden ward dießmal vom Süden bezwungen. Vor allem sorgte er dafür, daß die mittlere und untere Loire in seinen Händen blieb; da er Rouen und Havre nicht einnehmen konnte, so war es ihm um so wichtiger, Quilleboeuf und Caudebec zu behaupten oder wieder zu gewinnen; und nichts war den Liguisten der Normandie empfindlicher; die Häfen der nördlichen Küste hielt er meistens in Gehorsam. Man hat über ihn gescherzt, daß er wichtige Kriegszüge durch Unterhandlungen über die Vermählung der Erbin von Bouillon mit Turenne unterbrochen habe: in der That aber lag für seine gesammte Aufstellung etwas daran, daß ein so wichtiger Platz an der Maas, wie Sedan, in den Besitz eines befreundeten, und während des Kriegs zuverlässigen Mannes kam. Von noch größerem Werth war die erwähnte Besitznahme St. Valery's an der Somme durch den Herzog von Nevers; Heinrich hat gesagt: wäre es diesem dann nicht gelungen, so wäre er selber vor die Stadt

gezogen.[1] Die Herrschaft über die Häfen, Ströme, Flußübergänge gab ihm die Herrschaft über das Land, und brachte eine mächtige Rückwirkung auf die großen Communen hervor, die seine vornehmsten Feinde waren. Schon waren Paris, Rouen, Orleans an Kräften erschöpft, ja in offenbarem Verfall; wenn die Städte der Picardie sich etwas besser aufrecht hielten, so wurden sie doch auch wie einst vom Gedeihen, so jetzt von den Verlusten der übrigen betroffen. Daß Heinrich im Juli 1593 Dreux einnahm, empfand man besonders in der Hauptstadt, wo allmählich Jedermann des Kriegs müde wurde. Während der Conferenzen von Suresne und des für dieselben bewilligten, von Zeit zu Zeit verlängerten Waffenstillstandes war den Parisern wieder ein Vorgenuß des Friedens zu Theil geworden. Gar manche waren gegangen, ihre Besitzungen wieder zu sehen; sie erschraken vor dem Gedanken, daß der Stillstand aufgehoben werden könnte. Der päpstliche Legat, der als ein Gegner desselben galt, wurde dafür mit Gewaltthätigkeiten bedroht.

Bei dem militärischen Uebergewicht, das der König in diesem Augenblick ohne Zweifel besaß, und dem Bedürfniß des Friedens auf der andern Seite, könnte es scheinen, als hätte er, an seinem Glauben festhaltend, auf einen vollkommenen Triumph rechnen können. Von eifrigen Hugenotten ward ihm vorgestellt, er möge die Katholiken immer einen Strohmann

[1] Memoyre pour les affaires de la France 1592. M. S. de Simancas: Les villes catholiques sont réduites en extrême langueur pour ne jouir de revenu quelconque, pour être privées de leur trafic ordinaire et pour ne pouvoir vivre de leur métiers.

zum König wählen lassen; alles Gift seiner Feinde möge sich in einem Haupte sammeln; er wisse dann, wen er zu bekämpfen habe; das sei der schwerere Weg, aber der ihn dahin führe, sich zum absoluten König zu machen. Man erinnerte ihn an die persönliche Gefahr, vor der in der Mitte der alten Gegner ihn Niemand schützen könne; besser für ihn, im schlimmsten Falle in einem Winkel von Frankreich sich unabhängig zu behaupten, und nur mit Leuten umgeben zu sein, auf die er sich verlassen dürfe.

Es wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz in der Welt geben, das bei dem Gedanken, daß es dem König Heinrich gelungen wäre, ohne Uebertritt zu einem andern Glauben sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge.

Das aber war seine Lage gar nicht mehr, daß er einen freien Entschluß hätte fassen können. Durch das Versprechen, das er gleich nach dem Tode Heinrichs III. gegeben, war er gebunden. Er konnte die Erfüllung desselben verschieben, so lange er um sein Dasein kämpfte, Anmahnungen, die mit Drohungen verknüpft waren, wie sie damals aufs Neue von einer Partei, die sich mit besonderem Nachdruck als die dritte bezeichnete, obgleich es längst eine solche gab, an ihn gerichtet wurden, als seiner Ehre zuwiderlaufend, zurückweisen. Wenn er aber sein Wort lösen konnte, ohne vor sich selber zu erröthen, dann entsprach es zugleich allen seinen übrigen Interessen, das zu thun.

Unter den mancherlei Aufforderungen dazu, die ihm auch von befreundeter Seite zukamen, finde ich besonders eine bemerkenswerth, in welcher der Uebertritt als eine Pflicht des Königthums dargestellt wird. Das französische Reich, heißt

es darin, sei gleichsam die Beute eines Jeden, der sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen wolle: Raub und Mord gehe im Schwange, unter den Glaubensstreitigkeiten reiße der Atheismus ein. Für alle Gewaltthaten, Unterdrückung der Schwachen, Schändung des Heiligen, allen Ungehorsam habe man keinen Vorwand, als den einzigen, daß der König nicht katholisch sei. Wäre Heinrich nichts als Herzog von Vendôme, so möchte er thun, was ihm zu thun gefalle: aber er sei König von Frankreich, da habe er vor Allem die Pflicht, für das Reich zu sorgen. Alle constituirten Gewalten im Reiche seien katholisch, die Abweichenden in so geringer Zahl, daß das keinen wesentlichen Unterschied mache: und sei nicht die katholische Kirche in Bezug auf Lehre, Ordnung und Gebräuche die alte, die sie von jeher gewesen? Niemand könne läugnen, daß es in ihr Mißbräuche in Sitten und Zucht gebe; diese zu reformiren, stehe nicht den Hugenotten, sondern ihm, dem König, dem weltlichen Oberhaupte der Kirche, zu; vielleicht habe Gott ihn dazu ausersehen, die allgemeine Einheit einmal wieder herzustellen. Aber ehe er in die Kirche eingreifen könne, müsse er erst wieder als der älteste Sohn der Kirche dastehen.

Zu diesen allgemeinen Gründen fügte man dann die Umstände der Zeit. Unmöglich, sagte man ihm, könne er seinen Staat allein auf den Adel gründen, von dem man nicht einmal wisse, wie lange er aushalten werde; jetzt aber habe er Gelegenheit, auch die Städte für sich zu gewinnen, die nur nach einem Anlasse verlange, um sich ihm anzuschließen; wenn er übertrete, werde es ihm an den gewohnten Unterstützungen des Clerus nicht fehlen, er werde Herr aller drei Stände sein; wo nicht,

so müsse er fürchten, daß man ihm einen andern König entgegenstelle.[1]

Damit gingen die Anhänger des jungen Guise und die Spanier so eben auf das eifrigste um, und gewiß durfte es Heinrich nicht dahin kommen lassen. Ein einmal ernannter Gegenkönig konnte mit der Zeit alle ihm entgegengesetzten Bestrebungen um sich sammeln; schon im Titel liegt ein Zauber; wie leicht daß die wiederkehrende Fluth spanischer Unterstützungen der Ligue alsdann noch einmal eine größere Kraft verlieh, als sie in diesem Augenblick besaß; ein innerer Krieg ohne Ende hätte sich entsponnen.

Und war es nicht selbst für die Protestanten ein Vortheil, wenn ein Fürst den Thron bestieg, der ihnen angehört hatte, durch ihre Hülfe emporgekommen, durch mannigfaltige Bande an sie gefesselt war? Ihre Sache gelangte dadurch auf eine ganz andere Weise, als es sonst möglich gewesen wäre, in die engste Verbindung mit der Staatsgewalt, die alsdann, so hätte man glauben sollen, niemals wieder einen eigentlich verfolgenden Charakter annehmen konnte. Mit Heinrich IV. schien die Gesinnung der Toleranz, die sich bisher in einigen Provinzen behauptet, den Thron von Frankreich einnehmen zu müssen, in seiner Persönlichkeit eine Vermittlung des sonst nicht zum Austrag zu bringenden Gegensatzes zu liegen.

Das war dann aber eine Entscheidung nicht allein für Frankreich, sondern für Europa.

Wenn in Europa entgegengesetzte Doctrinen und freie Kräfte unaufhörlich mit einander um das Uebergewicht ringen, so hängt doch die letzte Entscheidung selten von dem Kampf allein

[1] Supplication et advis au roi de se faire catholique. Mnscr. der Bibliothek des Arsenals zu Paris Nr. 176.

ab. In großen Momenten bildet sich eine allgemeine Ueberzeugung aus, welche demselben eine gewisse Schranke zieht, und gleichsam eine höhere und moderirende Gewalt ausübt.

Wie Heinrich IV. bisher noch immer als der Vorkämpfer der protestantischen Interessen erschienen, ihm trotz seiner Erklärung von 1589 noch immer von dieser Seite die wesentlichste Unterstützung zugekommen war: so hatte es als eine gemeinschaftliche Angelegenheit der katholischen Welt gegolten, ihn zu bekämpfen. Daraus entsprangen jedoch Verhältnisse, die für das Selbstgefühl der besonderen Staaten auf der katholischen Seite nach und nach unerträglich wurden. Denn eben hierdurch gewann der Vorkämpfer des Principes, der König von Spanien, verbunden mit dem römischen Stuhle, ein alle andern erdrückendes Uebergewicht. Namentlich für die italienischen Staaten war die Existenz eines unabhängigen Frankreich die Bedingung des eigenen politischen Lebens.

Zuerst gaben die Venetianer dieser Ueberzeugung Raum. Sie waren der Meinung, um der Religion willen möge das Oberhaupt derselben, der Papst, politische Feinde haben, einem einzelnen Staate komme das nicht zu. Irgendwo mußte doch endlich einmal wieder dieser Haß aufhören, der um der religiösen Differenz willen jedes andere Verhältniß abbrach. Die jüngeren Nobili, bei welchen diese Meinung herrschte, nahmen damals einen großen Antheil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und nur mit wenigen Stimmen war der Vorschlag, eine Gesandtschaft an die Königin Elisabeth zu schicken, zurückgewiesen worden. Wie viel mehr aber fanden diese Betrachtungen auf einen Fürsten Anwendung, der schon erklärt hatte, zum Katholicismus zurückkehren zu wollen. Die Venetianer waren unter den Katholiken die ersten, welche

Heinrich IV. anerkannten; sie gewährten ihm Geldunterstützungen; sie wünschten nichts mehr als seinen Sieg.[1]

Noch eigenthümlicher war das Verhältniß des Großherzogs Ferdinand von Toscana, der nicht allein durch Besorgniß vor Spanien, sondern hauptsächlich durch Eifersucht auf Savoyen aufgeregt wurde. Hätte ihm Philipp II. nachgegeben, was er wünschte, sich selbst in Besitz von Marseille zu setzen, so möchte Ferdinand sich vielleicht der Ligue angeschlossen haben. Aber Philipp antwortete auf diesen Antrag: die Zeiten Carls V., in denen Toscana begünstigt worden war, seien vorbei. Seitdem ergriff der Großherzog die Sache Heinrichs IV., unterstützte ihn mit Geld zur Werbung von Schweizern und zur Besoldung anderer Truppen, vermittelte ihm ein besseres Verhältniß zu dem Herzog von Lothringen, seinem Schwager, und was die Hauptsache ist, eröffnete ihm sogar durch den Cardinal Toledo einen freilich unbestimmten, aber doch vielversprechenden Eingang in Rom. Dafür aber, denn schon fange man an, ihn als einen Abtrünnigen anzusehen, verlangte er nun auch von dem König seinen Uebertritt zum Katholicismus. Er rieth ihm denselben nicht allein an, sondern er drang darauf, innerhalb einer bestimmten Frist, nach deren Ablauf er sonst genöthigt sein werde, sich von ihm loszusagen.

So kamen zu den französischen die allgemeinen europäischen Verhältnisse, um den Uebertritt des Königs rathsam zu machen. Es scheint, als habe man protestantische deutsche Fürsten vermögen wollen, im Voraus ihre Einstimmung zu geben; das ließ sich jedoch, wie leicht begreiflich, nicht erreichen. Fragen wir nach der Meinung des Königs selbst,

[1] **Relatione di Venetia 1590.** Mnscr. der Bibl. Barberini.

so wäre sie dahin gegangen, die Ligue erst zu besiegen, oder sich mit ihr auszusöhnen, und dann überzutreten.[1] Allein bei der in Frankreich und dann auch in Italien obwaltenden Gefahr durfte er auf diese ungewissen Erfolge nicht warten. Der Uebertritt mußte zugleich ein Mittel des Sieges und der Aussöhnung werden.

Es ist nicht die ganze Wahrheit, aber es ist etwas Wahres daran, wenn Heinrich IV. seinen Freunden erklärte, er bringe seine Ueberzeugung seiner Pflicht zum Opfer. Die Beruhigung Frankreichs, die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts in Europa betrachtete er als seine Pflicht.

Da konnte dann von den doctrinellen Fragen nicht viel die Rede sein; nur darauf kam es an, dem Fürsten seinen Uebertritt moralisch möglich zu machen.

Niemand hat hierauf einen größern Einfluß ausgeübt, als Jacques Davy du Perron, der selbst von dem protestantischen Glauben, in dem seine eifrigen Eltern ihn erzogen hatten, zurückgetreten war. Es war ein Mann von allgemeiner literarischer Bildung, dem wohl auch poetische Versuche gelangen, von mannigfaltiger Wissenschaft, angenehmer Conversation. Seine Briefe haben einen Anflug von Schmeichelei, die doch nichts Zudringliches hat; eben durch einen Brief, in welchem sich eine glücklich geworfene Phrase findet,

[1] Egli avrebbe voluto prima vincere o pacificarsi con i cattolici e poi abbracciar la loro religione. Galluzzi Storia di Toscana V, 156. Für diese Zeiten wäre eine authentische Mittheilung der Relationen aus Frankreich an den Großherzog und der wichtigsten Berichte sehr wünschenswerth. Ueber die Sendung nach Deutschland hat Rommel eine Notiz N. Hess. Gesch. I.

trat er dem König näher; dann hat sich Sully seiner angenommen, und ihn von Stufe zu Stufe emporgebracht.

Eines der vornehmsten Argumente, womit man dem König beikam, war die Behauptung, daß die römische Kirche trotz aller ihrer Mißbräuche immer die Kirche bleibe, und die Mittel des Heils darbiete. [1] Es gab protestantische Geistliche, die eben von Genf kommend, das dennoch bestätigten. Andere durch die politische Lage gefesselt, zogen vor zu schweigen; sie kannten die Hinneigung des Königs, die Unvermeidlichkeit des Schrittes; einer förmlichen Disputation wichen sie aus; denn auch als Sieger würden sie besiegt erscheinen.

Heinrich IV. erschrak, als man ihm eine Verläugnung einer ganzen Reihe von Lehren, die er bisher bekannt hatte, anmuthete; er wies die Unterzeichnung eines so ausführlichen Glaubensbekenntnisses von sich. [2]

Seine Stimmung erhellt aus dem oft gedruckten Briefe, den er Freitag den 23. Juni an Gabrielle d'Estrées geschrieben hat. Er war den Abend zuvor in St. Dénis angekommen. „Heute," sagt er, „fange ich an mit den Bischöfen zu reden. Sonntag werde ich den gefährlichen Sprung machen."

An diesem 25. Juni nun, in der Kirche zu St. Dénis, zu den Füßen des Erzbischofs von Bourges, gab Heinrich

[1] Aubigné Hist. univ. III, 291.

[2] Il dit à Mr. du Plessis, que luy étant présentée à signer une profession de foy, en la quelle il abjuroit par le menu tous les points controvers avec les papistes et juroit les contraires, il en eut horreur et le refusa, les priant de se contenter, qu'il rentroit en l'eglise, en espérance, de la balaier un jour puisqu'il seroit dedans. (Vie de du Plessis Mornay. 186.)

die feierliche Erklärung, daß er in der römischen, apostolischen, katholischen Kirche leben und sterben, dieselbe beschützen und vertheidigen wolle. Hierauf ertheilte ihm der Erzbischof die Absolution, und nahm ihn in den Schooß der Kirche auf.

Es ist nicht die mit Feuer und Schwert verfolgende Kirche, zu welcher Heinrich übertritt; diese hätte ihn von sich gestoßen: es sind zunächst die Doctrinen des royalistischen Clerus, denen er sich anschließt, und die ihn aufnehmen. Sie lassen eine Toleranz der Hugenotten zu; das ganze Ereigniß schließt sie ein.

Auch die katholischen Großen, die den König umgaben, hatten den Hugenotten die Herstellung der alten Pacificationsedicte, die durch die Ligue zurückgenommen waren, versprochen. Der König berief Deputirte der reformirten Kirchen ein, und verdachte es ihnen eigentlich, daß sie sich der günstigen Umstände nicht so gut bedienten, wie sie wohl gekonnt hätten. Als sie im September zu Mantes zusammenkamen, hatte er nichts dagegen, daß sie ihren Schwur, in ihrer Religion zu leben und zu sterben, erneuerten; und an die Wiederherstellung der Pacificationsedicte ward wenigstens sogleich Hand gelegt.

Früher vollzogen hätte Heinrichs IV. Uebertritt zum Katholicismus nur eine geringe Wirkung hervorbringen können. Viel zu stark war bisher die Faction, die ihn unter allen Umständen für unannehmbar, der kirchlichen Absolution unfähig erklärte; regte sich doch sogar in der sogenannten dritten Partei dieselbe Meinung, daß man einen König haben müsse, der nie zu den Hugenotten gehört habe. Die allgemeine Richtung der Gemüther ging damals noch auf die

Verbindung des ausschließenden Katholicismus und der städtischen Freiheiten unter dem Schutze der Spanier; deren Waffen und Geld hielten noch alles in Abhängigkeit und Erwartung. Die Feldzüge gegen Alexander Farnese würden nicht besser ausgefallen sein, wenn Heinrich katholisch gewesen wäre.

Jetzt aber lebte dieser große Kriegsführer nicht mehr; die Geldleistungen der Spanier waren sparsam, ihre Truppen entfernt. Ihre früher von den Franzosen selbst genährten Prätensionen kamen diesen jetzt unerträglich vor. In Heinrich IV. fingen sie an den Vorfechter der nationalen Unabhängigkeit zu erblicken, und zugleich den Retter aus den unerträglichen Unordnungen und Verwüstungen des Kriegs. Alle fühlten wieder das Bedürfniß einer angestammten und festen Gewalt. Und sollten sie dann an den nicht ganz erfüllten Forderungen der strengen Doctrin Anstoß nehmen? Der Menge der Menschen pflegen nur die großen Momente der Lehre einzuleuchten: das Wesentliche lag in dem Uebertritt an sich.

Die Ligue fühlte im ersten Augenblick, wie sehr sie dadurch ins Gedränge gerathe, und nahm sich noch einmal zusammen. Unter der Führung des Legaten vereinigten sich Mayenne, Guise, Aumale, Elboeuf, La Chastre, Rosne, St. Paul, der Erzbischof Espinac und die Bevollmächtigten Mercoeurs, ihren Bund aufrecht zu erhalten, keinen Frieden mit „Navarra" zu schließen, vielmehr den Krieg wieder zu erneuern, sobald nur die spanische Hülfe angelangt und ein Einverständniß über die der Monarchie zu gebende Form getroffen worden sei. Eben dieß aber war und blieb unmöglich. Feria und die Spanier hielten den Gedanken fest, Guise zu

befördern; Mayenne war nicht dazu zu bringen, dieß zu genehmigen. Zuweilen machte er Ausstellungen gegen die Person seines Neffen, zuweilen erhob er persönliche Ansprüche, die sich niemals gewähren ließen; endlich sagte er gerade heraus: Franzose gegen Franzose, da wolle er Niemand weichen.

Feria dachte ihm eine andere Partei entgegenzusetzen, unter Guise und Aumale, der sich auch Espinac anschloß; aber das bewirkte nur, daß alles sich auflöste.

Nemours suchte Lyon für sich selbst einzunehmen; Mercoeur verfolgte seine eigene Politik in Bretagne. Tassis bemerkt, jeder Gouverneur eines Landstrichs, jeder Befehlshaber eines Schlosses geberde sich, als sei er König, und eigne sich die öffentlichen Gelder an; dasselbe geschah von den Städten. Von Zusammenhang und allgemeiner Ordnung war so wenig zu spüren, daß die ständischen Deputirten in Paris nur noch von den Geldunterstützungen der Spanier erhalten wurden. [1]

Unter diesen Umständen verweigerte Heinrich IV. die Verlängerung des Stillstandes. Wenn man sich erinnert, daß Mayenne einst bei dem Abschluß desselben als sein Motiv dabei bezeichnet hatte, die Union werde sonst nicht mehr zusammenhalten, so kann man ermessen, welche Wirkung dieser Schritt haben mußte.

Der Krieg brach wieder aus, Heinrich war bei weitem der mächtigere im Feld; die Ligue, in vollem Verfall, gewährte keinen Schutz wider ihn. Was blieb den Gefährdeten, die sich bedroht sahen, und den Ehrgeizigen, die noch

[1] Los consejeros han de comer de alli. (P. v. S.)

weiter emporzukommen wünschten, übrig, als sich dem König anzuschließen, dem sie sich bisher entgegengesetzt hatten.

Die nächste Wirkung des Religionswechsels lag darin, daß Viele, die zu Heinrich überzugehen wünschten, dieß nun ohne Beschämung zu thun vermochten.

War der Protestantismus Heinrichs oft auch nur ein Vorwand des Widerstandes gewesen, so war es immer von dem größten Werthe, daß derselbe weggeräumt wurde. Aber bleiben wir nicht allein bei den persönlichen Gesichtspunkten stehen, so wirksam sie waren. Andere gab es doch auch, die in der Unterwerfung unter den geborenen und jetzt katholischen König das einzige Mittel sahen, die Verwirrungen des Landes zu beendigen.

Der erste namhafte Kriegsanführer, der sich entschloß, von der Ligue zum König überzugehen, war ein Mann, der ihn bei seiner Thronbesteigung zuerst verlassen hatte, weil er, wie er sagte, einem Hugenotten nicht dienen könne: jetzt erklärte er, nachdem der König katholisch geworden sei, so gebe es keinen rechtmäßigen Grund mehr, ihm den Gehorsam zu versagen: ihn zu bekriegen, würde nicht mehr eine Handlung der Religion, sondern nur ein Akt des Ehrgeizes und der Usurpation sein.[1] Es war Vitry, Gouverneur von Meaux; die Stadt, der er ihre Schlüssel zurückgab, folgte freiwillig seinem Beispiel. Für die Spanier wurde der Verlust dieses Platzes doppelt empfindlich, weil er die Verbindung zwischen den Niederlanden und Paris vermittelte.

[1] Le manifeste de M. de Vitry Gouverneur de Meaux 1594. In der Vorrede heißt es: Ce scrupule (de religion) cessant, celuy est misérable, voyre exécrable, qui se targue de ce faux prétexte.

Der Nächste, der diesem Beispiel folgte, war einer der vertrautesten Anhänger der Guisen, La Chastre, welcher Orleans und Bourges zu Heinrich IV. hinüberführte. Er gab als Grund an, man habe daselbst gefürchtet, unter fremde Herrschaft zu gerathen, und sei nun der Erhaltung der Religion versichert; [1] er forderte Guise auf, sich ebenfalls von den Fremden nicht länger betrügen zu lassen.

Feria gibt beide Ereignisse den Vernachlässigungen Mayenne's Schuld, den man nur vergebens gewarnt habe; namentlich hätte er recht gut den Katholiken von Orleans zu Hülfe kommen können, wenn er gewollt hätte: er mache den Béarner zum König. [2]

Bald fiel durch die Entzweiung der Liguisten auch Lyon in die Hände Heinrichs; das Parlament von Aix fing wieder an in seinem Namen Recht zu sprechen. Noch einmal hatte der römische Hof die Obedienzerklärung Heinrichs IV. nicht ohne officielle Härte von sich gewiesen; aber das hinderte die Franzosen nicht, sich ihrem König zuzugesellen. Die Krönung desselben in Chartres, 27. Februar 1594, ward im Geiste der Opposition gegen Rom vollzogen, denn es würde heißen, sagte man, die Rechte der Krone in Zweifel stellen, wenn man diese Handlung deßhalb aufschieben wolle, weil die Absolution des Papstes noch nicht erfolgt sei. Vielleicht war der Papst mit dieser Nichtachtung seiner Autorität nicht so unzufrieden, wie es aussah; aber im Lande hatte Niemand

[1] Vgl. seine Erklärung bei Bouillé IV, 266.

[2] Im Widerspruch mit dem, was sonst erzählt wird, berichtet Feria, daß Mayenne den Abfall Vitry's wenig empfunden habe: quedo tan poco disgustado da Vitri, avendo hecho tan grande traicion que despues della le embio certas joyas.

eine Ahnung davon; auch ohne die Einwilligung Roms gaben die Provinzen ihre Beistimmung freudig zu erkennen.[1]

Indessen bereitete sich auch in der Hauptstadt Alles zu einem großen Umschwung vor. In den verschiedenen Quartieren gab es bestimmte Häuser, wo sich die Anhänger des Königs versammelten, und sich über ihre Schritte, ja über ihre Art sich auszudrücken, verabredeten. Auch bei dem Volk fanden sie jetzt Gehör, das der Declamationen der Prediger müde war, und ohne Frieden nicht leben konnte; zum Frieden aber, sagte man ihm, könne es nicht gelangen, ohne den König anzuerkennen, der das Land umher beherrsche. Anfangs hatte man Heinrich fast wie einen Fremden betrachtet; wie viel aber hatte er seitdem durch tapfere Kriegsthaten von sich reden gemacht; der Ruf seiner übrigen persönlichen Eigenschaften ging von Mund zu Munde: „er sei gut und verständig, man müsse sich in seine Arme werfen." Fanatische Meinungen, politischen oder religiösen Inhalts, sind dem Nebel zu vergleichen, der, plötzlich aufsteigend, den Anblick der Dinge dem Auge verhüllt; es kommt eine Zeit, wo er fällt. Mayenne vertauschte den Gouverneur der Stadt, der sich den Gemäßigten beigesellte,[2] mit einem andern, von rein liguistischem Ruf, demselben Grafen Brissac, der die Barrikaden geleitet hatte.

[1] Heinrich bezeichnet die Krönung als action sainte où le peuple constitue beaucoup d'efficace. Toute l'église (a été) pleine de peuple, qui a monstré, par trois signes d'allégresse, toute l'affection, qui se peut tesmoigner envers son prince. Lettre à M. de Beauvoir 1594 dern. Févr. Lettres miss. IV, 101.

[2] Ibarra fügt hinzu, von Ständemitgliedern, die noch immer zugegen waren, sei Mayenne aufgefordert worden: que echasse fuera los enemigos y meter mas gente de S. Md. (Spanier), aber er habe gefürchtet, dann nicht Herr zu bleiben.

Allein so ganz zuverlässig war auch dieser nicht mehr; wie früher von Heinrich III., so fühlte er sich jetzt von den Guisen zurückgesetzt;[1] er gab der allgemeinen Bewegung nach, statt ihr zu widerstehen. Als ihm Heinrich anbot, ihn zum Marschall von Frankreich zu erheben, trug er kein Bedenken, von der Partei, zu deren Bildung und Erfolg er das Meiste beigetragen zu haben behauptete, zurückzutreten, und sich mit dem König zu verbinden. Die städtischen Behörden standen mit ihm im Einverständniß; am 22. März 1594 konnte Heinrich IV. ohne allen Widerstand in Paris einziehen. In vollen Waffen, mit dem in seinen Schlachten berühmt gewordenen weißen Federbusch auf dem Hute, an der Spitze eines zahlreichen Adels, von den Schützen seiner Garde umgeben, durchschritt er die Straßen. Als er bei Notre-Dame anlangte, sammelte sich die Menge um ihn, und begrüßte ihn mit tausendfachem Lebehoch. Zuweilen kam es ihm fast wie ein Traum vor, daß ihm nun das lange Gewünschte, und so oft mit den Waffen Versuchte, die Rückkehr in die Hauptstadt, so leicht und mühelos gelungen war. Die Dinge waren aber allmählich dahin gereift. Die Spanier ließ er wissen, er sei gekommen, das in Besitz zu nehmen, was ihm gehöre; das Volk habe seinen König gerufen. Nicht ohne Würde war die Antwort Feria's: er sei nur hieher geschickt, das Volk zu beschützen; da es sich ergeben habe, so werde er mit seinen Soldaten die Stadt verlassen: was er dann auch ungesäumt vollzog.

[1] pieno di occulto dolore. Davila XIV, 909. Commentarii: In Poitou la maggior parte de gentilhuomini si misero col duca d'Elboeuf; havendo lui preso con consenso di cittadini il governo di Poitiers et exclusone Brissac.

Einer der ersten Besuche Heinrichs galt der Herzogin von Montpensier, die als seine bitterste Feindin angesehen ward: sie war erstaunt, daß sie bei ihm so viel Gnade fand; aber die Guisen, wie das Haus Lothringen mit sich zu versöhnen, darauf war jetzt eine der vornehmsten Absichten Heinrichs gerichtet. Eine Anzahl der heftigsten Prediger, unter ihnen Boucher, verließen die Stadt mit den Spaniern; andere folgten diesen freiwillig nach; noch andere wurden genöthigt, sich zu entfernen. In allen Quartieren gab es unter den Bürgern eifrige Anhänger von ihnen, die ihnen folgen mußten; allen Andern wurde volle Amnestie gewährt; statt der geistlich-populären hörte man jetzt wieder die royalistischen Doctrinen verkündigen. In St. Germain l'Auxerrois trat ein royalistischer Prediger auf, des Namens Bellanger, der die bisherigen Lehrer für Verführer des Volkes erklärte, hauptsächlich von dem Gehorsam sprach, den man den Königen schuldig sei, und es als Ketzerei bezeichnete, das Gegentheil zu behaupten. Der König war selbst zugegen, und hatte seinen Platz dem Prediger gegenüber.[1]

Da zögerte auch Villars zu Rouen, obwohl er in die letzte Erneuerung der Ligue zugleich mit Brissac einbegriffen war, nicht länger, seinen Frieden zu machen. Auch er bekam ansehnliche Geldverwilligungen, und behauptete die ihm übertragene Würde eines Admirals. Dagegen bewirkte er, daß Rouen, Havre und eine Anzahl von andern Städten den König anerkannten; der König spricht die Hoffnung aus, daß die Beruhigung des ganzen Königreichs sich an den Besitz dieser schönen großen und reichen Provinz knüpfen

[1] L'Estoile 220.

werde.[1] Paris, Orleans und Rouen waren immer als die drei Hauptstädte der Ligue angesehen worden; sie waren jetzt sämmtlich wieder in des Königs Händen; bald folgten ihnen auch die Städte der Picardie. Es geschah, was von jeher in Frankreich geschehen war und noch öfter geschehen sollte. Eine große und unwiderstehliche Bewegung der Geister hatte in die Ligue getrieben, eine andere führte zum Gehorsam zurück. Niemand vermochte sich die Gründe der allgemeinen Umkehr zu erklären, die man vor Augen sah. Diese Umwandlung der Gesinnung bezeichnete man damals mit dem Worte Revolution.

[1] Henri IV. à M. de Bourdeille 31 Mars 1594. Lettr. miss. IV, 130.